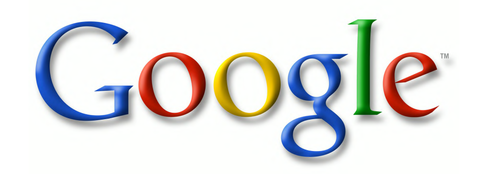





HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY


SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS

Streifzüge

auf dem

Gebiete amerikanischer Volkskunde.

Altes und Neues

von

KARL KNORTZ.

Leipzig,

Ed. Wartigs Verlag Ernst Hoppe

1902.

Subscription fund.

355

Inhaltsverzeichnis.

Ostergebräuche.

Als Faust ausgefunden, dass die gesamte Wissenschaft auf die höchsten Fragen des Lebens keine befriedigende Auskunft zu geben und den Schleier der Natur nicht zu lüften vermochte, griff er in seiner Verzweiflung zur Phiole, um den darin enthaltenen Saft dem nahenden Morgen als letzten Grufs zuzutrinken; plötzlich aber verkündete der ihm von Jugend auf gewohnte Glockenklang und Chorgesang die erste Feierstunde des Ostermorgens und trotzdem ihm der kindliche Glaube an diese Freudenbotschaft längst abhanden gekommen war, so stimmte sie ihn doch so weich, dafs er vom letzten Schritte abstand und neuen Mut zu neuem Leben fafste. Darauf feierte er dann sein geistiges Auferstehungsfest in Gegenwart des an keinem spekulativen Grübeln krankenden Volkes in der freien Natur und fühlte, dafs er nur dort Mensch sein konnte.

Nun aber fällt er von einem Extrem in das andere; er gerät unter ausgelassene Studenten und Hokuspokus treibende Hexen; er kostet den berauschenden Freudenkrug der Welt bis auf die Neige, um dann nach allerlei Irrfahrten und Irrtümern schliefslich zu der heilsamen Überzeugung zu gelangen, dafs die wahre Aufgabe eines wirklich edlen Menschen nur in friedlicher, das Gemeinwohl befördernder Arbeit besteht.

Wie weiland Faust, so feiern auch heute noch die Dorfbewohner Deutschlands und anderer Länder auf Ostern nicht

nur die Auferstehung der Erde aus ihrem langen Winterschlafe, sondern zugleich auch ihre eigene Erweckung zu neuem, hoffnungsvollem Leben und Schaffen draufsen in der freien Natur. Und da an diesem wichtigen Zeitabschnitt die Sonne bekanntlich drei Freudensprünge macht[1]), so kann man es wahrhaftig den Menschen nicht verübeln, wenn sie alsdann ihrer Werdelust ebenfalls in allerlei Tollheiten Ausdruck verleihen; und diese Volksgebräuche, nebst dem, was drum und dran hängt, näher zu betrachten, soll nun hier unsere Aufgabe sein.

Die Bezeichnung „Ostern" weist uns nach dem Osten, also nach der Richtung, aus welcher sich uns die Sonne nähert. Es läfst sich dieses Wort auf die Sanskritwurzel usch zurückführen, welche „brennen" oder „leuchten" bedeutet. Als Göttin der erstarkenden Frühlingssonne galt den alten Deutschen, die den Nordmännern unbekannte und daher auch nicht in der Edda erwähnte Ostara, die in der indischen, nie alternden und stets in glänzendem Goldgewande auftretenden Uscha eine würdige Doppelgängerin hat. Ihr zu Ehren wurden Feuer auf hohen Bergen angebrannt; auch wurden ihr Blumen, Kuchen und Eier[2]) geopfert, welch' letztere bekanntlich heute noch einen wesentlichen Bestandteil des Osterfestes bilden. Blutige Opfer wurden alsdann nicht gebracht, galt Ostern doch nicht nur als Freudenfest für die Menschen, sondern auch für die Tiere.

Die Griechen liefsen dem Osterfest den hebräischen Namen Paschah; die Niederdeutschen hiefsen es Pasken und Ulfilas gebraucht dafür in seiner gotischen Bibelübersetzung

---

[1]) Wer in der Altmark am Ostermorgen früh aufsteht und so lange in einen mit Wasser gefüllten Eimer blickt, bis die Sonne aufgeht, kann das Osterlamm deutlich hüpfen sehen. — Im Brandenburgischen erblickt man nach Menzels „Symbolik" am Ostermorgen beim Aufgange der Sonne ein weifses Lämmchen in einem Wassergefäfs.

[2]) In einem altpolnischen Liede wird der Sonne ein Ei als Ostergeschenk angeboten. — In Florenz wird Ostern pasqua d'uovo genannt.

das Wort Paska; nur die Oberdeutschen und Angelsachsen bedienten sich der heidnischen, also der ächt deutschen Bezeichnung. Das hebräische Paschah oder Pesach bedeutet „Verschonung“ (engl. Passover) und erinnert mithin an die Verschonung der Erstgeburt durch den Todesengel und damit zugleich an die Auswanderung der Juden aus Ägypten, sodafs diese also in genanntem Feste das Geburtsfest ihrer Nation feiern. Auf die dabei von den orthodoxen Juden heute noch beobachteten Gebräuche werden wir später ausführlich zurückkommen.

Die alten Deutschen feierten in der Osterzeit den Sieg des Sommers über den Winter. Dieser Sieg oder Streit wurde nun auch oft dramatisch dargestellt, indem sich die Repräsentanten beider Mächte durch Spottverse zu überwinden suchten. Der Winter trat meistens in einem Strohkleide auf; er mufste sich von seinem mit Grün geschmückten Gegner alle erdenklichen Grobheiten sagen und sich mitunter auch noch durchprügeln lassen.

In diesen Streitgedichten, von denen sich mehrere erhalten haben[1]), wird der Winter stets als Beförderer der Faulheit und Gefrässigkeit gebrandmarkt, und wenn er sich gegen derartige Anklagen auch noch so wacker verteidigt, so stehen dem Sommer doch so viele Argumente zur Verfügung, um ihn von seiner Nutzlosigkeit zu überzeugen und ihn zu zwingen, dafs er sich schliefslich für besiegt erklärt. Darauf stimmen dann die diese beiden Schauspieler begleitenden Dorfburschen ein Loblied auf den Sommer an und erwarten von dem Manne, vor dessen Haus sie diesen Schwank aufgeführt, ein Geschenk. Die dabei eingeheimsten Gaben werden später im Wirtshause gemeinschaftlich verzehrt.

Nach Albert Richter (Deutsche Sagen, Leipzig 1871) gingen anfangs dieses Jahrhunderts in der Uckermark im Frühling zwei als Sommer und Winter verkleidete Frauen

---

[1]) Auch Hans Sachs schrieb ein Zwiegespräch zwischen Sommer und Winter.

herum, wovon die erste eine Sense und Hacke und die andere einen Dreschflegel trug. Dabei sprachen sie folgende Verse:

Winter. Ich bin der Winter stolz,
Ich baue Brücken ohne Holz.
Sommer. Ich bin der Sommer fein,
Ich mähe mein Korn,
Ich harke es wohl auf,
Und fahr's in die Scheun'.
Winter. Ich dresche das Korn und fahre es zur Stadt,
Dass jedes seine Nahrung darin hat.

Statt des Winters tritt nun auch oft, so z. B. in den Liedern der Deutschböhmen und Slaven, der Tod auf; dieser wird ebenfalls durch eine Strohpuppe dargestellt, die nach bestimmten Zeremonieen, welche man das Todaustragen nennt, entweder begraben, verbrannt oder ins Wasser geworfen wird. Nachdem letzteres geschehen ist, laufen die dabei beteiligten Burschen so schnell, wie sie ihre Beine tragen können, fort, da nach altem Aberglauben den letzten der Tod packen werde, d. h. er müsse von allen zuerst sterben. Diese Strohpuppe wird in Oberbaiern „Hansl und Gredl" genannt. Hatten früher im Voigtlande die Burschen den Tod ausgetragen und die obligate Strohpuppe ersäuft, dann zogen sie von Haus zu Haus, sammelten Geschenke und sangen dabei:

„Wir haben den Tod wohl ausgetrieben,
Die faulen Mädel sind zu Hause geblieben,
Sie sitzen in der Höllen [1])
Und lauern auf die Junggesellen,
Wir bringen euch an warmen Sommer mit,
Teilt uns auch a paar Eier mit. [2])"

In der Lausitz treiben die Frauen den Tod aus; sie machen eine Strohpuppe, ziehen derselben ein weisses Hemd an und

[1]) Hinter dem Ofen.

[2]) Dr. H. Dunger, Rundas und Reimsprüche aus dem Voigtlande. Plauen 1876.

tragen sie dann an die Grenze des nächsten Dorfes. Dort zerreifsen sie dieselbe und hängen das Hemd an den schönsten Baum in der Nähe. In einigen Gegenden Deutschlands wird das Todaustragen auch „Judasbrennen" genannt; doch ist es fast überall infolge des damit verknüpften Unfugs von der Polizei verboten worden.

Heine sagt irgendwo, dass im wunderschönen Mai seinem Herzen die Liebe aufgegangen sei; dies ist nun sicherlich auch schon anderen hoffnungsvollen Jünglingen um die genannte Zeit passiert, und da die heiratslustigen Mädchen aus zuverlässiger Beobachtung wissen, dafs sich die Augen der jungen Burschen meistenteils nach der schönsten drehen, so befassen sie sich gewöhnlich schon vor Beginn jenes, die zarten Herzensregungen begünstigenden Monates mit der sorgfältigsten Pflege ihrer Schönheit, um ja nicht übersehen zu werden. Und diese Pflege beginnen sie häufig bei nachtschlafender Zeit am frühen Ostermorgen, indem sie vor Sonnenaufgang, also ehe das Tageslicht die Wirkungen der Zauberei vereitelt, an eine versteckte Quelle oder einen abgelegenen Feldbach eilen und darauf, das Gesicht dem Osten zugewandt, stromabwärts ein Gefäfs mit Wasser füllen. Dies tragen sie, ohne mit irgend jemand, der ihnen zufällig oder absichtlich begegnet, ein Wort zu reden, nach Hause und waschen sich zur Erhöhung ihrer Schönheit fleifsig damit. Dieses zauberkräftige Wasser kann man, ohne dafs es faul wird, ein ganzes Jahr lang aufbewahren. Es verleiht einer Jungfrau — Männer bedürfen eines solchen Schönheitselexiers nicht, da, wie die Erfahrung lehrt, selbst der häfslichste zum Heiraten immer noch reizend genug ist — nicht nur ein blühendes, gesundes Aussehen, sondern es befreit sie auch von allerlei Gebresten, wie z. B. schlimmen Augen, offenen Wunden, Halsweh u. s. w. Ausserdem macht es krankes Vieh gesund und verschafft im Notfalle auch leidenden Männern Linderung.

Die siebenbürgischen Sachsen waschen am Ostermorgen die kranken Augen mit Wasser, das aus zwei sich kreuzenden

Bächen geschöpft ist und murmeln dabei folgenden Zauberspruch: Der heilige Tobias ist blind geworden und bat Gott, dafs er ihn sehend mache. Und Gott machte ihn sehend. Da bat der Heilige Gott: Gieb mir die Kraft, böse Augen zu heilen, Blindheit zu brechen. Und Gott sprach: Wer böse Augen hat, der blicke auf eine Schwalbe [1]) und spreche deinen Namen aus. [2])

Das heilkräftige Osterwasser wird in der Rhöngegend Ostertau genannt und gewöhnlich in der Nacht vor dem ersten Ostertag von den Mädchen gesammelt. Die jungen Burschen, denen dieser Gebrauch natürlich nicht unbekannt ist, beobachten gewöhnlich die schönheitssüchtigen Jungfrauen auf ihrem geheimen Gang von einem sicheren Versteck aus, brechen dann zur geeignetsten Zeit hervor und suchen sie durch allerlei Possen und Neckereien zum Sprechen zu nötigen, um dadurch das Wasser seiner Heilkraft zu berauben. Jedes Mädchen sucht am betreffenden Morgen zuerst an der Heilquelle zu sein und zum Zeichen, dafs sie den andern den Rang abgelaufen hat, den Brunnenstock mit einem Fichtenkranz zu schmücken. In derselben Nacht legen auch die Burschen den Mädchen häufig Strohnester vor die Hausthüre, aber nicht etwa für den Osterhasen, der Eier hineinlegen soll, sondern nur, um ihnen einen Schabernack zu spielen. Je gröfser dies Nest, desto grösser der Ärger des Mädchens, das es gewöhnlich schnell wegnimmt, ehe es die Leute bemerken. Sicherlich sieht ihr dabei der Übelthäter aus einem Versteck zu.

In ostpreussischen Dörfern lauern am Ostermorgen die Burschen den Mädchen auf, wenn diese mit gefüllten Melk-

---

[1]) Die Schwalbe war der Ostara geheiligt. Derjenige, der sie tötete oder ihr Nest zerstörte, mufste befürchten, dafs sein Haus vom Blitz getroffen würde.

[2]) 3. Bd. 1. Heft: Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn. — Nach einem in Schmalkalden bekannten Aberglauben mufs man am Ostermorgen die Füfse in kaltes Wasser stecken und dabei in einem Atemzuge sagen:

„Wurm, Wurm, geh' in dein Nest,
Ich bin im Osterbad gewest."

Alsdann wird man das Jahr hindurch von keinem giftigen Tiere gebissen.

eimern aus dem Stalle kommen und begiefsen sie gründlich mit Wasser, was ihnen durchaus nicht übel genommen wird; im Gegenteil, ein Mädchen, das bei dieser Gelegenheit ignoriert wird, fühlt sich beleidigt und zurückgesetzt. In Ungarn und Siebenbürgen erhalten die Burschen für diesen Beweis ihrer Aufmerksamkeit sogar zur Belohnung Eier von den Mädchen. Im Königsberger Kreis tragen die Mädchen um die Osterzeit eine Gerte, die sie „Sommer“ nennen, unter der Schürze versteckt; sobald sie dann einen Burschen sehen, schlagen sie ihn damit und erwarten dafür ein Geschenk. Letzteres besteht gewöhnlich aus einem Apfel. So schlägt man auch in einigen Gegenden Deutschlands auf Ostern diejenigen mit grünen Zweigen, denen man Gesundheit und langes Leben wünscht. Die Kinder, welche diesen Liebesdienst ihren Eltern in aller Frühe leisten, erhalten dafür Leckereien, die unter dem Namen „Schmeckostern“ bekannt sind.

Das verschönernde, die Gesundheit befördernde und somit das Leben verlängernde Osterwasser ist nur eine andere Gestalt des in zahlreichen Märchen und Sagen aller Völker und Zeiten erscheinenden Verjüngungsquells. So hatte das Wasser des eddischen Urdbrunnens verjüngende Kraft. Die Götter in Walhall stärkten ihre alternden Glieder mit Odhrärir, dem Tranke der Weisheit und Dichtkunst; heifst es doch auch in Bezug auf die echte Volkspoesie, diesen wunderthätigen Quickborn, in einem alten Liede:

„Wer aus diesem Brünnlein trinket,
Der jünget und wird nicht alt.“

Die Chinesen glauben, dafs ein im Mondlicht am Fufse eines Kassiabaumes sitzender Hase die Ingredienzen zusammenmische, aus denen das Unsterblichkeitswasser besteht. Die Ägypter glaubten, dass die Milch aus der Brust der göttlichen Mutter Isis Unsterblichkeit verleihe; Herkules trank sich aus der Brust der Hera nicht nur Unsterblichkeit, sondern auch Göttergleichheit. So hatte auch Medea den Anson, während dem sich dessen Sohn Jason das goldene Vliess aus Kolchis

holte, durch Zauberkünste jung erhalten. Die Götter und Göttinnen Griechenlands verdankten ihre Unsterblichkeit und nie verwelkende Schönheit dem fleifsigen Gebrauche der Ambrosia-Salbe.[1])

Als der abgelebte Held und Abenteurer Ponce de Leon an einem Ostertage in Florida gelandet war, hatte er nichts eiligeres zu thun, als den der Sage nach dort existierenden Verjüngungsquell aufzusuchen, denn er glaubte an die Wirkung desselben ebenso steif und fest, wie viele Gebildete seiner Zeit. Dafs er aber durch diese Expedition auf eine andere Weise, nämlich durch Heines köstliches Gedicht „Bimini" unsterblich wurde, hatte er sicherlich nicht geahnt.

Die indische Mythologie kennt ebenfalls einen Jungbrunnen, nämlich den alterlosen Fluss Vijara nadi. Dann erzählt der Engländer John Mandeville, den die Abenteuersucht nach Indien und China getrieben hatte, in seinem Reisebericht (1555) von einem gewürzreichen, bei der Stadt Polombe gelegenen Verjüngungsquell: „Wer dreimal nüchtern von diesem Wasser trinkt, wird geheilt von jeglicher Krankheit; die dort wohnen und immer daraus trinken, sind nie krank und scheinen immer jung. Man sagt, dieser Brunnen entstamme dem Paradiese und deshalb sei er so heilkräftig."

Von Paracelsus wird erzählt, dafs er einst von einem spinnenartigen Geist, den er aus einer Baumhöhle befreit, zur Belohnung die Goldtinktur und das Lebenswasser, also die Mittel erhalten habe, reich zu werden und lange zu leben; doch er ward niemals ein wohlhabender Mann und starb zuletzt, wie jeder andere.

Auch der Schmied von Jüterbock des bekannten deutschen Volksmärchens besafs aufser einer Stahltinktur, womit er jeden Harnisch, den er damit bestrich, undurchdringlich machen konnte,

---

[1]) „Als der älteste Storch noch sehr jung war" entdeckte in Japan ein Jüngling eine Reisweinquelle, durch deren köstliches Nafs er seinen alternden Vater noch lange Jahre am Leben erhielt. W. E. Griffis, Japanese Fairy World. Schenectady, N. Y. 1880.

einen lebensverlängernden Trank, den er von einem grauen Männlein, dem Wunschgotte Wotan nämlich, dessen Pferd er mehrmals beschlagen, ohne Belohnung anzunehmen, zum Geschenk erhalten hatte. Wotan hatte ihm erlaubt, drei Wünsche zu thun; doch solle er dabei nicht das Beste vergessen, damit es ihm nicht etwa erginge, wie dem Hebelschen Ehepaar, dem einst auch eine gütige Fee dieselbe Offerte machte und das zuletzt froh sein mufste, dafs es dadurch nicht ärmer und unglücklicher als vorher und dass die Frau noch rechtzeitig von der ihr um die Nase baumelnden Schnurrbartswurst befreit wurde. Unser Schmied wünschte also, dass jeder, der auf seinen Birnbaum steige, erst dann herunter kommen dürfe, wenn er ihm dazu die Erlaubnis gebe; dann sollte Niemand ohne seine spezielle Bewilligung seine Stube betreten, es sei denn, er käme durchs Schlüsselloch hinein, und drittens bat er sich als echt norddeutscher Handwerksmann eine Flasche Schnaps aus, die nie leer, also für ihn zum Lebenswasser werden sollte. Damit hielt er auch wirklich den Tod von sich fern; doch als er zuletzt sah, dafs alle seine Verwandten und Freunde starben, kam er sich allmählich so vereinsamt vor, dafs er sein Ende herbeisehnte. Nachdem er dann vergeblich an dem Thor des Himmels und der Hölle um Einlafs gebeten hatte, fand er schliefslich beim alten Barbarossa im Kyffhäuser Aufnahme und Beschäftigung.

In einem ähnlichen, aus der Bretagne stammenden Märchen siegt der Schmied von Sanssouci ebenfalls über Tod und Teufel und gelangt schliefslich durch eine List in den Himmel. In dem sinnreichen französischen Märchen „Bonhomme Misère" ist es das Elend, das über Tod und Teufel triumphiert und das so lange leben wird, wie die Welt besteht.

In einigen Gegenden Deutschlands wird das Heilwasser auch auf Weihnachten geschöpft; auch macht dort die Sonne um jene Zeit ihre drei Freudensprünge und aufserdem verwandelt sich das Wasser in einer bestimmten Stunde in Wein. Dann fällt das Vieh im Stalle auf die Kniee und betet, während-

dem unterirdische Glocken ertönen. Im Albthale spricht der Hausvater folgenden Segen über das in der Christnacht geschöpfte Wasser:

„Heilig Wag (Quelle), heilig Wag,
Glück ins Haus, Unglück heraus!“

Dem Lebenswasser begegnen wir auch in dem Grimm'schen Märchen vom Königssohne, der sich vor nichts fürchtet. Derselbe, dem durch einen Riesen die Augen ausgestochen worden sind, erhält sein Gesicht wieder, nachdem er es in einer klaren Quelle gewaschen; darauf wird er von einer Prinzessin mittels Lebenswassers vollends gesund gemacht.

Hans Sachs erzählt:

Als ich in meinem Alter war,
Gleich im zweiundsechzigsten Jahr,
Da mich in manichfachen Stücken,
Das schwere Alter hart thät drücken,
Da dacht' mit Seufzen ich und Klage,
An meiner Jugend gute Tage,
Die ich so unnütz hätt' verzehrt;
Das meine Schmerzen gleich mir mehrt'.
Ich warf im Bett mich hin und her
Und dacht', dafs Arzenei doch wär'
Für 's Alter oder eine Salben,
Wie wert wär' diese allenthalben.
In dem Nachdenken ich gar tief
Verwickelt war und halb entschlief.
Mir träumt', wie ich wohl käm' besonnen,
Zu einem grossen runden Bronnen,
Von Marmelstein, polieret klar,
Darin das Wasser rinnend war,
So warm wie kalt wohl aus zwölf Röhren,
Gleich einem Wildbad; thut Wunder hören:
Das Wasser hatt' so grofse Kraft,
Welch' Mensch mit Alter war behaft't,

Ob er schon achtzigjährig was,
Wann eine Stund er im Brunnen safs,
So thäten sich verjüngen wieder
Sein Herz, Gemüt und alle Glieder.
Um den Brunnen war ein grofs' Gedränge,
Denn darzu kam eine grofse Menge,
Von allerlei Nation und Geschlecht,
Mönche, Pfaffen, Ritter und Knecht',
Handwerker, Bürger, Bauern zumal,
Die kamen zum Brunnen ohne Zahl,
Und wollten sich verjüngen lassen.
Voll zog es zu auf Steig und Strassen,
Aus allen Landen auf Karr'n und Wagen,
Von nah und fern, auf Schlitten und Tragen,
Auf Schubkarr'n kam ein ganzer Zug,
Auf Misttragen einige man trug,
Viel andre trug man auf dem Rücken,
Etliche gingen herzu auf Krücken.
Zusammen kam ein Hauf der Alten,
Wunderlich, sunderlich, ungestalten,
Zahnlückig, runzelig und kahl,
Zitternd und krätzig überall,
Mit trüben Augen, schwachen Ohren,
Vergefslich, tappig, halbe Thoren,
Gebognen Rückens, matt und krumm.
Da war in Summa Summarum,
Ein Husten, Räuspern und ein Krächzen,
Ein Seufzen, Stöhnen und ein Ächzen,
Als ob man im Spitale wär'.
Zwölf Mann hätt' man gestellet her,
Die allen Alten, die da wollten,
In den Jungbrunnen helfen sollten
Die thäten alle sich verjüngen.
Nach einer Stund mit freien Springen,
Sprangen sie aus dem Brunnen rund,

Schön, wohlgefarb, frisch, jung, gesund,
Mit leichtem Sinn, grad' von Gestalt,
Als wären sie erst zwanzig alt.
Wenn eine Rott' verjüngt sich fein,
Stieg darnach eine andre ein. —
Da dacht' ich mir im Schlaf fürwahr:
Alt bist du zweiundsechzig Jahr,
Dein Ohr wird schwach, schwach dein Gesicht;
Was säumst du dich, dafs du auch nicht
Wohl bald in dem Jungbrunnen sitzest,
Die alte Haut aus von dir schwitzest?
Ab zog ich alles mein Gewand,
(So schien 's im Schlafe mir zuhand)
Stieg in den Jungbrunnen mich zu baden,
Zu kommen von des Alters Schaden.
Bei dem Einsteigen ich erwachte,
Meines Vergnügens ich selber lachte
Und dacht': Nun mufs ich bei meinen Tagen,
Die alte Haut mein Lebtrag tragen,
Weil auf der Erd' kein Kraut gewachsen,
Heut' zu verjüngen mich, Hans Sachsen.
(Erneuert von Karl Pannier).

Wie zahlreiche irländische Märchen berichten, so lebte einst auf der Insel Lough Lene ein seiner Liberalität und Tapferkeit allgemein verehrter Fürst, der den Namen O' Donoghuc trug. Derselbe war im Besitze eines ewige Jugend verleihenden Trankes und als er endlich Lust hatte, abzuscheiden, verschwand er im genannten See, dem er seine Lebensfrische ursprünglich verdankte. Wie Dr. P. W. Joyce in seinem Werke „Origin and History of Irish Names of Places“ (Dublin 1870) erzählt, so verdankt das reizende Thal Glannagalt (Narrenthal) bei Kilogoblane seinen Namen dem Umstande, dafs diejenigen Idioten, die sich aus den dortigen zwei Brunnen waschen und von der am Rande derselben wachsenden Kresse essen, von ihrer Geistesumnachtung befreit werden und somit

zu neuem Leben erwachen. Hoffentlich sind diese Wunderquellen noch nicht versiegt!

Die Deutschen Krains feiern nach Dr. G. Hauffens Mitteilung in einem Liede ein „Prinle Kiel";

„Bear aus dan Prinlain bil Fride hinken (trinken),
Bot (wird) junk unt niner aut (alt)."

Dafs die Kinder nach deutscher Volksansicht aus dem Brunnen oder Wasser, also aus dem belebenden und verjüngenden Elemente, geholt werden, dürfte nun leicht zu erklären sein.

Wie bereits angedeutet, so ist es nicht absolut nötig, dafs das Verschönerungswasser gerade in der Osternacht geschöpft werden mufs; ja es kann dies auch an irgend einem Tage im Mai oder Juni geschehen. Mother Goose scheint dem erstgenannten Monat den Vorzug zu geben, denn einer ihrer Verse lautet:

„The fair maid who, the first of May
Goes to the fields at break of day
And washes in dew from the hawthorne tree
Will ever after handsome be."

In einigen Städtchen von Massachusetts hat man mehr Vertrauen auf das Juniwasser (June water) und heilt damit nicht nur zahlreiche Krankheiten, sondern gebraucht es auch, da es nie fault, zum Einmachen des Obstes. Dieses soll dadurch hundert Jahre frisch und geniefsbar bleiben. Das Juniwasser besteht aus dem ersten im betreffenden Monat gefallenen Regen, der besonders von den im genannten Staate wohnenden Irländerinnen in Pfannen aufgefangen und dann auf Flaschen gezogen wird.

Dafs an das Lebenswasser die Hoffnung auf ein besseres Dasein oder auf Erlösung geknüpft wird, geht auch aus folgender Sage hervor.

Bei Osterode liegen die Trümmer einer Burg, deren letzter Besitzer eine wunderschöne Tochter hatte, die von einem Zauberer, dem sie kein Gehör geschenkt, verflucht worden

war, als Hund in der Burg herum zu irren. Nur am Ostermorgen darf sie sich in ihrer eigentlichen Gestalt den Menschen zeigen. Sie erscheint alsdann in schneeweifsem Gewande, wandelt langsam vor Sonnenaufgang einem nahen Bache zu, wäscht sich daraus und wartet, bis sie jemand erlöst.

Da sich nun im Frühling die Erde verjüngt, die Sonne am Ostermorgen hüpft und sich das Wasser in Wein verwandelt, so liegt darin unstreitig eine deutliche Aufforderung an alle Menschen, sich ebenfalls einer ungetrübten Festfreude hinzugeben. Der Deutsche ist bekanntlich niemals Freund des Wassertrinkens gewesen und da, wie auch Goethe in einem seiner geselligen Lieder bewiesen hat, der Schlufssatz „ergo bibamus“ zu jeder Prämisse pafst, so eilt er denn besonders in Baiern um die Osterzeit, ja öfters auch schon früher, mit Kind und Kegel ins Wirtshaus, um die Schöne und Stärke zu trinken, also sich durch Wein zu verjüngen. In der Rhöngegend geschieht dies am 2. Pfingsttage. Dort führen die Burschen die Mädchen ins Wirtshaus; erstere liefern das Bier und letztere die Eier, um das Getränk stärkend zu machen.[1])

In mehreren ausschliefslich von Katholiken bewohnten Gegenden Österreichs und der Rheinprovinz bringen die Frauen am Ostermorgen Nahrungsmittel in die Kirche, um sie vom Priester weihen zu lassen. Es geschieht dies auch aus dem Grunde, weil sich sonst ein schlaues Teufelchen leicht in einer Brodrinde oder einem Wurstzipfel verstecken und dann unbemerkt einem Christen in den Mund schlüpfen könnte. Prof. Lippert erzählt in seinem Buche über deutsche Festgebräuche mehrere sich auf solche Vorkommnisse beziehende Geschichten. In Krain geschieht das die Gesundheit befördernde und Unglück abwehrende Weihen der Speisen in der Karwoche; die Frauen schleppen alsdann Körbe voll Schinken, Wurst und Eier in die Kirche, wodurch diese den Eindruck eines Jahr-

[1]) In Florenz befindet sich ein Steinsitz, welche sazzo di Dante heifst, weil der berühmte italienische Dichter zuweilen darauf zu ruhen pflegte. Als ihn einst ein Fremder fragte, was der beste Mundvoll sei, erwiderte er: „Ein Ei.“

marktes macht. In genanntem Ländchen feiern auch Burschen und Mädchen am Ostermontag ein allgemeines Verbrüderungsfest.

In der Edda gelten die goldenen, von Iduna bewachten Äpfel als Sinnbild der Jugendfrische. Iduna, die Göttin des Frühlings, ward einst zur Zeit, da die Äpfel reif waren und der Sommer sein Ende erreicht hatte, von Thiassi, dem tosenden Wintergotte, geraubt und die Götter begannen infolgedessen zu altern. Erst als Iduna in Gestalt einer Nufs von Loki, der Freyas Falkengewand, die Frühlingsluft nämlich, angezogen, zurückgebracht und der sie verfolgende Adler durch Feuer getötet worden war, erlangten die Götter ihre frühere Kraft wieder. So wie also vor Zeiten die Götter den als Adler erscheinenden Winter durch Feuer zerstörten, so feiern auch noch heute deutsche Landleute den Sieg des Sommers über den Winter durch Errichtung grosser Freudenfeuer.

Im Norden Deutschlands herrschte die Sitte des Osterfeuers, welche ein Augenzeuge aus dem 16. Jahrhundert in folgender Weise beschreibt: „In allen Städten, Flecken und Dörfern des Landes wird gegen Abend des ersten Ostertages auf Bergen und Hügeln ein grofses Feuer aus Stroh, Wasen und Holz, unter Frohlocken des Volkes, nicht allein der Jugend, sondern auch vieler Erwachsenen, jährlich angezündet. Knechte, Mägde und was dazu kommt, tanzen jubelnd und singend um die Flammen. Alle Gebirge im Umkreise leuchten, und es ist ein erhebender, kaum mit etwas anderem zu vergleichender Anblick, von einem der höheren Punkte viele Meilen ringsum das Land zu überschauen und nach allen Seiten hin auf einmal eine grofse Menge solcher Feuerbrände stärker oder schwächer gen Himmel lodern zu sehen.[1])"

Diese Feuer, welche zuweilen auch Judasfeuer genannt werden, werden manchmal schon am Sonntag vor Ostern auf Kirchhöfen angezündet und zwar nach der Vorschrift mit Stahl und Stein. Man merkt sich alsdann die Richtung genau,

[1]) Gartenlaube 1880. S. 204—206. — H. Böttger, Sonnenkult der Indogermanen. Breslau 1891. S. 93 u. s. w.

nach welcher die Flamme schlägt, weil dies Einfluſs auf das Gedeihen der Saat hat. Wer in Hessen Leinsamen säen will und sich die Lage des Grundstückes durch die Flamme des Osterfeuers anzeigen läſst, kann mit Sicherheit auf eine ergiebige Ernte hoffen.

In der Hinterpfalz wird das Judasfeuer mit dem Reste des heiligen Öles der Kirchenlampe durch den Pfarrer angezündet; dabei werden alte, auf dem Kirchhofe umherliegende Kreuze verbrannt. Da man den Kohlen derselben geheime Kräfte andichtet, so werden sie im Hause aufbewahrt und während eines Gewitters in das Herdfeuer geworfen, um gegen Blitzschlag zu schützen. Auch das von der Osterkerze tropfende Wachs soll zauberkräftig sein.[1])

In der Altmark wird das Osterfeuer, das man dort Paschfeuer nennt, am Abend des ersten oder zweiten Ostertages auf hohen Bergen angezündet, und wenn es recht brennt, tanzen die Burschen um dasselbe herum. Später sammeln sie die Asche und tragen sie in die Ställe, um das Vieh gegen Krankheiten zu schützen. Soweit der Schein dieses Feuers reicht, bleiben alle Häuser von Feuersgefahr verschont.

Überall glaubt man, daſs das Feuer infolge seines himmlischen Ursprungs böse Geister und Krankheiten verscheuchen und somit, wie auch das Osterwasser, das Leben frisch erhalte. Daſs das Springen durch das Feuer Mut und Kraft verleiht, glaubten auch unsere germanischen Vorfahren. Als König Hrolf nach Schweden zog, warfen, wie eine altnordische Sage

[1]) In einigen Dörfern der Rheinpfalz schleppt die Jugend am Karsamstage alte, an Weiden befestigte „Weinbergsstiefel" in die Nähe der Kirche und legt sie dort auf einen Haufen, der dann angezündet und vom Priester geweiht wird. Was darnach von den Stiefeln übrig bleibt, wird nach Hause getragen und sorgfältig aufbewahrt, weil es die Wohnung gegen Feuersgefahr schützen soll. Brach in alten Zeiten ein Gewitter los, so warf das Mütterlein den „Osterbrand" schnell in das Herdfeuer und sprach:

„Lodert 's Osterflämmelein,
Kann der Blitz nicht schlagen ein."

(Nach mündlicher Mitteilung.)

berichtet, seine Krieger die Feinde, welche um ihn zu verderben einen Scheiterhaufen errichtet hatten, in das Feuer; dann sprangen alle durch dasselbe und stürzten sich mit unwiderstehlicher Macht auf ihre Gegner.

In Hessen wird das Osterfeuer vielfach am Sonntag Invokavit, welcher daher auch „Funkensonntag" genannt wird, angezündet und man erwartet davon einen segensreichen Einflufs auf die Fruchtbarkeit des Feldes und des Viehes. Letzteres wird zuweilen auch durch die Flammen getrieben. Dieser Gebrauch, dem auch schon die Inder, Griechen und Römer huldigten, wird besonders in Mecklenburg beobachtet.

Der verjüngenden und belebenden Kraft des Feuers wird übrigens auch in mehreren deutschen Märchen, so z. B. in dem vom junggeglühten Männlein gedacht.

Da am Karfreitag die Kirchglocken nach Rom wandern[1]) und infolgedessen die bösen Geister von heiligen Klängen unbelästigt umherstreifen können, so werden an diesem Tage in einigen Gegenden Deutschlands nach Lipperts und Halms Mitteilungen die Stuben gründlich gekehrt und die dabei benützten Besen, welche nach weitverbreitetem Aberglauben den Unholdinnen zum Aufenthalt dienen und daher auch Hexen genannt werden, gesammelt und öffentlich verbrannt.

Die in New York wohnenden Russen nehmen aus demselben Grunde gewöhnlich am ersten Ostertage eine genaue Säuberung ihrer Wohnungen vor; Mann, Frau und Kinder müssen sich an derselben beteiligen und alle dürfen während der Arbeit der Schnapsflasche fleifsig zusprechen.

Überall wo man Ostern feiert werden gefärbte Eier als Geschenk für Klein und Grofs verwandt.

Das Ei ist das Sinnbild des gefesselten, seiner Erweckung

[1]) J. Grentz berichtet in seinem Büchlein „Ensheim vor 60 Jahren", dafs in der Hinterpfalz die Dorfjungen am Karfreitag die Stelle der abwesenden Glocken übernehmen und die Stunden ausrufen mufsten. — Beim Brande der Kirche zu Grofs-Tuchen flogen zwei Glocken in den Pirchensee, kommen aber regelmäfsig am ersten Ostertage aus demselben hervor.

harrenden Lebenskeimes oder der schaffenden Naturkraft. Es ist also eine Welt im Kleinen, weshalb auch die Ägypter Sonne und Mond aus demselben hervorgehen liefsen und ihrem Lichtgotte Ptah gefärbte Eier opferten.[1])

Nach Ansicht der Griechen entstand die Erde aus dem Ei der Aphrodite, das vom Himmel fiel und von Tauben ausgebrütet wurde. Bei den Völkern des Orients galt allgemein das geflügelte Weltei als Sinnbild der Schöpfung.

Schon 777 vor Christo beschenkten sich die Chinesen an ihrem Frühlingsfeste Tsing Ming mit gemalten Eiern und dieser Gebrauch hat sich bis auf den heutigen Tag im Reiche der Mitte erhalten. Demselben liegt folgende Sage zu Grunde: Als einst ein Fürstensohn, um den Nachstellungen seiner bösen Stiefmutter zu entgehen, sein Vaterhaus verliefs, begleitete ihn ein treuer Freund und teilte alle Leiden des Exils freiwillig mit ihm. Als aber der junge Fürst später den Thron seines Vaters bestieg und den Freund belohnen wollte, zog sich dieser, der keine öffentliche Anerkennung verdient zu haben glaubte, in die Baumwollenberge zurück und lebte dort in gröfster Einsamkeit. Bald jedoch entdeckte der Fürst sein Versteck und sandte Leute aus, um ihn zu holen. Da er diesen nun unter keiner Bedingung folgen wollte, so steckten sie, um ihn in ihre Gewalt zu bringen, den Wald an, in dem er sich befand. Doch der selbstlose Mann liefs sich lieber verbrennen, als dafs er eine Belohnung annahm, die nach seiner Ansicht unverdient war. Da dieses im Lenz stattfand, so mufste von nun an ein jeder Chinese während des Frühlingsfestes das Feuer auslöschen und durfte nur rohe Eier essen. Später wurde das Feuerverbot auf drei Tage beschränkt; die in dieser Zeit genossenen Eier mufsten jedoch vorher gesotten und gefärbt werden.

---

[1]) Ptah heifst „Eröffner". Er entstand aus dem Weltei des Cnaph, dessen Symbole das Ei, der Urgrund aller Dinge und die geringelte Schlange, also die Ewigkeit, bilden.

Auch die alten Perser beschenkten sich an ihrem Frühlingsfeste Nurus mit gemalten Eiern.

Wie vorhin angedeutet, so sahen die alten Ägypter im Ei das Sinnbild der im Frühlinge erwachenden Naturkraft. Dies lehrt auch die Sage vom Phönix. Dieser, die Sonne vorstellende Vogel fällt, sobald seine Kraft entwichen, sterbend zur Erde nieder. Sein Körper wird darauf in ein Ei gehüllt, auf den Altar zu Heliopolis gelegt und im Frühling von den Priestern begraben. Bald schwingt sich dann der junge Phönix aus demselben empor. Der Phönix ist also einfach die sterbende Wintersonne, aus dessen Leiche sich später der junge Vogel, der Lenz, entwickelt. Als Sinnbild des ewigen Lebens finden wir ihn vielfach auf römischen Urnen abgebildet. Das griechische Wort für diesen Wundervogel und für Dattelpalme ist dasselbe; von letzterer glaubt man, dafs sie, nachdem sie abgestorben sei, doch wieder neue Schöfslinge treibe.

Das Ei ist zugleich Sinnbild der Welt und die Ägypter vergleichen daher die weifse Schale desselben mit der Ausdehnung des Himmels, die weifse Flüssigkeit mit der Luft und den Dotter mit dem Innern der Erde. Auch die Hindus und Phönizier haben ein solches, alle Naturkeime enthaltendes Weltei, das hell wie Gold ist und mit tausend Strahlen scheint. Die Perser erzählen sich, dafs durch das gleichzeitige Zerbrechen eines guten und schlechten Eies das Gute und Böse in der Welt entstanden sei.

In dem Gesetzbuche Menus steht zu lesen, dafs Brahma aus dem wie tausend Sonnen glänzenden Weltei hervorgegangen sei, dafs er es in zwei Teile zerlegt und daraus Himmel und Erde gebildet habe. Das indische Buch Oupnekat berichtet, dafs das Weltei halb mit Gold und halb mit Silber (Himmel und Erde) gefüllt war; aus dem Hauptteil wurde die Sonne, aus dem Häutchen entstanden die Wolken und aus der weifsen Flüfsigkeit ging der Ozean hervor. Auch die orphische Theologie kannte das geteilte Weltei.[1])

[1]) S. 597. J. G. v. Hahn, Sagwissenschaftliche Studien.

Nach Ansicht der Finnen legte einst ein geheimnisvoller Vogel ein Ei in den Schofs des Vaimainon, der es ausbrütete und ins Wasser warf, worauf es zerbrach. Darnach bildete sich aus dem unteren Teile der Schale die Erde und aus dem oberen der Himmel; das Eiweifs wurde zur Sonne und der Dotter zum Mond. Aus den kleinen Stücken, welche sich abgelöst hatten, wurden Sterne.

Der Mönch Cäsarius von Heisterbach bringt die Eier mehrfach mit der Sonne in Verbindung und läfst sie derselben sogar zufliegen. Seine darauf bezüglichen Erzählungen haben jedoch offenbar den Zweck, heidnische Gebräuche zu verdächtigen.

Ei und Schlange stehen in der indischen und keltischen, ja in der Mythologie fast aller Völker in naher Verwandtschaft zu einander; ersteres repräsentiert die Sonne und letztere, die zuweilen auch als Drachen erscheint, den Blitz oder den befruchtenden Gewitterregen. Auch Schiller besingt bekanntlich den Blitz unter dem Bilde der Schlange.

„Unter allen Schlangen ist eine
Auf Erden nicht gezeugt,
Mit der an Schnelle keine,
An Wut sich keine vergleicht."

Und diese Schlange oder dieser Basilisk entstammt dem Ei eines schwarzen Hahnes,[1]) der es im Verlauf von sieben Jahren ausbrütet. Fassen wir nun diesen Hahn als die schwarze Gewitterwolke auf, welcher der Blitz entfährt, und setzen wir statt sieben Jahre sieben Monate, die Zeit des Winters nämlich, so dürfte sich dieses Bild leicht erklären. In der Edda erscheint neben dem schwarzen Hahn auch ein roter; beide, die bei ihren Kämpfen laut krähen, bedeuten dasselbe. Die

---

[1]) Der schwarze Hahn legt ein Ei, wenn er 9 Jahre alt ist und läfst es dann von einem Drachen ausbrüten. R. Auning, Litthauischer Drachenmythus. Mitau 1892

Redensart „Einem den roten Hahn aufs Dach setzen“ ist darauf zurückzuführen.

Der rote Hahn, dessen Geschrei den Tag verkündet und die Gespenster vertreibt, war dem Gewittergotte Thor geheiligt und wurde ihm auch geopfert.

Legt ein Hahn ein schwarzes Ei, so kann der im Innkreis (Österreich) lebende Finder desselben leicht reich werden, wenn er seine Seligkeit abschwört und es neun Tage in der Achselhöhle mit sich herumträgt. Nach dieser Zeit springt der Teufel aus dem Ei hervor und dient ihm.

Nach einer Erzählung der Druiden ringeln sich im Hochsommer eine grofse Anzahl Schlangen zusammen, bilden aus ihrem Geifer ein Ei und werfen es in die Höhe. Wer es haben will, mufs es, ehe es die Erde berührt, beim Mondenschein in seinem Mantel auffangen; dann mufs er auf schnellem Rosse entfliehen und zusehen, dafs er, ohne dafs ihn die verfolgenden Schlangen erreichen, ein fliefsendes Wasser überschritten hat. Dieses sagenhafte Schlangenei der Druiden ist in Gold gefafst und kann im Strome aufwärts schwimmen. Derjenige, der es bei sich trägt, gewinnt die Gunst der Könige und Richter. Man hat auf einem Grabmal der Druiden zwei Schlangen abgebildet gefunden; die eine derselben trug ein Ei im Schlunde und die andere war damit beschäftigt, es mit ihrem Geifer vollends auszubilden. Der Geifer, dem auch Saxo Grammaticus wunderbare Kraft zuschrieb, bedeutet hier natürlich das Wasser als Grundbedingung des Wachstums.

Nach einer indianischen Sage kroch eines Tages auf der unter dem Namen „Roter Pfeifenstein“ bekannten Landstrecke in Dacota eine Schlange in das Nest eines Vogels, des grofsen Geistes nämlich, und fand darin ein Ei, das, nachdem sie es ausgebrütet, zum Donner ward. Wütend hierüber warf der grofse Geist einen Stein nach der Schlange; diese entpuppte sich darauf als Mann, welcher später Stammvater des Menschengeschlechts wurde.

Weil nun das Ei geheime Kräfte besitzt, so läfst es sich auch leicht zur Zauberei gebrauchen. Will man z. B. ausfinden, ob ein leidendes Kind behext sei, so stellt man ein mit Wasser gefülltes Gefäfs unter sein Bett und legt ein Ei hinein; sinkt dasselbe zu Boden, so sind die Unholdinnen nicht Schuld an der Krankheit; schwimmt es hingegen auf dem Wasser, so ist das Kind unzweifelhaft behext. Wer ein geweihtes Ei rückwärts in ein Feuer wirft, löscht dasselbe aus. Ein am Donnerstag gelegtes Ei unter der Thürschwelle vergraben oder in einer neu aufgeführten Mauer verschlossen, schützt das Gebäude gegen Feuersgefahr. Es ist in diesem Falle einfach ein dem Donnergotte dargebrachtes Opfer. Das zu diesem Zwecke gebrauchte Ei, gewöhnlich Antlafsei genannt, wird zuweilen auch rot gefärbt und mit Johanniswein begossen. Es ist noch nach Jahren zu gebrauchen; wenn man die Schale desselben aufs Feld wirft, so bleibt dieses vor Gewitterschaden bewahrt, wenigstens glauben so die Hessen und Südslaven.

Ein rotes Osterei nüchtern gegessen, schützt gegen Bruchschaden, weshalb auch in einigen Gegenden Deutschlands schwer arbeitende Knechte mit einem solchen beschenkt werden.

Befindet sich eine transylvanische Zigeunerin in Geburtswehen, so eilen die Stammesgenossinnen herbei und jede läfst ihr dann ein Ei zwischen den Beinen hindurch gleiten. Dabei sprechen sie:

„Eichen, Eichen, ist so rund,
Auch der Bauch ist voll und rund,
Kindchen, komm hervor geschwind,
Gott, der, Herr ruft dich hervor!"

Stirbt nun die Frau im Kindbett, so legen sie ihr ein Ei unter jeden Arm und sprechen:

„Wenn verfault ist dieses Ei,
Auch die Milch vertrocknet sei."

Wer ein an einem Karfreitag von einer schwarzen Henne gelegtes Ei besitzt, kann alle Hexen sehen, denn dieselben müssen an diesem Tage in die Kirche gehen und dort dem Pfarrer den Rücken zudrehen.

Unter dem Ausdruck „Unglückseier" versteht man kleine, längliche und leichte Eier, wie sie die Hühner zuweilen legen; dieselben werden, nachdem man drei Kreuze darüber gemacht, über das Haus oder die Scheune geworfen.

Damit sich nun die Hexen und sonstige böse Geister nicht in die Eier verstecken, oder dieselben als Boote gebrauchen, um damit die Schiffe auf dem Ozean zu zerstören, so werden in England, Holland und Rufsland die Eierschalen stets gewissenhaft zerbrochen. Wer besonders in Holland ganze Eierschalen ins Wasser wirft, kann sicher sein, dafs sich die Elfen derselben als Boote bedienen. Schottische Schiffer und Fischer glauben, es bringe ihnen Unglück, wenn sie ein Ei an Bord haben. Wenn die Kinder in England, Frankreich und Irland ein gesottenes Ei gegessen haben, stechen sie gewöhnlich mit dem Löffel durch die ganze Schale.

Das gefärbte Osterei ist das Sinnbild der erwachenden und erstarkenden Frühlingssonne, welche die Eisdecke bricht und das junge Leben hervorruft. Während des Mittelalters existierte in Deutschland der Gebrauch, am Karfreitag ein aus Eiern gebildetes Kreuz in ein offenes, sich in der Kirche befindliches Grab zu legen, um der Hoffnung auf Unsterblichkeit und Auferstehung Ausdruck zu verleihen. Aus diesem Grunde legen auch die Slaven buntgefärbte Eier auf die Gräber ihrer Verwandten. Dies geschieht in Rufsland am sogenannten weifsen Sonntag, oder wie er dort heifst „Elternsonntag". In der Ukraine legt die Witwe zur Osterzeit gefärbte Eier auf das Grab ihres Gatten.

Da in den christlichen Ländern Europas während des Mittelalters und teilweise noch später zur Fastenzeit keine Eier gegessen werden durften, so machte es auf Ostern keine

Schwierigkeit, die Kinder mit den inzwischen gesammelten Eiern beschenken zu können.

Dafs die Kinder, denen der Osterhase plötzlich zahlreiche Eier gebracht, leicht zum Spielen mit denselben verleitet werden, ist erklärlich. Sie stofsen die Eier an einander, was man in Baiern „spitzeln“ und in anderen Ländern „kippen“ nennt, und dasjenige, dessen Ei dabei zerbricht, mufs sein Ei dem Sieger überlassen. Damit nun der Osterhase, den wir uns später etwas näher ansehen wollen, wegen des Platzes, auf den er seine Eier legen soll, nicht in Zweifel gerät, so machen die Kinder, die an ihn glauben, Nester für ihn auf die Höfe, in Gärten oder Scheunen, oder lassen auch das sogenannte Hühnerloch am Hause offen, damit er bequem hineinschlüpfen kann. In Grofsstädten, in welchen man den Kindern gerne eine Osterfreude bereiten möchte, und wo man selten über einen Hofraum verfügt, klettert jenes geheimnisvolle Tier sogar in die oberen Stockwerke der Häuser und legt seine Eier in ein Bett oder einen Wandschrank.

Wenn die bairische Bäuerin wünscht, dafs ihre Hühner während eines Jahres das Eierlegen nicht verlernen sollen, so steckt sie am Ostermorgen ihrem Oberknecht ein weifses Ei in den Mund und läfst ihn damit auf dem Hofe vor Sonnenaufgang herumlaufen.

Die Eier sind übrigens nicht nur als nahrhafte Speise, sondern auch als wichtige Omina zu gebrauchen. Hat z. B. in Sachsen ein Bursche sein Auge auf ein bestimmtes Mädchen geworfen, und geht er mit der löblichen Absicht um, sie zu seiner Gattin zu machen, so braucht er sie nur an einem Sonntagnachmittage zur Kaffeezeit zu besuchen; setzt sie ihm alsdann Eierkuchen mit grünem Lauch vor, so kann er seine Werbung vorbringen, ohne dabei zu befürchten, abschlägig beschieden zu werden; wird er aber nur mit Kaffee oder sogar mit Rüben bewirtet, so braucht er sich keine Hoffnung zu machen.

In Tyrol schenken die Mädchen den Burschen, um diese

zur Liebe zu ermuntern, Eier, die am Samstag vor Ostern bei geweihtem Feuer gesotten worden sind. Auch schreiben sie zuweilen mit Scheidewasser Verse auf dieselben.

Zu Ebsdorf in Hessen versammeln sich die jungen Burschen am dritten Osterfeiertag im Wirtshause und halten eine Versteigerung aller heiratsfähigen Mädchen des Dorfes ab. Nachdem dies geschehen, ziehen sie vor die Häuser jener Mädchen und lassen sich Eier schenken, die dann später gemeinschaftlich verzehrt werden.

In zahlreichen Orten Deutschlands gehen die Knaben, mitunter auch die Mädchen, am zweiten Osterfeiertage auf eine grofse Wiese und werfen gefärbte Eier hoch in die Luft. Derjenige, dessen Ei dabei nicht zerbricht, bildet sich nicht wenig auf sein Glück ein. Dies Eierwerfen ist an Stelle des Ballschlagens getreten, womit man früher die aufgehende Ostersonne begrüfste.

Im Distrikt Brisse (Frankreich) herrscht der Gebrauch, am Ostermorgen hundert Eier auf eine Sandfläche zu legen und dann Jungfrauen und Jünglinge zwischen denselben einen Nationaltanz aufführen zu lassen; das Paar, das dabei kein E zerbricht, mufs sich heiraten, und die Eltern dürfen nichts dagegen einwenden.

In einigen Gegenden Frankreichs, Deutschlands und Österreichs geht der Priester auf Ostern im Dorfe herum, segnet die Häuser und läfst sich dafür mit Eiern belohnen. Dafs dieser Gebrauch den Leuten nicht immer angenehm war, geht aus der Thatsache hervor, dafs sich auf alten Kirchenstühlen einiger katholischen Gotteshäuser in der Rheinprovinz, z. B. in Cleve, Kempen u. s. w., Bilder eingraviert finden, welche habgierige Geistliche darstellen, wie sie Eier mit einem Flegel dreschen oder an das Licht halten, um zu sehen, ob sie frisch sind, oder die sogar Hennen befühlen, damit die Bauern nicht etwa sagen können, dieselben seien zum Eierlegen zu alt.

Dafs das Ei Keim des Lebens und somit des Reichtums

ist, glaubte auch die bekannte Bäuerin, die mit einem Korbe voll Eier auf den Markt ging und unterwegs ausrechnete, was sie alles mit dem Erlöse dafür kaufen könnte, bis sie plötzlich hinfiel und die Eier zerbrach.[1])

Da das Ei als Behälter ewigen Lebens gewissermaſsen ein Rätsel ist, so ist es auch kein Wunder, daſs es in der Rätsellitteratur eingehende Berücksichtigung gefunden hat. Häufig wird es mit einem weiſsen Hause, einem wundersamen Kloster, einer gelben Blume oder auch mit einer ohne Naht und Draht zusammengefügten, mit zweierlei Bier[2]) gefüllten Tonne verglichen. Im Falle letztere zerbricht, vermögen die

---

[1]) Ähnliche Erzählungen finden sich in mehreren Litteraturen. So heiſst z. B. ein englisches Volkslied:

„My father he died, but I can 't tell you how,
He left me six horses to drive in my plough:
With my wing wang waddle oh,
Jack sing saddle oh,
Blowsey boys buble oh,
Under the brown.
I sold my six horses, and I bought me a cow,
I 'd fain have made a fortune, but did not know how:
With my wing wang etc.
I sold my cow, and I bought me a calf,
I 'd fain have made a fortune, but lost the best boef,
With my wing wang etc.
I sold my calf, and I bought me a cat;
A pretty thing the was, in my chimney corner sat:
With my wing wang etc.
I sold my cat, and bought me a mouse;
He carried five in his tail, and burnt down my house.
With my wing wang etc.

Siehe auch S. 61 Musäus, Rübezahlmärchen. (Reclam) S. 115. Hitopadesa. Übersetzt von L. Fritze. Leipzig 1888. S. 188. Johann Pauli, Schimpf und Ernst. Marburg 1856.

[2]) Das zweierlei Bier finden wir schon in der Herararasage. (S. 15 J. Gillhoff, das mecklenburgische Volksrätsel, Parchim 1892). Das dort angeführte Rätsel bezieht sich auf das Schwanenei, das auch in der pommerschen Folkslore vielfach die Stelle des Hühnereis vertritt. In Pommern ist es auch der Schwan und nicht der Storch, welcher die Kinder bringt.

besten Schmiede der Welt nicht, sie wieder zu flicken. Das verbreitetste engliche Kinderrätsel lautet:

Humpty Dumpty sat on a wall,
Humpty Dumpty did a great fall;
Threescore men and threescore more
Cannot place Humpty Dumpty as he was before.“

Doch kommen wir nun zu der wichtigen Frage, wer denn eigentlich die gefärbten Ostereier legt. Den Kindern erzählt man gewöhnlich, dies besorge der Osterhase in aller Frühe, und sie glauben es auch eine zeitlang, da sie nicht gewöhnt sind von den Eltern in wichtigen Angelegenheiten belogen zu werden. Lange hält dieser schöne Glaube allerdings nicht bei ihnen an, denn gar bald werden sie von bösen Buben belehrt, daſs der Hase nur „krumme Eier“ legt. Trotzdem bleibt er das Lieblingstier der Kinder, die ihm daher auch in ihren Spielen eine bevorzugte Rolle einräumen. Zu Galway in Irland haben die jungen Leute ein Spiel, das sie „Hasentanz“ nennen. Sie hüpfen dabei in gebückter Stellung auf dem Felde, dem Hofe oder auch in der Stube herum und singen:

„Der Hasentanz
Im Gerstengarten;
Der jüngste Hase
Brach das Bein.“

Derjenige, der alsdann zuerst hinfällt, erhält den Spottnamen „der unglücklichste, jüngste Hase.“ [1])

Der Hase ist der Frühlingsgöttin Freya geweiht und paſst infolge seiner sprichwörtlichen Fruchtbarkeit so recht zur sprossenden Frühlingsnatur und zum lebenskräftigen Osterei. Seine Beziehungen zur Götterwelt haben ihn im Laufe der Zeit auch in den Ruf der Zauberei gebracht. Sein Fett soll Frostbeulen heilen.[2]) Der Balg eines auf Lichtmeſs oder

---

[1]) S. 41 J. Mooney, The Funeral customs of Ireland. Philadelphia 1888.

[2]) In Oberbaiern besitzt der Lauf eines am ersten Freitag im März geschossenen Hasen besondere Zauberkraft. — Dort soll auch der Balg eines



Mariä Verkündigung geschossenen Hasen vertreibt, wenn er in Blut getaucht ist, die Gesichtsrose. Ja, am Karfreitag soll er sich sogar, wie ihm böse Menschen in England nachreden, in eine Hexe verwandeln und den Kühen die Milch aussaugen

Weil der Hase geheime Kräfte besitzt, so soll der Teufel stets bereit sein, einen zu kaufen und dafür einen wertvollen Heckethaler zu geben. Wer sich nun in den Besitz eines solchen Geldstückes bringen will, mufs in der Sylvesternacht einen schwarzen Kater in einen Sack stecken, denselben mit 99 Knoten zubinden, dann damit dreimal um die Kirche gehen und dabei jedesmal an die Kirchthüre klopfen. Wenn alsdann der Teufel kommt und fragt, was man wolle, so mufs man sagen, dafs man einen Hasen zu verkaufen habe. Sobald er nun den berühmten Thaler, der die Tasche nie leer werden läfst und stets in dieselbe zurückkehrt, ausgeliefert und den Sack in Empfang genommen hat, mufs man sich schnell in Sicherheit bringen; denn findet er zeitig aus, dafs er eine Katze im Sack gekauft hat, so dreht er dem Betrüger den Hals um.

In den Märchen der Hottentotten spielt der Hase die Rolle des alle anderen Tiere überlistenden Fuchses. Nach der Hitopadesa der Inder besiegt er durch seine Schlauheit sogar den Elefanten. „Br'r (Brother) Rabbit“ der nordamerikanischen Neger ist das zauberkräftigste und verschmitzeste Tier der Welt. Fast jeder Neger trägt daher eine Hasenpfote bei sich, um sich dadurch gegen Ungemach zu schützen. Dies ist sogar neuerdings bei amerikanischen Damen, die Überflufs an Zeit und Geld, aber grofsen Mangel an gesundem Menschenverstand besitzen, Mode geworden; sie lassen ein solches Zauberfüfschen in Gold fassen und tragen es als Brosche, Busennadel oder Uhrgehängsel zur Schau.

Eine der merkwürdigsten Begleiterscheinungen der Mac

---

zwischen den beiden Frauentagen „Lichtmefs“ und „Mariä Verkündigung“ die Gesichtsrose vertreiben, wenn er vor der Anwendung in Blut getaucht worden ist. Dr. M. Höfler, Volksmedizin und Aberglaube in Oberbaiern. München 1893.

Kinley-Bryan'schen Wahlkampagne bildete der Verkauf grofser Mengen von Hasenpfoten. Der Handel hatte seinen Grund in dem Aberglauben, dafs der linke Hinterlauf von einem Hasen, welcher um Mitternacht vermittelst einer silbernen Kugel auf einem Friedhofe geschossen wurde, seinem Besitzer Glück bringt. Dieser Aberglaube florierte schon früher in Onkel Sams Lande. Ein alter Mann in New York hinterliefs seiner Zeit bei seinem Tode ein Vermögen von $ 20,000, das er mit dem Einsammeln und dem Verkaufe von Hasenpfoten erworben. Der betreffende Aberglaube kam, wie gesagt, bei dem letzten Präsidentschafts-Wahlkampfe wieder zu hohem Ansehen. Man fafste die Hasenpfoten, je nach der politischen Parteistellung des Käufers, mit Zinn oder Messing ein; die Juweliere bekleideten sie mit Gold und Silber; jede Hasenpfote, gleichviel ob sie 25 Cents oder das Zehnfache dieses Betrages kostete, wurde aber unter der Garantie abgegeben, dafs sie jene Friedhofs-Erfahrung hinter sich habe. Den Anstofs für das Wiederaufleben besagten Aberglaubens hat, scheint es, ein westlicher Popokrat gegeben, der dem Präsidentschaftskandidaten Bryan eine Hasenpfote mit einem Schriftstück übersandte, welches die Anleitung für die Befestigung der Pfote enthielt. Bryan soll dann auf seinen Reisen diese Hasenpfote auch immer bei sich getragen haben.

Welchen Umfang die Hasenpfotenverrücktheit während des verwichenen Wahlkampfes übrigens annahm, kann man aus dem Folgenden ersehen: Ein Franzose, der in New York ein kleines Geschäft mit Kurzwaren betreibt, erhielt an einem Tage eine Kiste mit 500 Hasenpfoten zugesandt, die er mit Zinn und Messing einfafste und an Strafsenhändler abgab. Binnen zwei Tagen waren die Pfoten für je 25 Cents verkauft, und die Händler verlangten noch mehr Vorrat. Mit Flinten uud Fallen durchstreiften hierauf die canadischen Verwandten des Franzosen die dortigen Wälder, um „linke Hinterläufe" von Hasen, von denen jeder selbstverständlich deren vier hatte, zu sammeln.

Obgleich der Hasenpfotenhandel während des verflossenen Wahlkampfes von den Silberleuten ins Leben gerufen wurde, scheinen es im Verlaufe desselben doch die Goldleute gewesen zu sein, welche die meisten Kunden in dieser Narrheit stellten. „Von den 500 Hasenpfoten,“ so liefs sich der erwähnte Franzose einem Zeitungsreporter gegenüber vernehmen, „montierte ich 300 mit Messing und die übrigen 200 mit Zinn. Bevor jedoch der ganze Vorrat veräufsert war, mufste ich bei 150 von den 200 mit Zinn bekleideten Hasenpfoten das Zinn mit einem Goldbelag überziehen, so dafs von dem Vorrat im Ganzen nur 50 ‚Bryan-Hasenpfoten‘ verkauft wurden. Die an mich ergangenen Nachfragen für Hasenpfoten habe ich nicht zur Hälfte decken können, trotz meiner Bemühungen um Herbeischaffung neuer Vorräte und trotz der guten Preise, die ich dafür bot. Ich selbst verdiente an jeder ungefähr 100 Prozent.“

Die Hasenpfoten-Tollheit in der letzten Wahlkampagne erstreckte sich nicht allein auf die ärmere Klasse. Ein Diamantensetzer und Juwelier New Yorks äufserte sich: „Die bemerkenswerteste Art von Aufträgen, die ich je in meinem Berufe empfing, hatte ich während des verwichenen Wahlkampfes auszuführen. Die meisten dieser Aufträge stammten von Damen, von denen die Hälfte Schauspielerinnen waren. So mufste ich eine Hasenpfote mit einer Goldspitze, drei Goldbändern und drei Diamanten ausstatten. Diese Arbeit brachte mir 100 Dollars ein. Dutzende von Hasenpfoten versah ich mit Goldspitzen und kleinen Diamanten. Die Preise für diese derart ausstaffierten ‚Parteiabzeichen‘ variierten von $ 10 bis $ 75. Mit jeder mir behufs Ornamentierung eingeschickten Hasenpfote erhielt ich zugleich den ausdrücklichen Befehl, dieselbe ja nicht mit einer anderen Hasenpfote, mit der ich allenfalls gerade beschäftigt sei, zu verwechseln, da jene Pfote in der That einem Hasen entstamme, ‚der um Mitternacht vermittelst einer silbernen Kugel auf einem Friedhofe geschossen wurde,‘ im Gegensatze zu den anderen Hasenpfoten, bei denen ja doch

nur eine Fälschung vorliege. Selbstverständlich richtete ich mich nicht nach dieser Anweisung. Erhielt ich eine Anzahl Hasenpfoten, so warf ich sie in eine Kiste, der ich sie dann entnahm, je nachdem die Aufträge einliefen. Dieses Verfahren war für mich leichter, und die verehrten Auftraggeber wufsten ja doch nicht, ob sie ihre eigene Hasenpfote wieder erhielten oder eine andere."

Trotzdem Bryan aufser Hasenfüfsen auch noch vierblättriger Klee und eine Menge Hufeisen zugeschickt wurden, wurde er doch gründlich im Wahlkampfe geschlagen.

In Pommern verehrt man statt des Osterhasen den Osterwolf und läfst diesen auch die obligaten Ostereier legen.

Trotzdem der Kuckuck nur als Frühlingsbote mit dem Osterfeste in Verbindung steht, so wollen wir ihm dahier doch einige Worte widmen. In der indischen Mythologie war er Indra, in der deutschen Thor oder nach Simrock Freya geweiht. Zywin, der Gott der alten Polen, verwandelte sich jedes Jahr in einen Kuckuck; auch Zeus machte sich mehrmals dies Vergnügen. Wer um die Osterzeit in Westfalen zuerst die Stimme des Kuckucks vernahm, erhielt ein Ei zur Belohnung. Wie gerne man früher den Kuckucksruf hörte, geht auch daraus hervor, dafs seine Stimme in den Kirchen während des risus paschalis durch eine besondere Orgelpfeife nachgeahmt wurde. Allerdings ist er in der Vogelwelt nicht der einzige Verkündiger des Frühlings, aber er macht sich, wenn er, wie es in einem Liede heifst, den Winter auslacht, viel bemerklicher als die andern. Auch Shakespeare läfst ihn in seinem Lustspiele „Der Liebe Müh verloren" als Boten des Lenzes erscheinen und die den Winter repräsentierende Eule zum Schweigen bringen.

Da er nach altem, schon von Hesiod erwähnten Aberglauben, grofsen Einflufs auf das Wetter und somit auf die Ernte hat, so rechnet man in Schwaben aus seinem Rufe sogar den zukünftigen Weizenpreis heraus. Ein englisches Kinderlied lautet:

„The cuckoo's a fine bird,
He sings as he flies;
He brings us good tidings,
He tells us no lies."

Der Kuckuck aber prophezeit nicht nur das Wetter, sondern auch die Dauer der Lebensjahre; denn er giebt auf die Frage:

„Kuckuck im grünen Wald,
Wie viel Jahre werd' ich alt?

stets durch die Zahl seiner Rufe Auskunft. Da er selber sehr alt werden soll, so sagt man auch von einer alten Jungfer, die sich ungern an ihren Geburtstag erinnern läfst, sie habe den Kuckuck schon oft schreien hören.

Demjenigen, der den Kuckuck schreien hört und der dabei zufällig Geld in der Tasche hat, wird es neun Jahre lang nicht an diesem Edelmetall fehlen. In Westfalen sagt man, dafs dem, der sich beim Rufen des Kuckucks im Grase herumwälze, das ganze Jahr der Rücken nicht weh thue. Plinius erzählt, dafs man den Rasen, über welchem der Kuckuck im Frühling geschrieen, ausgrabe und Glück davon erwarte.

In Irland scheint unser Vogel früher sehr beliebt gewesen zu sein, wenigstens tragen dort die Endsilben der Bezeichnungen zahlreicher Dörfer und Städtchen seinen Namen (cuach oder coagh).

Da der Kuckuck stets seinen eigenen Namen ruft, so haben ihm auch die meisten Sprachen denselben gelassen. Altindisch heifst er kukula, spanisch und italienisch cuculo, chinesisch ku-ku-tsio (das letzte Wort bedeutet Vogel) und altnordisch gaukr, aus welchem das englische gowk oder gawk und das deutsche Gauch oder Narr geworden ist, da einer, der nur zwei Töne von sich geben kann und dieselben beständig wiederholt, ein Dummkopf sein muss. Auch rufen die deutschen Kegeljungen, wenn ein Spieler den Ball in die Gasse geworfen hat, höhnisch „Kuckuck".

Betreffs der ehelichen Treue ist der Kuckuck ebenso un-

zuverlässig wie das Wetter des Ostermonates April, in dem er sich gewöhnlich zuerst hören läfst. Dafs er gerne auf galante Abenteuer ausgeht, liegt einmal in seiner Natur, denn er scheint in dieser Hinsicht erblich belastet zu sein, was auch schon durch die ihm von den Indern begelegte Bezeichnung Kamagana, „der aus Liebe Erzeugte" angedeutet wird. Infolge seines stets zur Liebe geneigten Herzens beschäftigen sich auch zahlreiche Volkslieder mit ihm. Nach einem anhalt-dessauerschen Liede hält er sich einen Harem mit vierzehn Frauen; vielleicht hat er auch noch mehr, denn er singt:

„Im Winter bin ich im Wald,
Im Sommer auf grünen Auen,
Da hab' ich meinen Aufenthalt
Bei schönen Schäferfrauen."

Nach einem deutsch-böhmischen Liede begnügt er sich mit zehn Frauen und wird dafür auch „braver Mann" genannt. In einem hessischen Liede heifst es:

„Der Kuckuck ist ein närrischer Mann,
Er wollte gern zwölf Weiber han."

Nach einem aus dem Kurländischen stammenden Liede hat er eine alte Frau, „doch eine junge Dirn dabei."

Da er stets verliebt ist, so macht er sich auch gerne bei Hochzeiten nützlich; als fideler Musiker spielt er den Gästen zum Tanze auf und führt später als dienstbarer Kämmerling die Braut ins Schlafgemach.

Auf einem Basrelief, welches den Hochzeitszug Jupiters und Heros darstellt, sitzt ein Kuckuck auf dem Szepter des Bräutigams, um anzudeuten, dafs sich dieser der Braut zuerst in Kuckucksgestalt genaht. Auch Indra tritt, wie im Ramayana erzählt wird, als Kuckuck, dem dort das Epitheton „herzerobernd" beigelegt ist, zu dem Zwecke auf, um die Nymphe Rambha bei ihrem Versuche, den alten Asketen Visvamitra an sich zu ketten, zu unterstützen.

Der hintergangene Ehemann wird im Französischen cocu genannt. Shakespeare legt mehrmals einem ungetreuen Ehe-

mann die Bezeichnung „Kuckuck" bei. Die Schweizer nennen einen unerwünschten Nebenbuhler Gugsch. Nach schwedischen und dänischen Märchen bringt der Kuckuck einem jungvermählten Paare eine Nufs als Symbol der Fruchtbarkeit. Der Mann, der in der Steiermark einen Baum umfafst, auf dem ein Kuckuck sitzt, kann eine gebärende Frau aus Kindesnöten befreien. Ein von der deutschen Sprachinsel Gottschee stammendes Liedchen läfst den Kuckuck aus Furcht, dafs sein Liebchen einen anderen heiraten wolle, sterben.

In Tyrol hört man zuweilen das Schnadahüpfl:

„Und der g'scheiteste Vogel
Mufs der Gugezer sei,
Die andern bau'n d' Nester
Und er setzt sich 'nei."

Es dürfte übrigens zweifelhaft sein, ob diese Anklage auf Wahrheit beruht. Mit gröfserer Sicherheit aber nimmt man an, dals Frau Kuckuck, die sich ebenfalls keines moralischen Rufes erfreut, ihre Eier in fremde Nester legt und den Eigentümern derselben die fernere Sorge dafür überläfst. Ehebrecherinnen haben ja niemals Sinn für Häuslichkeit und die damit verbundenen Arbeiten gehabt.

Wer übrigens eines Kuckuckseis habhaft wird und es bei sich trägt, kann auf Erfolg in der Liebe rechnen; im Notfalle bewirkt dies auch eine Kuckucksfeder.

Die Slaven fassen hingegen den Kuckuck als ernstes, melancholisches und trauerndes Geschöpf auf. „Klagen wie der graue Mann" ist eine Redensart, die in ihren Liedern häufig vorkommt.

Wie Thor im Volksglauben allmählich zum Teufel geworden ist, so ist es auch seinem gefiederten Repräsentanten, dem Kuckuck, ergangen. Deshalb sagt man heute zu dem, dem man zum Gottseibeiuns wünscht, er solle zum Kuckuck gehen oder der Kuckuck solle ihn holen. Matthias Claudius hat ihn daher auch auf den Blocksberg versetzt. Ihn zu bewillkommnen ist also nicht immer angebracht. Wenn im Voigt-

lande eine barfüfsige Frau seinen Ruf vernimmt, so bekommt sie schlimme Füfse, und in Böhmen stirbt die Frau, auf deren Haus er sich niederläfst. In Gestalt eines Bäckerknechtes soll er einst armen Leuten den Teig gestohlen haben.

Doch nun zurück zu unserem eigentlichen Thema, den Ostergebräuchen. Dafs sich die Kirche der allgemeinen Festfreude gegenüber nicht ablehnend verhielt, sondern vielmehr gerne selber ihr Scherflein zur Erheiterung des durch die lange Fastenzeit abgespannten Volkes beitrug, geht aus zahlreichen Überlieferungen hervor.[1]) Da wurden dramatische Vorstellungen in den Kirchen veranstaltet und Schnurren erzählt, die mitunter an Derbheit nichts zu wünschen übrig liefsen. Der populäre, unter dem Namen risus paschalis bekannte dramatische Scherz stellte Christum vor, wie er nach der Auferstehung mit seinem Kreuze an das Höllenthor pocht und zwei Teufeln die Nasen, welche sie als Riegel vorgeschoben, zerquetscht. Einst schlofs ein Geistlicher zu Eichstädt in Baiern seine Osterpredigt mit der Aufforderung, jeder christliche Mann, der Herr in seinem Hause sei, sollte „Juch" schreien und beide Hände hoch heben. Da sich nach geraumer Zeit niemand regte, so rief er selber „Juch" und gleich stimmten alle mit ein. Nach einer anderen Lesart soll dies ein Gemeindemitglied gethan haben, das dann auf Kosten aller anwesenden Männer reichlich bewirtet wurde.

In Spanien traten früher zu Ostern zwei Spafsmacher, Gil und Pasqual, in der Kirche auf und gaukelten den Leuten allerlei vor, um sie zum Lachen zu reizen. Dadurch, dafs man derartige Scherze aus der Kirche verbannte, hat dieselbe viel von ihrer Volkstümlichkeit verloren und aufserdem ist, nebenbei gesagt, die Heuchelei dadurch befördert worden.

Im 14. Jahrhundert soll es in einigen gallikanischen Ge-

[1]) In der Stadt Mexiko wird am Karsamstag ein aus Pappendeckel verfertigtes Rofs, auf dem ein aus demselben Stoffe bestehender Reiter sitzt, mit Silbermünzen gefüllt und dann auf einem öffentlichen Platze mit Pulver gesprengt. Darnach dürfen die armen Leute die Geldstücke aufsammeln.

meinden Gebrauch gewesen sein, einem Juden am Ostertage in der Kirche eine Ohrfeige zu applizieren. Bei dieser Gelegenheit soll einst ein französischer Würdenträger zu Toulouse einem Hebräer eine so kräftige Backpfeife verabfolgt haben, dafs diesem das Gehirn aus dem Kopfe spritzte.

In Amerika, besonders in Virginien, Nord- und Südkarolina wurde früher der Ostersonntag „the first holiday" genannt, an dessen Feier alle, Fromme sowohl wie Gottlose, lebhaften Anteil nahmen. Die Kinder wurden fortgeschickt, um buntbemalte Eier zu suchen und dasjenige, das die meisten fand, bildete sich nicht wenig darauf ein. In allen Häusern hielt man freie Tafel und jeder Besucher wurde mit Kuchen, Pasteten, Schinken und Schnaps traktiert.

Wer in Neuengland auf Ostern kein Ungemach auf sich herabbeschwören will, mufs neue Kleider anziehen, wie in dem Verse angedeutet ist:

„At Easter let your clothes be new,
Or else be sure you will it rue."

In Washington versammeln sich die Kinder am Ostermontag im Garten des weifsen Hauses, um dem Spiele des „egg-rolling" zu huldigen. An demselben nehmen oft 4 – 5000 Kinder teil; es befinden sich darunter die Spröfslinge der Armen und Reichen, ja sogar die der fremden Gesandten, die es sonst nicht wagen würden, sich unter plebejische Republikaner zu mischen. Die Eier werden einen Abhang hinunter gerollt und derjenige Knabe, dessen Ei dabei zerbricht, mufs es seinem Rivalen überlassen, der es gewöhnlich auf der Stelle verzehrt. In England sprechen die Kinder bei demselben Spiel:

„Carland, parland, paste-egg day."

In dem altenglischen Verse

„Tid, Mid and Miseray,
Carling, Palm and Good-pass day

wird jedem Sonntag der Fastenzeit ein besonderer Name gegeben und die Engländer wollten das, was sie in genannter

Zeit an den Wochentagen versäumten, wenigstens an den Sonntagen nachholen. Ihre Hauptfröhlichkeit begann übrigens erst am vierten Sonntage, den sie Midlent Sunday, Mothering Sunday and Care oder Carling Sunday nannten. Mothering Sunday hiefsen sie ihn anfangs deshalb, weil sie alsdann in der Mutterkirche früh ihre Andacht verrichteten; später aber, weil sie wirklich zu ihrer eigentlichen Mutter eilten und ihr Kuchen und Schmucksachen schenkten. An diesem Tage machten sich besonders die unteren Volksklassen gegenseitig Besuche und verbrachten die Zeit mit Essen und Trinken. Unter „going a-mothering" verstand man auch den Genufs einer aus geschroteten, in Milch gekochten Weizen bestehender Speise, welche furmity oder frumenty (lat. frumentum) hiefs. Eine an diesem Tage vielfach genossene Speise hiefs Care oder Carlings und bestand aus Erbsen, die zu einem mit Salz und Pfeffer gewürzten Kuchen gebacken waren. Eine altenglische Legende erzählt, dafs einst zur Zeit einer Hungersnot ein mit Erbsen beladenes Schiff an der englischen Küste strandete und dafs dadurch sich die Leute am Leben erhalten konnten.

In Northumberland wurden diese carlings als lose Erbsen verzehrt. Jede Person schöpfte sich mit einem Löffel so viele heraus, bis schliefslich nur so viele übrig blieben, um den Boden der Schüssel zu bedecken. Dann mufsten die Erbsen der Reihe nach einzeln heraus geholt werden und diejenige Person, welche die letzte Erbse erhielt, war sicher, sich innerhalb eines Jahres verheiraten zu können.

Fische afs man im 14. Jahrhundert in England zur Fastenzeit massenhaft und für gute Sorten wurden oft fabelhafte Preise bezahlt. Nur Seehunde afs man nicht und tötete sie auch nicht gerne, besonders nicht in Irland, weil man glaubte, dieselben seien von den Seelen der bei der Sintflut Ertrunkenen bewohnt. Auch sagte man, die Seehunde könnten ihre Felle ablegen und in Menschengestalt den Strand betreten; wer einer Seehündin bei dieser Gelegenheit das Fell stahl,

konnte sie als seine Frau beanspruchen. Die deutsche Mythologie berichtet bekanntlich ähnliches von den Seejungfern.

Ein altes Manuskript im britischen Museum enthält ein Rezept für die Herstellung eines Meerschweinchen-Puddings („puddynge of porpoise"), der zur Zeit Heinrichs III, wie auch Lampreten und Heringspasteten, für eine unvergleichliche Delikatesse gehalten wurde. Die Stadt Yarmouth mufste, wie in ihrem Freibrief bestimmt war, dem Könige jährlich 24 aus hundert Heringen zusammengesetzte Pasteten senden.

Am Karfreitag wurde früher in England und jetzt noch in Amerika ein mit einem Kreuz verziertes Backwerk (cross bun) gegessen und dadurch das Haus mindestens auf ein Jahr gegen Feuersgefahr geschützt. Die an genanntem Tage gelegten Eier sollten, wenn in ein Feuer geworfen, dasselbe auslöschen. Am Karfreitage buk man auch in England einen kleinen Laib Brod, von dem man bei Unglücksfällen ein Stückchen abschnitt und ins Wasser legte. Nach vielverbreitetem Glauben konnte man sich in Irland dadurch aller Sünden entledigen, dafs man sich am Todestage Christi das Haar abschneiden liefs; aufserdem befreite man sich dadurch auf die Dauer eines Jahres von Kopfweh. Die im Jahre 1633 in England der Hexerei angeklagte Margaret Johnson berichtete, dafs sich am Karfreitag „good Friday", die Hexen versammelten, um Vorbereitungen für ihre am Ostersonntage stattfindenden Schmausereien zu treffen. Letzteres thaten übrigens auch die gewöhnlichen Engländer; sie schlachteten zahlreiche Hühner und brieten sie, doch durfte niemand ein Stück Fleisch vor dem ersten Hahnenschrei des Ostermorgens anrühren. Zuweilen hingen sie auch eine mit Sprühteufeln gefüllte Figur des Verräters Judas an einem Stricke auf und zündeten dieselbe um Mitternacht an. „Out with the Lent" wurde dann gerufen und mit den Händen geklatscht. Um morgens 4 Uhr standen besonders die Landleute Englands auf, um das Tanzen der Sonne zu sehen. Darauf beziehen sich folgende Verse:

„Old wives, Phoebus, say
That on Easter day
To the music of the spheres you do caper;
If the fact, sir, be true,
Pray let's the cause know
When you have any room in your paper."

„The old wives get merry
With spiced ale or sherry
On Easter, which makes them romance;
And whilst in a rout
Their brains twirl about,
They fancy we caper and dance."

Ein in England zur Osterzeit viel gegessenes Gebäck, eine Art Rosinenkuchen, führte den Namen Simnel. Einige Städte, besonders Laucaster und Bury waren durch die Herstellung jener Kuchensorte berühmt und als sich der Prinz von Wales verheiratete, schickten ihm die Frauen des letztgenannten Ortes ein solches Gebäck zum Hochzeitsgeschenk. Der Name desselben ist auf folgende Weise entstanden:

Simon und Nelly, zwei alte Eheleute, hatten die Gewohnheit, ihre Kinder und Enkel auf Ostern bei sich zu versammeln. Bei dieser Gelegenheit fand einstmals die Hausfrau aus, dafs sie noch viel ungesäuerten Teig aus der Fastenzeit übrig hatte und nahm sich vor, denselben zu verwerten. Ihr Mann machte den Vorschlag, einen Pflaumenpudding damit zu vermischen, worauf dann die Frage aufgeworfen wurde, ob dieses Mixtum Compositum gekocht oder gebacken werden sollte. Als sich beide darüber nicht einigen konnten, ergriff Nelly einen Fufsschemel und warf ihn ihrem Manne an den Kopf; dieser schlug ihr darauf mit einem Besen die Schultern blau. Endlich einigten sie sich dahin, dafs jener Pudding zuerst gekocht und dann gebacken werden sollte. Zu diesem Zwecke wurde dann der Schemel und der Besen unter dem eisernen Kochtopfe verbrannt. Die bei jener Prügelei zerbrochenen Eier

wurden in den Rand des Puddings gebacken. Jenes Backwerk wurde anfangs Simon und Nelly, später kurzweg Simnell genannt.

In einigen Gegenden Englands herrschte früher der Gebrauch, daſs am Ostersonntage die Männer das Recht hatten, auf einem Stuhle sitzende oder im Bette liegende Frauen in die Luft zu heben; am folgenden Tage durften die Frauen den Männern denselben Liebesdienst erweisen. Dies sollte die Auferstehung vorstellen. Derjenige, der einen anderen auf der Straſse in die Höhe hob, erwartete von demselben ein Geschenk.

An dem in England früher auf Ostern leidenschaftlich kultivierten Ballspiele, gewöhnlich stool ball genannt, nahmen Jung und Alt und sogar Geistliche und Staatsbeamte in ihrer Amtstracht teil.

Wenn zu Cole's Hill in Warwickshire die jungen Leute einen von ihnen gefangenen Hasen vor zehn morgens dem Ortsgeistlichen auf Ostern bringen, so muſs er ihnen einen Kalbskopf, hundert Eier und auſserdem noch ein Geldgeschenk verabfolgen.

Im Altenglischen wird Ostern häufig „God's Sunday" genannt. Der Ursprung dieser Bezeichnung wird durch folgenden Vers erklärt:

„Wen Cryste soe nekid and forlorne;
Had on ye crosse hys goode hymbes torne;
Wen, three dayes after, all men sayde,
'Thys Chryste ys rysen from ye dede,'
Gode sayde, 'Mye chyldren, tys mye waye
Ye calls thys alwayes Gode's Sondaye.'"

Die Bewohner von Wales glauben, daſs die Elfen, welche sie „Y tylyth teg" (das schöne Volk) nennen, den Menschen auf Ostern günstig gesinnt seien und ihnen jeden Wunsch gewährten. Leider lassen sie sich jedoch selten sehen.

Zu Biddenden in Kent müssen laut eines alten Vermächtnisses auf Ostern 600 Kuchen unter die Armen verteilt werden. Diese Kuchen haben die Form von zwei Frauen, die mit Schultern und Hüften zusammen gewachsen sind.

Kein Volk hat wohl triftigere Gründe, das Osterfest freudig zu begehen, als das jüdische.

Das jüdische Osterfest dauert sieben Tage, wovon aber die Reformjuden nur den ersten und letzten feiern. Aufser Pesach heifst es auch Mazzotfest, zur Erinnerung an den Umstand, dafs die Juden bei ihrer plötzlichen Flucht aus Ägypten den Teig mitnahmen, ohne ihn vorher gesäuert zu haben.

Die jüdischen Frauen bemühen sich lange vor Anfang des Festes das Haus von allem Gesäuerten zu reinigen und alles Geschirr, das während des Festes benutzt wurde, zu säubern und in einer abgesonderten Kammer aufzubewahren, damit es ja nicht mit den am Pesachfeste gebrauchten Koch- und Trinkgefäfsen in Berührung komme. Der Tisch wird mit dem feinsten Geschirr besetzt. In der Mitte desselben befindet sich ein Teller mit Mazzot, bitteren Kräutern, Petersilie und ein aus Äpfeln und Nüssen bereiteter Brei, Charosett genannt. Die bitteren Kräuter (moror) sollen an die Leiden unter Pharao und das Charosett, welches wie Lehm oder Mörtel aussieht, an die Zeit erinnern, da die Juden Frohndienste verrichten und Ziegelsteine machen mufsten.

Nachdem sich die Familie an den Tisch gesetzt, liest der Hausvater folgende Stelle aus der Hagada vor: „Dies ist das armselige Brod, das unsere Vorfahren im Lande Ägypten gegessen. Wer hungrig ist, komme und esse; wer bedürftig ist, komme und feiere das Fest mit uns, dieses Jahr hier, im kommenden Jahr im Lande Israel; dieses Jahr sind wir dienstbar, in der Zukunft sind wir freie Leute.“

Darauf fragt ein Mitglied: „Warum unterscheidet sich diese Nacht von den übrigen Nächten? Sonst essen wir Gesäuertes und Ungesäuertes, jetzt aber nur Ungesäuertes; sonst

können wir uns anlehnen oder nicht, heute aber müssen wir alle angelehnt sein." [1])

Der Hausvater erzählt darauf die Geschichte der Juden und teilt dabei die bitteren Kräuter zum Essen aus. Viermal werden die Becher mit Wein gefüllt und ausgetrunken; dazu werden Gäste aus allen vier Himmelsgegenden eingeladen. Die Kabbala verlangt, dafs vor dem Schlafengehen ein mit Wein gefüllter Becher auf dem Tisch für den Propheten Elias zurückgelassen wird. Nachdem dann ein religiöses, kettensatzähnliches Lied, in dem die Zahlen 1 bis 13 mit dem Glauben in der Geschichte der Juden in Verbindung gebracht sind, gesungen worden ist, erhebt sich der Hausvater und spricht: „Das Denkmal des Pesach ist nun nach Vorschrift, nach allen Formen und Gebräuchen vollbracht. Möchten wir das Glück haben, es in der That auszuführen, wie wir das Vergnügen hatten, es in Worten vorzutragen. Allerheiligster, richte wieder ein gebeugtes Volk auf, ehemals von dir gesegnet. Erhalte die Spröfslinge eines Baumes, den du selbst eingesetzt und führe unter Freudengesängen uns nach Zion zurück!" Diese Ansprache ist in der Hagada unter dem Titel „Chasal Sidur Pesach" bekannt.

Nachdem sich nun die Tischgesellschaft an dem Besten aus Küche und Keller gelabt hat, werden einige Psalmen zitiert und dann wird mit ungeheurer Heiterkeit das „Lied vom Zicklein" vorgetragen. Da dieses nur das Urbild aller sogenannten Kettensätze (englisch „cumulative stories", französisch „récapitulades") genannt, bildet, so wollen wir es hier nach Dr. Cassels Übersetzung vollständig folgen lassen.

„Ein Zicklein, ein Zicklein, welches kaufte mein Vater für zwei Sus; ein Zicklein, ein Zicklein.

Da kam die Katze und frafs das Zicklein, welches kaufte mein Vater für zwei Sus; ein Zicklein, ein Zicklein.

---

[1]) Das Anlehnen bedeutet die ungenierte, behagliche Ruhe, deren sich nun die Israeliten nach dem Auszuge aus Ägypten erfreuen.

Da kam der Hund und bifs die Katze, die frafs das Zicklein, welches mein Vater kaufte für zwei Sus; das Zicklein, das Zicklein.

Da kam der Stab und schlug den Hund, der bifs die Katze, die frafs das Zicklein, welches mein Vater kaufte für zwei Sus; das Zicklein, das Zicklein.

Da kam das Feuer und verbrannte den Stab, der schlug den Hund, der bifs die Katze, die frafs das Zicklein, welches mein Vater kaufte für zwei Sus; das Zicklein, das Zicklein.

Da kam das Wasser und löschte das Feuer, das verbrannte den Stab, der schlug den Hund, der bifs die Katze, die frafs das Zicklein, welches mein Vater kaufte für zwei Sus; das Zicklein, das Zicklein.

Es kam der Ochse und trank das Wasser, das löschte das Feuer, das verbrannte den Stab, der schlug den Hund, der bifs die Katze, die frafs das Zicklein, welches mein Vater kaufte für zwei Sus; das Zicklein, das Zicklein.

Es kam der Schlächter und schlachtete den Ochsen, der trank das Wasser, das löschte das Feuer, das verbrannte den Stab, der schlug den Hund, der bifs die Katze, die frafs das Zicklein, welches mein Vater kaufte für zwei Sus; das Zicklein, das Zicklein.

Es kam der Todesengel, der schlachtete den Schlächter, der schlachtete den Ochsen, der trank das Wasser, das löschte das Feuer, das verbrannte den Stab, der schlug den Hund, der bifs die Katze, die frafs das Zicklein, welches mein Vater kaufte für zwei Sus; das Zicklein, das Zicklein.

Es kam der Heilige, gelobt sei Er, und schlachtete den Todesengel, der schlachtete den Schlächter, der schlachtete den Ochsen, der trank das Wasser, das löschte das Feuer, das verbrannte den Stab, der schlug den Hund, der bifs die Katze, die frafs das Zicklein, welches mein Vater kaufte für zwei Sus; das Zicklein, das Zicklein.

Dieses Lied soll die zahlreichen Verfolgungen darstellen, die das jüdische Volk zu erdulden hatte, ehe es wieder zu

Ehren gelangte. Das Zicklein, ein reines Tier, soll die Juden repräsentieren, der Vater, der es kaufte, Jehova und die zwei Sus Moses und Aaron, welche das Volk Gottes aus Ägypten führten. Die Katze soll die Assyrer, welche die zehn Stämme in Gefangenschaft hielten, der Hund die Babylonier, das Wasser die Römer, der Ochse die Sarazenen, welche Palästina unterjochten, der Fleischer die Kreuzfahrer, die das heilige Land den Sarazenen entrissen, und der Todesengel die Türken, welche das heilige Land eroberten, darstellen. Dann wird zum Schlusse darauf hingewiesen, dafs Gott Rache an allen nehmen und den Juden eine selbständige Regierung unter dem erwarteten Messias geben werde.

Der Kettensatz bildet eine volkstümliche, äufserst beliebte Form der Erzählung; er geht von kleinem Anfang aus, wächst aber bald dermafsen in die Länge, dafs er die Zungenfertigkeit der Alten und Jungen stark auf die Probe stellt. Man findet Kettensätze als Märchen, Auszählreime und Volkslieder bei vielen Völkern, bei den Ungarn, Skandinaviern, Italienern, Franzosen, Engländern und sogar bei den Hottentotten.[1])

---

[1]) Siehe darüber die folgenden Schriften: S. 31—35 K. Knortz, Folkore. Dresden 1896. — S. 51—52 J. Gillhoff, Das mecklenburgische Volksrätsel. Parchim 1892. — S. 335—341 J. Haltrich, Volksmärchen aus dem Sachsenlande und Siebenbürgen. 2. Aufl. Wien 1877. — S. 123 C. Sterne, Aus dem Paradiese. Wien o. J. — S. 303—305, Bd. I J. G. v. Hahn, Griechische und albanische Märchen. Leipzig 1864. — S. 367—373 A. Hauffen, Die deutsche Sprachinsel Gottschee. Graz 1895. — S. 119—121 A. Treichel, Volkslieder und Volksreime aus Westpreufsen. Danzig 1895. — S. 112—115 Vernaleken und Branky, Spiele und Reime der Kinder in Österreich. Wien 1876. — S. 122 K. Gander, Niederlausitzer Volkssagen. Berlin 1894. — S. 169 W. Bleek, Reinecke Fuchs in Afrika. Weimar 1870. — S. 107 Bechsteins Märchenbuch. 36. Aufl. Leipzig 1886. — S. 289—313, Vol. I W. A. Clonston, Popular Tales and Fictions. London. 1887. — S. 76—85 H. Dunger, Kinderlieder und Kinderspiele aus dem Voigtlande. 2. Aufl. Plauen i. V. 1894. — S. 251, I. Bd. Scheffler, Die französische Voksdichtung und Sage. Leipzig 1884. — S. 71—73 G. Eskuche, Hessische Kinderliedchen. Kassel 1891. — S. 1—16 P. Cassel, Aus dem Lande des Sonnenaufganges. Berlin 1885. — S. 439—457 Mother Gooses Nursery

Der in Deutschland bekannteste Kettensatz beginnt: „Es schickt der Herr den Jockel aus, er soll den Hafer schneiden; der Jockel schneid't den Hafer nicht und kommt auch nicht nach Hause.“ Dann werden ausgeschickt der Pudel, der Stock, das Feuer, das Wasser, der Ochse, der Fleischer, der Henker und der Teufel; zuletzt geht dann der Herr selber aus und augenblicklich thut jeder seine Schuldigkeit. Damit wird das Sprichwort bewahrheitet, dafs, wenn man etwas sicher und schnell gethan haben will, man es am besten selber thut und es keinem Jockel, d. h. einem Narren, überträgt.

Nicht immer nimmt der Kettensatz einen glücklichen Ausgang, so z. B. in dem lausitzer Märchen vom fortgelaufenen Eierkuchen, welcher, nachdem er zwei Weibern, einem Häschen glücklich entronnen, von einem Schwein aufgeschnappt wird; oder in der bekannten Geschichte vom Hühnchen, das eine Erbse verschluckt hat und dann stirbt, ehe eine Jungfrau, ein Schuster, ein Schwein u. s. w. zu seiner Rettung herbeigeeilt sind.

In dem griechischen, von J. G. v. Hahn aufgezeichneten Märchen „Das Pfefferkorn“ ist die Hauptperson eine Art Däumerling, nur hat derselbe nicht das fabelhafte Glück wie sein Doppelgänger, denn als er neugierig in die Suppen-

---

Rhymes, Tales and Jingles. London and New York: Frederick Warne & Co. v. J. — S. 207—211 C. Johnson, What they say in New England. Boston 1896. — S. 422—24, 754—64, Bd. 2 A. Birlinger und M. Crecelius, Des Knaben Wunderhorn. Wiesbaden 1876. — S. 801 Mittler, Deutsche Volkslieder. Frankfurt a. M. 1865. — S. 449 A. Hruschka und W. Toischer, Deutsche Volkslieder aus Böhmen. Prag 1891. — S. 247—53, 257—59, 373—75, 376—77 T. F. Crane, Italian Popular Tales. Boston 1885. — S. 134, 167, 172 und 209 Newell, Games and Songs of American Children. New York 1883. — Vol. III, IV und VIII Journal of Amerikan Folk-lore. — S. 425—28, 430—32, 436—43, 4. Bd. Fr. v. Erlach, Die Volkslieder der Deutschen. Mannheim 1835. — S. 101 E. Harrison, A Study of Child-Nature. Chicago 1895. — Kettensätze befinden sich ferner in folgenden Werken: A. Clonston, Book of Noodles. — Journal of Amerikan Folk-lore. Vol. XIII. — Lenz, Amerikanische Märchen.

schüssel blickt, fällt er hinein und ertrinkt. Sein Unglück geht darauf auf die Tauben, den Apfelbaum, den Brunnen, die Magd und die Königin über. Zuletzt wirft sogar der König aus Verzweiflung seine Krone zur Erde, dafs sie in tausend Stücke zerspringt und als ihn seine Freunde fragen, weshalb er dies gethan, erwidert er:

„Lieb Pfefferkorn ist tot,
Der Alte und die Alte jammern,
Die Taube hat sich die Federn ausgerissen,
Der Apfelbaum hat sich alle Äpfel abgeschüttelt,
Der Brunnen hat all sein Wasser vergossen,
Die Magd hat ihren Krug zerbrochen,
Die Königin hat ihren Arm gebrochen,
Und ich, König, habe meine Krone verloren,
Lieb Pfefferkorn ist tot!"

Eine auffallende Ähnlichkeit mit diesem Kettensatz hat die rumänische Erzählung von einem Ehepaar, das eine Maus besafs, die in heifser Milch ertrank. Darauf rifs sich eine Elster aus Trauer die Federn aus; eine Fürstin, die von diesem Vorfalle hörte, fiel vom Balkon herunter und ihr Gemahl zog sich in das, dem Wahrheitshause gegenüber liegende Lügenkloster zurück.

Von den Kettensätzen der Franzosen ist der vom Kätzchen Minette der populärste. Aufserdem haben sie einen von einem Zicklein, das nicht aus dem Kohlfeld weichen will, weshalb der Reihe nach der Wolf, der Hund und der Stock in Thätigkeit versetzt werden, bis dann schliefslich der Herr selber kommt und Alles in Ordnung bringt.

Die in England beliebtesten Kettensätze sind „This is the house that Jack built", „John Ball shot them all" und „The old woman and her crooked six-pence". Letzterer handelt von einer Frau, die ein Schweinchen kauft, das so eigensinnig ist, dafs es erst, nachdem seine Eigentümerin der Reihe nach Hund, Stock, Feuer, Wasser, Ochsen, Fleischer u. s. w. zur Hilfe gerufen, über die Zaunhaspel springt.

Campbell erzählt in seinem Werke „Popular Tales of the West Highlands“ von den Eheleuten Moorachug und Menachaig, die eines Tages ausgingen um Beeren zu sammeln. Die Frau entfaltete dabei nun einen solchen Appetit, dafs sie nicht nur die von ihr, sondern auch die von ihrem Manne geflückten Beeren gleich verzehrte, sodafs letzterer einen Stock ersuchte, sie gründlich durchzuprügeln. Aber der Stock sagte, der Mann solle zuerst eine Axt holen und ihn damit zurecht stutzen; die Axt verlangte, mit einem Steine geschliffen zu werden und der Stein, der dieses besorgen sollte, mufste erst benetzt werden. Der Mann ging also zum Wasser; dasselbe aber wollte erst von einem durch einen Hund gejagten Hirsch durchschwommen und die Füfse des Hundes mufsten erst mit Butter eingerieben sein, die von einer Maus, welche von einer Katze verfolgt wird, benagt worden war. Von der Katze gehts nun zum Heu, dann zur Bäckerei u. s. w. und als endlich der Stock in brauchbarem Zustande war und die Frau damit geprügelt werden sollte, war dieselbe infolge ihrer unersättlichen Gefräfsigkeit inzwischen zerplatzt.

In Neuengland erzählen sich nach C. Johnsons Mitteilung die Kinder einen Kettensatz von einer kleinen Maus, die sich ihren langen Schwanz abgebissen hatte und nun Milch, Katze, Kuh, Heu, Schlüssel, Schmied und Kohlen in Bewegung setzte, bis sie wieder in den Besitz ihres Anhängsels gelangte.

Doch wir wollen nach diesem Streifzuge zu unserem eigentlichen Thema zurück und zugleich zum Schlusse eilen.

Ostern ist also das Fest der Freude und der Hoffnung. Die alten Deutschen begrüfsten die Frühlingssonne mit Schwerttänzen; auch flehten sie nach einem im Kloster Korwei aufbewahrtem Liede:

„Ostar, Ostar,
Erdenmutter,
Lasse diesen
Acker wachsen,

Lafs ihn grünen,
Lafs ihn blühen,
Früchte tragen,
Gieb ihm Frieden!"

Das Feuer brannte um diese Zeit viel heller als sonst; es wüteten keine Stürme, hielten doch auch die Götter alsdann ihren nächtlichen Umzug und segneten Wälder und Felder, Obstbäume, Pflanzen und Quellen. Nach der Ansicht der Slaven verliefsen sogar die Toten ihre Gräber. Aber nicht nur das Mädchen kann in der Osternacht betreffs ihrer Zukunft Auskunft erhalten, sondern auch der Bursche, wenigstens der aus Deutschböhmen stammende. Wenn derselbe nämlich am Ostermorgen vor Aufgang der Sonne einen Stein mit dem Munde aus dem Bache holt und ihn dann, das Gesicht gegen Osten gerichtet, rückwärts über seinen Kopf wirft, so kann er nach der Strecke, die der Stein fliegt, seine Hoffnungen einrichten. Im 12. Jahrhundert durften sich die verheirateten Männer und Frauen am 3. Ostertage damit amüsieren, dafs sie sich gegenseitig gründlich durchprügelten und sich auf diese Weise zum Ausharren in der Ehe anspornten.

Sollte sich nun dem herrschenden Zeitgeiste zuwider heute ein Ehepaar dieses originelle Vergnügen erlauben, so hoffen wir, da sich einmal über den Geschmack nicht streiten läfst, dafs niemand dabei als Störenfried auftritt, oder sich veranlafst fühlt, dahin zu wirken, dafs die ohnehin schon allzu zahlreichen Ehescheidungen noch um eine vermehrt wird.



Sitten, Aberglaube, Sprache und Litteratur der Deutsch-Pennsylvanier.

Die Auswanderung der Deutschen nach Pennsylvanien nahm ihren Anfang ausgangs des siebzehnten Jahrhunderts. Allerdings hatten schon früher zahlreiche aus Deutschland stammende Einwanderer sich in Nordamerika niedergelassen, doch da denselben kein regelmäfsiger Nachschub folgte, so waren sie bald in anderen Nationalitäten, besonders unter den zahlreichen Holländern und Schweden aufgegangen. Erst durch Penn, der selber dreimal in Deutschland gewesen war, um für das dogmenlose Quäkertum Propaganda zu machen, wurde eine regelmäfsige Auswanderung nach Amerika, vielmehr nach Pennsylvanien, organisiert.

Penn hatte insofern leichte Arbeit, als er in Deutschland zahlreiche, von den Regierungen teils geduldete, teils verbotene Sekten vorfand, deren Mitglieder keinen sehnlicheren Wunsch kannten, als eine Heimat zu besitzen, in der ihnen Glaubens- und Gewissensfreiheit gesetzlich garantiert war.

Aufserdem wurde die Auswanderungslust besonders in der Pfalz und in anderen Ländern Westdeutschlands durch die beständigen Raub- und Mordbrennerzüge der Franzosen befördert, wozu noch der Übelstand kam, dafs das Herrscherhaus der Pfalz eine verschwenderische, den Franzosen nachgeahmte und die Bürger an den Bettelstab bringende Mai-

tressenwirtschaft eingeführt und durch seine Bevorzugung des Katholizismus den Protestanten das Leben unerträglich gemacht hatte.

Die meisten der zur Zeit Penn's sich nach Amerika flüchtenden Deutschen wurden jedoch hauptsächlich durch religiöse Motive bewogen, die neue Welt aufzusuchen, denn wir finden darunter Quäker, Mennoniten, Dunker, Schwenkfelder, Herrenhuter, Anhänger des Theosophen Jakob Böhme u. s. w. Alle aber beseelte eine streng christliche Gesinnung und alle waren derart an Ertragungen und Entbehrungen jeder Art, an Fleifs und Sparsamkeit gewöhnt, dafs es mit einem Wunder zugegangen wäre, wenn sie in der neuen Welt nicht ihr Fortkommen gefunden hätten.

Die organisierte Einwanderung der Deutschen nach Pennsylvanien begann unter Leitung des Juristen Franz Daniel Pastorius im Jahre 1683. Seine Leute gründeten auch die erste deutsche Stadt Germantown, die sechs Meilen von Philadelphia entfernt lag und seit 1854 die 22. Ward der letztgenannten Stadt bildet. Das offizielle Siegel Germantowns enthielt das Bild eines Weinstocks, einer Flachsblume und einer Weberspule und trug die Inschrift „vinum, linum et textrinum" (der Wein, der Lein und der Weberschrein), womit die Mission der Deutschen, nämlich als Pioniere des heiteren Lebensgenusses, des Ackerbaus und des Gewerbfleifses aufzutreten, ausgedrückt wurde.

„So viel unsere neuangelegte Stadt Germanopolis anbelangt", schreibt Pastorius[1]), „so ligt dieselbe auf einem guten schwartzen Erdboden, ist mit verschiedenen anmuthigen Brunnquellen umgeben. Die Hauptgasse ist 60, und die Zwerggasse 40 Fufs weit und hat eine jede Familia eine Hoffstätt von 3 Acker grofs."

[1]) Umständige Geographische Beschreibung der zu allerletzt erfundenen Provintz Pennsylvaniae, in denen End-Gräntzen Americae in der West-Welt gelegen. Durch Franciscum Danielem Pastorium. I. V. Lic. und Friedens-Richtern daselbsten. Franckfurt und Leipzig. 1700.

„Die Glieder des Raths“, heifst es in dem unten angeführten Werke weiter, „und dann die gantze Gemeinde versammeln sich alle Jahr auf einen bestimmten Tag und erwehlen sich Vorstehern und Officianten durchs Lofs, also dafs Niemand wissen kann wer für, oder wider sie gestimmet hat. Wordurch alle unzulässige Einkaufungen mit Geld, wie auch die heimliche Feindschaft der Abgesetzten verhindert werden.

Umb die Ligitia, Raths-Procefs und Zänckereien zu verhindern, wird ein Prothocoll gehalten, worinnen alle unbewegliche Güter, Unterpfänder, Obligationes und Pachten verzeichnet werden. Sind also alle Advocati und Procuratores, welche für ihre Dienste Geld fordern, abgeschaffet.

Zu verhüten alles das, was das Volck zur Eitelkeit, Leichtfertigkeit, Frech- und Kühnheit, Gottlosigkeit und lästerlichen Leben verleiten könnte, so werden bey höchter Straffe verbotten, alle Wett-Spiele, Comoedien, Kartenspiel, Vermummungen, alles Fluchen, Schwören, Lügen, falsch Zeugnifs geben (weil der Eyd da nicht erlaubet ist), schändlich Geschwätz, Ehebruch, Hurerey, Duelliren, Dieberey.

Das Fluchen, Gotteslästern, Mifsbrauchung Göttlichen Nahmens, Zäncken, Betriegen, Vollsauffen, soll mit dem Halseisen abgestrafft werden.“

In Germantown wurde auch die erste deutsche Druckerei errichtet; dort erschien auch die erste deutsche Zeitung, auch wurde daselbst die erste deutsche Bibel auf amerikanischem Boden gedruckt.[1])

Der Erfolg der durch Pastorius geleiteten Einwanderung brachte bald die Deutschen in solchen Massen herüber, dafs

[1]) Der Titel derselben lautet: Biblia, das ist: Die Heilige Schrift, Altes und Neues Testaments, nach der deutschen Uebersetzung D. Martin Luthers, Mit jedes Capitels kurtzen Summarien, auch beygefügten vielen und richtigen Parllelen: Nebst einem Anhang des dritten und vierten Buchs Esrä und des dritten Buchs der Maccabäer. Germantown: Gedruckt bey Christoph Saur, 1743. Siehe darüber „Early Bibles of America. By John Wright. New-York 1892.“

die englischen Kolonisten befürchteten, von ihnen allmählich erdrückt zu werden. Der Nativismus regte sich also schon damals und es ward ein Gesetz erlassen, nach welchem jeder Einwanderer bei seiner Landung eine Kopfsteuer von 20 bis 40 Schillinge zu entrichten hatte. Wer einen Neger nach Pennsylvanien einführte, hatte für denselben sogar fünf Pfund Sterling Kopfsteuer zu zahlen. Es gereicht den Quäkern zur gröfsten Ehre, dafs sie sich niemals mit dem Institute der Sklaverei befreundeten, sondern vielmehr Alles thaten, um der Ausbreitung derselben alle erdenklichen Hindernisse in den Weg zu legen. Doch nur die deutschen Quäker Pennsylvaniens hatten den Mut, den ersten Protest gegen die Sklaverei zu veröffentlichen.

Dafür aber mufsten sie ratlos zusehen, wie ihre neu eingewanderten armen Landsleute, welche die Kosten der Überfahrt nicht bestreiten konnten, auf Jahre lang an Farmer und Fabrikanten verkauft wurden und so lange arbeiten mufsten, bis der betreffende Kapitän mehr als vierfach bezahlt war. Ihre Dienstzeit war ein Handelsartikel und in den meisten Fällen ein gesuchter, denn die Schiffseigentümer liefsen durch ihre in ganz Deutschland herumreisenden Agenten nur solche Leute zum Auswandern bereden, die starke und gesunde Knochen hatten und zur anstrengendsten Arbeit befähigt waren. Dieselben durften natürlich das Schiff bei der Landung nicht eher verlassen, bis sich ein Käufer für sie eingefunden hatte.

Im allgemeinen waren die Deutsch-Pennsylvanier vortreffliche Landwirte und fleifsige Handwerker. Sie zeichneten sich durch ihre Leineweberei und Strumpfwirkerei aus und leisteten besonders als Müller, Metzger, Drucker u. s. w. Vorzügliches. Unter den Fabrikanten ist hauptsächlich Baron Stiegel durch seine excentrische Lebensweise und durch seine Öfen berühmt geworden; doch wird der Vers

„Baron Stiegel ist der Mann,
Der die Öfen machen kann“,

der sich nach mehreren Mitteilungen auf einigen von ihm fabrizierten und noch existierenden Öfen befinden soll, von dem zuverlässigen Forscher O. Seidensticker[1]) ins Reich der Fabel verwiesen.

Von wannen Baron Stiegel kam und was aus ihm geworden, kann nicht mit Bestimmtheit gesagt werden. „Er kam mit ziemlich bedeutendem Vermögen nach Pennsylvanien, hatte Unternehmungsgeist, dabei gute technische Kenntnisse, war aber leichtsinnig und eitel.“[2])

Er war ein Original, und seine Verschwendung, seine Feste auf seinen beiden Schlössern bei Ephrata und bei Schäfferstädtle, seine vierspännigen Karossen und die Uniformierung seiner Arbeiter als Heiducken und ihre Einübung als Musiker — Alles das verschaffte ihm den Titel Baron. Aber es machte ihn auch bankerott, als beim Ausbruch des Unabhängigkeitskrieges die Geschäfte stockten. Er mufste seine Fabriken verkaufen, diente als Vormann darin und starb als armer Mann. Er war einer der Begründer der deutschen Gesellschaft von Philadelphia.

In der Nähe seines „Schlosses“ zu Manheim bei Lancaster hatte der Baron einen grofsen Rosengarten, der weit und breit berühmt war und viele Besucher erhielt. In diesem Garten befand er sich einst mit den Vorstehern der Kirche, als er ihnen das Grundstück zum Kaufe anbot. Auf die Antwort derselben, dafs die Gemeinde zu arm sei, pflückte er eine rote Rose mit den Worten, er schenke der Gemeinde das Grundstück und seine Hypothek auf die Kirche und noch ein Stück Land zum Friedhof unter der Bedingung, dafs sie ihm oder seinen Erben in jedem Jahr eine rote Rose schenken würden.

---

[1]) S. 256 Seidensticker, Bilder aus der deutschen pennsylvanischen Geschichte. New-York 1885.

[2]) Seidensticker, Geschichte der deutschen Gesellschaft von Pennsylvanien. Philadelphia 1876. — L. A. Wullenwebers („Gemälde aus dem pennsylvanischen Volksleben“, Philadelphia 1869) Mitteilungen über Baron Stiegel sind nur teilweise historisch begründet.

Das ist der Ursprung des Rosenfestes der lutherischen Zions-Kirche zu Manheim. Dasselbe wurde aber zu Stiegels Lebzeiten nur zweimal gefeiert, und erst vor wenigen Jahren wieder ins Leben gerufen. Bei einer der letzten Feier (10. Juni 1895) war auch die greise Rebecca L. Boyer aus Harrisburg, eine Urenkelin Stiegels, gegenwärtig und bekam natürlich auch eine Rose. Das Fest dauerte einen Sonntag, und im Ganzen waren acht Nachkommen Stiegels anwesend. Jeder von diesen erhielt eine rote Rose, welche von den Mitgliedern des „Stiegel Castle", die zu den Rittern vom goldenen Adler (Knights of the Golden Eagle) gehörten und in der Kirche anwesend waren, gestiftet wurden.[1])

In Germantown wurde regelmäfsig Jahrmarkt gehalten und auch, wie man das in einer deutschen Stadt nicht anders erwarten kann, Bier gebraut. Damit sich nun kein Pionier betrank, war die gesetzliche Bestimmung getroffen, dafs kein Schenkwirt einer Person mehr als zwei Quart täglich und zwar eine am Vormittag und die andere am Nachmittage oder Abende verkaufen dürfe; und als einst ein Wirt wegen Mifsachtung dieser Vorschrift verklagt wurde, erklärte er einfach, dafs er sich darum deshalb nicht kümmern würde, weil ein

[1]) Die ältesten Lieder der Perser bezeugen, dafs die Rose von Gott selber zur Königin der Blumen ernannt wurde. In Kaschmir, im östlichen Persien, feiert man heute noch jährlich ein Rosenfest, an dem Jünglinge und Jungfrauen die Strafsen durchziehen und jeden mit Rosen bewerfen, wofür sie eine Gabe erwarten. Dieselbe wird deshalb gerne verabfolgt, weil man glaubt, es bringe Glück, von einer Rose getroffen zu werden. Die Griechen weihten die Rose dem Liebesgott Amor und der Schönheitsgöttin Aphrodite; auch war sie dem Gotte des Weines heilig. — Nero und Heliogabalus liefsen häufig ihre Gäste unerwartet mit Rosen überschütten. — In einem französischen Dorfe der Pikardie wird seit Jahren ein Rosenfest gefeiert und dabei ein Mädchen aus dreien zur Königin erwählt. — Als Luther seine Sätze an die Schlofskirche zu Wittenberg geschlagen hatte, liefs der Pabst dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen, der den Reformator begünstigte, eine goldene Rose reichen und hoffte, derselbe werde sich durch diese Ehre wieder der päbstlichen Sache zuwenden, was jedoch nicht geschah. — (Nach Fr. Warnke, Pflanzen in Sitte, Sage und Geschichte. Leipzig 1878.

Mensch mehr als der andere vertragen könne. Da der Gerichtshof ähnlichen Ansichten huldigte, so wurde er freigesprochen.

Da in der Kolonialzeit die Ärzte rar waren und es auch mitunter zu lange dauerte, bis ein solcher bei dem Patienten eintraf, so wandten die Leute vielfach Hausmittel an, die aus Pflanzen, Rinde und Wurzeln bestanden und gewöhnlich im Speicher aufbewahrt wurden. Abergläubische Ansiedler glaubten auch, die Kranken durch Händeauflegen, Anhauchen oder das Hersagen gewisser „Segen“ heilen zu können, bei welch' letzteren, da man jede Krankheit für ein Werk des Teufels hielt, der Name Gottes eine hervorragende Rolle spielte. Derartige Gebräuche stammten bekanntlich aus dem alten Vaterlande; ausgestorben aber sind dieselben noch immer nicht, denn noch bis auf den heutigen Tag findet das sechste und siebente Buch Mosis, Albert Magnus und andere Sympathiebücher nicht nur unter den Deutsch-Pennsylvaniern, sondern auch unter den Bewohnern der amerikanischen Grofsstädte reifsenden Absatz.

Hermans berichtet in seinem „Geschiedkundig Mangelwerk over die Provintin Noordbrabant“ eine sehr sinnreiche Stadtsage, welche hier der Mitteilung wert ist. Auf einer Brücke in Rotterdam steht ein Standbild des dort im Jahre 1467 geborenen grofsen Gelehrten Erasmus, welcher ein offenes Buch in der Hand hält. An dasselbe knüpft sich die Sage, dafs, wenn Erasmus das letzte Blatt des Buches umwendet, die Welt zu Ende geht. Es ist aber dieses Buch das berühmte Werk des gelehrten Mannes „Encomium moriae“ (Lob der Thorheit). Die süfse Thorheit wird gewifs so lange dauern, wie die freundliche Gewohnheit des Daseins.

Wer in Pennsylvanien im Frühling eine Schlange findet und sie tötet, hat während des Jahres vor den Nachstellungen und Verleumdungen seiner Feinde Ruhe; wenigstens schaden ihm dieselben nicht. Wer an Hühneraugen leidet, reibt dieselben mit einem baumwollenen Tüchlein und steckt dasselbe unbemerkt in den Sarg eines Toten; sobald dieser in die

Erde gesenkt ist, verschwinden auch jene Auswüchse. Taubheit kann dadurch geheilt werden, dafs man Öl, das aus Klapperschlangen gewonnen worden ist, in die Ohren träufelt. Von der Diphtheritis befreit man sich, indem man den Hals mit frischem Schweinekot einsalbt. Kuhdreck soll dieselbe Wirkung thun.

Gegen Rheumatismus soll das genannte Klapperschlangenöl Linderung gewähren und braucht man es nur in die Haut der leidenden Körperteile einzureiben. Trägt man die Klapper einer Klapperschlange an einem Faden um den Hals, so bekommt man überhaupt keinen Rheumatismus.[1])

Im vorigen Jahrhundert bildeten die Deutschen ungefähr drei Fünftel der Gesamtbevölkerung von Pennsylvanien. Alle erdenklichen Sekten waren unter ihnen vertreten und eine suchte die andere an Bibelgläubigkeit und sonderbaren Gebräuchen zu überbieten. Die Mennoniten, welche sich hauptsächlich in Lancaster County niedergelassen hatten,[2]) spalteten sich im Laufe der Zeit in drei sich schroff gegenüberstehende Unterabteilungen, nämlich in die alten, die neuen und die Amisch-Mennoniten. Erstere dürfen heute noch kein politisches Amt annehmen; auch sieht man es nicht gerne, wenn sich einer an einer öffentlichen Wahl beteiligt. Den anderen ist es verboten, den Reden des einer fremden Sekte angehörenden Geistlichen zu lauschen; auch dürfen sich ihre Prediger nicht am Stimmkasten blicken lassen. Die Amisch-Mennoniten wurden früher allgemein „Bartmänner“ genannt, doch ist diese Bezeichnung allmählich in Vergessenheit geraten. Statt Knöpfe haben sie Haken und Ösen an ihren Kleidern. Alle bedienen sich noch vorzugsweise des deutsch-pennsylvanischen Dialektes; auch hört man denselben noch vielfach in ihren Kirchen. Ihre unbezahlten Prediger wählen sie

---

[1]) Dr. Hoffman, Folk-Medicine of the Pennsylvania Germans. Proceedings of the American Philosophical Society. 1889.

[2]) Daniel Cassel, Geschichte der Mennoniten. Philadelphia 1890.

auf folgende Weise[1]): „Sobald eine Vakanz eintritt und ein neuer Prediger ernannt werden muſs, begeben sich einige Männer in ein kleines Zimmer und lassen sich von den einzeln eintretenden männlichen und weiblichen Mitgliedern der Gemeinde Vorschläge machen. Diese werden dann später den betreffenden, auf diese Weise empfohlenen Kandidaten mitgeteilt, worauf jeder, der keine Lust zum Predigeramt hat, seine Entschuldigungen vorbringen kann. Sind dieselben nun nicht stichhaltig, so muſs er sich einer engeren Wahl unterwerfen. Sind z. B. sechs Kandidaten vorhanden, so werden denselben zu gleicher Zeit sechs Bücher vorgelegt und jeder muſs eins in die Hand nehmen. Derjenige nun, in dessen Buch sich ein bestimmtes Zeichen befindet, ist der von Gott ausersehene Prediger."

Die Mennoniten, von den Amerikanern auch häufig Mennists genannt, dürfen weder schwören noch Branntwein verkaufen. Das Wort „Yankee" ist ihnen gleichbedeutend mit Schwindler oder Gauner. Wird einer wegen schlechten Betragens von der Kirche ausgeschlossen, so dürfen seine Angehörigen nicht mit ihm an einem Tische essen und auch seine Frau muſs sich von ihm zurückziehen.

Überhaupt zeichneten sich alle Deutsch-Pennsylvanier stets durch eine jede Thätigkeit beherrschende Sittenstrenge aus. Jeden Kaufmann hielten sie für einen privilegierten Betrüger und jeden Advokaten für einen Spitzbuben. Der Haſs gegen die Vertreter der Jurisprudenz, die ja heute noch vom Volksmunde vielfach als „Rechtsverdreher" bezeichnet werden — selbst zahlreiche Amerikaner sagen häufig liar statt lawyer — war so festgewurzelt, daſs es fast ein Jahrhundert dauerte, bis es einige Deutsch-Pennsylvanier über das Gewissen brachten, sich mit der Ausübung der Rechtwissenschaft zu befassen. In dem von 1729 bis 1769 reichenden Verzeichnis der Advokaten von Lancaster County befindet sich kein einziger

[1]) „Pennsylvania Dutch", and other Essays. Philadelphia 1872.

deutscher Name; von 1793 bis 1804 waren von 24 Juristen nur drei deutsch; doch hat sich dies Verhältnis seit 1860 merklich geändert.[1])

Die meisten Deutsch-Pennsylvanier gaben der Beschäftigung auf der Farm jeder anderen den Vorzug. Der Sohn unterstützte dabei seinen Vater und sparte ihm somit einen Knecht. Die Tochter ging im Hause der Mutter zur Hand und wenn sie „en schö, braaf Mädel, so wie die Mamma" war, dann heiratete sie auch „ein weiser, fleifsiger, standhafter, junger Bauernkerl, so wie der Vater war."[2])

Der junge Deutsch-Pennsylvanier, der da keine Lust zur Farmerei oder einem nützlichen Handwerk hatte und sich nach einem bequemeren Berufe sehnte, mufste entweder krank oder nicht recht im Kopfe sein.

Nicht nur der Advokaten-, sondern auch der Lehrerstand war in Verruf; letzterer eignete sich höchstens für einen mäfsig gebildeten Irländer, der gut prügeln konnte. Das hauptsächlichste Erziehungs- und Unterrichtsmittel in und aufser dem Hause war damals der Stock, und derjenige Vater oder Schulmeister, der denselben bei der geringsten Veranlassung tapfer schwang, erfreute sich des Rufes eines tüchtigen Jugendbildners. Wehe aber dem Schüler, der sich etwa zu Hause über die Strenge und die Schläge seines Präceptors beklagte! Gleich holte der Vater den derbsten Hickorystock herbei und trieb ihm den Geist der Empörung gründlich aus. Kein Wunder also, dafs infolge der vielen Schläge die deutschpennsylvanische Schuljugend in den meisten Unterrichtsfächern so schlecht beschlagen war.

Währenddem die irländischen Lehrer fast ohne Ausnahme verkommene, dem Branntweintrinken und Fluchen ergebene Kerle waren, zeichneten sich die wenigen deutsch-

---

[1]) S. S. Haldeman, Pennsylvania Dutch. Philadelphia 1872.

[2]) H. L. Fisher, An Historical Sketch of the Pennsylvania Germans. Chicago 1885. — Über Fisher siehe den zweiten Band meiner Geschichte der nordamerikanischen Litteratur.

pennsylvanischen Schulmeister, die den Lehrerberuf infolge von Armut oder körperlicher Gebrechen ergriffen hatten, durch Mäfsigkeit und streng religiöse Gesinnung aus, weshalb sie dann auch, da die damalige Hauptaufgabe der Schule darin bestand, fromme Gemeindemitglieder heran zu bilden, häufig zu gleicher Zeit das Amt eines Predigers versahen.

War der Sohn eines Farmers zur Stubenhockerei geneigt oder scheute er die Arbeit auf dem Felde, dann hiefs es von ihm, er sei „ausgeschnitte for en Parre". Wurde er wirklich Geistlicher, so konnte er schon laut seiner mangelhaften, den Buschbauern jedoch genügenden Kenntnisse keine reich dotierte Stelle beanspruchen. Überhaupt waren die deutsch-pennsylvanischen Geistlichen, ob sie nun regelmäfsig Theologie studiert hatten oder nicht, in früheren Zeiten jämmerlich schlecht gestellt, denn die Bauern waren meistenteils notorische Knauser, die nicht gerne den Geldbeutel öffneten, besonders wenn sie, wie im vorliegenden Falle, nicht dazu gezwungen werden konnten. Sie versahen allerdings ihre Geistlichen reichlich mit Nahrungsmitteln, sonst aber mufsten diese predigen, trauen, taufen und Leichenreden halten „for was fällt".

Fisher erzählt in seinem, in einer Anmerkung erwähnten Werkchen, eine, wie er ausdrücklich bemerkt, wahre Geschichte aus dem Leben eines solchen geistlichen Pechvogels. Derselbe predigte im Bruschthale „for was fällt", befriedigte aber trotz seiner bescheidensten Ansprüche die Gemeinde nicht, sodafs er schliefslich gezwungen war, seine Abschiedspredigt zu halten. Dieselbe schlofs er mit folgenden Worten: „Gott regiert die Welt, un Dummheit die Brusch Walley, un de meischte kenn mer's im Agesicht lese. Als Kalver hawich sie agenomme, als Ochse mufs ich sie verlasse! In Gottes Namen, Amen!"

Noch heute sind viele deutsch-pennsylvanische Farmer gegen jede höhere Bildung eingenommen; ihr Hauptehrgeiz besteht darin, fleifsige Bauern, gehorsame Bürger und fromme Christen zu sein. Sie stehen mit den Hühnern auf und gehen mit denselben zu Bette; dadurch bleiben sie gesund und

sparen viel Lampenöl. Die Frauen erblicken ihre Hauptaufgabe darin, ihre Töchter zu tüchtigen und sparsamen Haushälterinnen heranzubilden und dies ist denn auch der Grund, weshalb sich so viele englische Farmer Deutsch-Pennsylvanerinnen zu Gattinnen nehmen.

Was wird die gute, alte Zeit gelobt, da die jungen Männer noch keine „Standups" (Stehkragen) und die Mädchen keine „Hupps" (Reifröcke) trugen und sich die Hüte nicht jede Woche verändern liefsen! Wer Ehrlichkeit und Treue finden will, hiefs es früher, der mufs unter die Deutsch-Pennsylvanier gehen.

Die Scheunen und Ställe der deutsch-pennsylvanischen Bauern waren stets besser und praktischer eingerichtet als die Wohnhäuser. In letzteren befanden sich nur die allernotwendigsten Möbel, die natürlich vom Eigentümer selber fabriziert worden waren und auch darnach aussahen. Ästhetische Bedürfnisse kannte man nicht. Kleider und Schuhe machte sich jeder selber; die Frauen spannen Flachs und Wolle und sorgten dafür, dafs jeder Strümpfe, Hemden und „Hendsching" (Handschuhe) anzuziehen hatte. Wenn die Leute Sonntags in die oft meilenweit entfernte Kirche gingen, so trugen sie die Schuhe auf dem Marsche in den Händen und zogen sie erst beim Betreten des Heiligtums an. Wer ein Paar aus Eichhörnchenfell bestehenden Schuhe besafs, bildete sich nicht wenig darauf ein. Im Hause pflegten die Frauen Pantoffeln zu tragen, die aus alten Stiefeln, von denen man die Schäfte und Kappen entfernt hatte, hergestellt waren. Da sie beim Gehen beständig nachschleppten, so wurden sie Schlappen genannt. Hatte nun eine Pennsylvanierin vergessen, ihre Strümpfe zu flicken, so dafs die Fersen sichtbar wurden, so hiefs es, sie habe „Krumbirn" (Grundbirnen oder Kartoffeln) in den Schuhen.

Wenn der Deutsch-Pennsylvanier im Herbste seine wohlgefüllten Scheunen und Keller überblickt, geht ihm das Herz auf, denn er weifs, dafs er sich nun bald sorgenlos ausruhen

und „Brotwörscht" dazu essen kann. Um letztere zu haben, mufs er natürlich einige fette Schweine, an denen es ihm selten fehlt, schlachten. Dabei hilft ihm nun die ganze Freundschaft bereitwillig, denn zu einer saftigen Metzelsuppe läfst sich kein Mensch lange nötigen. Doch vergifst der Deutsch-Pennsylvanier bei dieser Gelegenheit nie, die ihm bekannten armen Leute durch Übersendung einiger Würste und Fleischstücke zu erfreuen.

Das Kochen der Apfelbutter führt die jungen Leute an den Herbstabenden zusammen und nimmt in Verbindung mit dem Enthülsen des Welschkorns in ihrem geselligen Leben die Stelle der deutschen Spinnstube ein. Beim Apfelbuttern werden erst die Äpfel geschält und dann in einen grofsen, über dem Feuer stehenden Kessel geworfen; damit nun die Äpfel nicht anbrennen, müssen dieselben beständig durch einander gerührt werden, wobei dann derjenige, dem diese Aufgabe zufällt und der seinen Platz unter keiner Bedingung verlassen darf, allen erdenklichen Neckereien ausgegesetzt ist. Einmal war, wie Dr. Hoffman erzählt,[1]) bei dieser Gelegenheit sogar eine Katze in den kochenden Kessel gejagt worden, und da man nun die Apfelbutter selber nicht geniefsen und auch nicht wegwerfen wollte, so verkaufte man sie nach Mauch Chunk. Seit dieser Zeit sagen heute noch die Deutsch-Pennsylvanier: Wenn etwas nicht gut ist, solle man es nach Mauch Chunk schicken.

Das Enthülsen des Welschkorns wird im deutsch-pennsylvanischen Dialekte „baschte" (Bast abschälen) genannt. Die Dichterin Rachel Bahn schreibt:

„Die Leut sie hacke's Welschkorn ab,
's is 'n rechte gute Krop[2]),

---

[1]) W. J. Hoffman, Gschicht fun dä altä Tsaitä in Pensilfani. Proceedings of the American Philosophical Society, vol. XXXII.

[2]) Ernte.

Un wann's daer genunk werd sei,
Noh baschte sie's un fahres ei."

Jene Prozedur wurde früher abends im Felde beim Scheine des Mondes oder eines Feuers vorgenommen und war gewöhnlich mit allerlei Spielen und Tänzen verbunden. Der junge Mann, der eine rote Ahre fand, hatte ein Anrecht auf einen Kufs von einem anwesenden Mädchen; fand jedoch ein Mädchen eine solche, so verbarg sie diesselbe so schnell wie möglich, wenn sie nicht von einem Burschen, der es bemerkt hatte, geküfst sein wollte.

Das Quilten, nämlich das Zusammennähen einzelner Läppchen zu Bettdecken, wurde nur von Frauen an den Winternachmittagen besorgt.

Den jungen Leuten fehlt es also, wie wir gesehen haben, nicht an Gelegenheit, mit einander bekannt zu werden und somit die Einleitung zum künftigen Ehebund zu treffen. Letzteres nennt man auf Deutsch-pennsylvanisch spärken[1]). Damit dabei keine unnötige Zeit verloren geht, hat man, wie Dr. Hoffman erzählt, die vernünftige Einrichtung getroffen, jedem angehenden Freier gleich durch einen Wink mit dem Zaunpfahl zu verstehen zu geben, ob sein Besuch angenehm ist oder nicht. Reitet nämlich ein Heiratskandidat nach dem Hause der Erkorenen und bindet sein Pferd draufsen vor dem Hofzaune an einen Baum oder Pfosten, so braucht er nur nach Verlauf einer Viertelstunde einen Blick aus dem Fenster zu werfen. Ist inzwischen sein Pferd losgebunden und in den Stall geführt worden, so kann er ruhig da bleiben und weiter „spärken"; im anderen Falle aber ist es ratsam, sein Pferd so bald wie möglich zu besteigen und wieder nach Hause zu reiten.

Ist er nun auf die angedeutete Weise in Gnaden angenommen, so hat er die Pflicht, seinen Schatz jeden Samstagabend aufzusuchen; und da alsdann, wie die Eltern desselben zu sagen pflegen, die Wege sehr schlecht sind und stürmische

---

1) Englisch to spark.

Wetter im Anzuge sind, so mufs er natürlich über Nacht und dann auch den Sonntag da bleiben.

Da nun die Farmhäuser in früheren Zeiten sehr klein waren und nur aus wenigen Räumen bestanden, so blieb den jungen Verlobten in den meisten Fällen nichts anders übrig, als sich angekleidet in ein Bett zu legen. Dieser Gebrauch, welcher bundling genannt wird, ist übrigens heute noch in einigen Neuenglandstaaten sowie im amerikanischen Westen und in Wales bekannt. Zur Zeit, als die Holländer noch im Staate New York herrschten, hatten sich mehrere Yankees vorgenommen, das bundling einzuführen und fanden dazu auch die jungen Holländerinnen bereit; die Mütter der ersteren jedoch, welche gereiftere Menschenkenntnis besafsen, erhoben ernstlich Einwand gegen die aus dem Auslande stammende, leicht zur Unmoralität verleitende Sitte und brachten sie dadurch in Mifskredit.[1])

Am Hochzeitstage ritten Braut und Bräutigam zum Geistlichen, der die Pflicht hatte, sie nicht nur zu trauen, sondern auch noch mit Wein und Kuchen zu traktieren. Dann ging es zurück nach Hause, wo sich inzwischen die Gäste eingefunden und für einen tüchtigen Schmaufs gesorgt hatten. Je höher nun bei dem späteren Tanze die Beine in der Luft herumflogen, desto besser gedieh die nächste Flachsernte.[2]) Seit den letzten dreifsig Jahren wird auch nach der Trauung Reis über die Braut geworfen und zwar so, dafs ihr einige Körner in den Busen fallen. Dies soll Glück bringen.[3])

---

[1]) W. Irving, Knickerbocker History of New York.

[2]) J. Lippert schreibt in seinem Werke „Deutsche Festbräuche" (Prag 1884): „Der Bauer baut allerlei, der Dienstbote auf seinem Lohnstücklein nur Flachs, daher mag die Rede vorzugsweise aus den Gesindekreisen stammen: Man mufs zur Faschingszeit viel tanzen und hoch dabei springen; so hoch man springt, so hoch wird der Flachs."

[3]) Heny Phillips, jr. († 1895) First Contribution to the Study of Folklore of Philadelphia and its Vicinity. Proceedings of the American Philosophicae Society, 16. März 1888.

Fand die Trauung in einer Kirche statt; so wurde das Brautpaar auf dem Wege dahin häufig dadurch aufgehalten, dafs Seile über den Weg gespannt waren; dies Hindernis wurde erst dann beseitigt, wenn der Bräutigam den betreffenden Leuten ein Geschenk, bestehend in Wein oder Geld, gemacht hatte.[1]) Einem ähnlichen Gebrauch huldigt man heute noch vielfach in Cook County im Staate Illinois; auch entsinne ich mich noch aus meiner Jugend, denselben mehrmals in Dörfern des preufsischen Lahnthales beobachtet zu haben.[2])

Jedes Brautpaar hatte rechtzeitig dafür gesorgt, dafs es nach der Hochzeit sein eigenes Haus beziehen konnte. Beim Abmarsche nach demselben wurden den jungen Eheleuten alte Schuhe nachgeworfen und da die Fufsbekleidung der alten Deutsch-Pennsylvanier gewöhnlich aus hartem Leder bestand und auch nicht so federleicht wie die Ballschuhe unserer heutigen Damen waren, so kam gar mancher Bräutigam mit Löchern im Kopfe zu Hause an. Häufig wurde dem Paar auch ein Besen vorgetragen; derselbe mufste aber, wenn er Glück bringen sollte, ganz neu und vorher über eine Wiese geschleift worden sein.[3])

---

[1]) A. H. Wharton, Colonial Days and Dames. Philadelphia 1895.

[2]) Bei den in King's County, N. Y., ansäfsigen Holländern wurde bis vor dreifsig Jahren die Trauung im Hause der Braut vorgenommen. Bei dem Hochzeitsmahle hatten die Brautführer dafür zu sorgen, dafs es keinem Gaste an Speise oder Trank fehlte; auch mufsten sie jedem ein Stück Hochzeitskuchen mit nach Hause geben, was beiläufig gesagt, bei jeder amerikanischen Hochzeit der Gegenwart geschieht. Die Brautführer begleiteten auch das junge Ehepaar am Sonntag nach der Trauung in die Kirche und nahmen ihre Sitze neben demselben ein. (G. L. Vanderbilt, Social History of Flatbush. New York 1881.)

[3]) Der Besen ist das Sinnbild der Reinheit des Hauses. Wer ihn nicht fleifsig gebraucht, wird bald von bösen Geistern und Hexen gequält. Ein alter Besen ist auch insofern nicht zur Anwendung zu empfehlen, als er vielleicht einer Unholdin zum „Reitpferd“ gedient haben mag. Da der Besen häufig in die Ofenecke gestellt wird und dies der bevorzugte Aufenthaltsort der Hexen ist, so wird geraten, die Reiser desselben nach oben zu richten;

Die alten Bauernhäuser waren meist mit schmalen Brettchen, sogenannten shingles bedeckt; dieselben durften aber nur bei abnehmenden Monde festgenagelt werden, da sie sich sonst spalteten oder bogen. So durften auch nur zu derselben Zeit die Zaunpfosten in die Erde gesetzt werden; verletzte man diese Vorsichtsmafsregel, so fielen sie bald um oder verfaulten.. Über den Stallthüren prangte natürlich das unvermeidliche Hufeisen, um das Vieh gegen Krankheiten zu schützen; hatte man dieses Hufeisen gefunden, so konnte man sicher auf die erwartete Wirkung rechnen. Um die Raubvögel von der Farm fernzuhalten, nagelten die Deutsch-Pennsylvanier einen solchen mit ausgespannten Flügeln an das Scheunenthor. Gewöhnlich wurde am Himmelfahrtstage auf derartige Vögel von den jungen Leuten Jagd gemacht; wer aldann die meisten erlegte, bildete sich nicht wenig auf sein Glück ein.

Ist in einer Familie ein Todesfall eingetreten, so kommen gleich die Frauen der Nachbarschaft zusammen und backen und kochen, um den Leichenschmaus für die am Beerdigungstage aus der Nähe und Ferne herbeieilenden Bekannten, Freunde und Verwandte zu bereiten. Da dabei auch oft die Schnapsflasche fleifsig herum gereicht wird, so artet eine solche Leichenfeier zuweilen in ein wüstes Gelage aus.[1])

---

dadurch sollen sich nämlich jene unheimlichen Gäste nicht in seine Nähe wagen. In Böhmen kehren die Frauen in der Karwoche mit einem um diese Zeit verfertigten Besen, also einen ganz neuen, ihre Zimmer gründlich, besonders unter den Betten und glauben, dafs am Ende jener Woche jeder Geist auf der Flucht sei.

[1]) Siehe den Artikel „Eine pennsylvanische Leichenfeier" in „Amerikanische Lebensbilder" von K. Knortz (Zürich 1884). — Mitteilungen über den Aberglauben in Pennsylvanien sind in dem Buche „Aus der alten und neuen Welt" (München 1892) desselben Verfassers enthalten. — Auch die holländischen Kolonisten des Staates New York liefsen bei Leichenfeierlichkeiten die Schnapsflasche die Runde machen; derjenige, der bei einer solchen Gelegenheit nicht freien Schnaps lieferte, galt als Geizhals.

„Wenn", schreibt der deutsch-pennsylvanische Historiker Rupp,[1]) „bei den mährischen Brüdern zu Bethlehem, Pa., ein Todesfall eintrittt, so versammeln sich die Mitglieder des Kirchenchors auf dem Kirchturme und singen und spielen ein Requiem, der Körper wird gleich nach dem Tode in das Leichenhaus getragen und von dort aus nach drei Tagen unter dem Klange der Musik begraben."

Daſs die Deutsch-Pennsylvanier noch zahlreiche Gebräuche, Sitten, Unsitten und abergläubische Ansichten ihres früheren Vaterlandes beibehalten haben, ist dadurch zu erklären, daſs sie sich selten nach einem Verkehr mit den Nachkommen der nur englisch sprechenden Einwanderer sehnten. Auf Ostern legt der Hase also noch immer seine gefärbten Eier und am Weihnachtsabend kniet das Vieh im Stalle noch immer nieder und läſst ein freudiges Brüllen erschallen. Am Fastnachtsdienstag werden saftige Krebbeln gebacken; es wird gescherzt und getanzt, „daſs der Flachs wächst."

Natürlich macht auch der Pelznickel zur geeigneten Zeit sein Erscheinen und wirft seine Nüsse unter die Jungen, wobei er es denn nicht an kräftigen Hieben für gute und böse fehlen läſst. Der erste April ist der Tag, an dem die fälligen Zinsen bezahlt werden müssen, bei welcher Gelegenheit es auch selten trocken hergeht. Gewohnheitstrinker stehen jedoch in schlechtem Geruch und sind allem erdenklichen Schabernack ausgesetzt. Derjenige, der sich von seinem Laster nicht trennen kann, wird so lange schikaniert, bis er die Ansiedlung verläſst und sich sonstwo ein Heim sucht.

Die Hexen florieren noch immer unter den Deutsch-Pennsylvaniern, was vielleicht dadurch zu erklären ist, daſs sie niemals, wie z. B. die Puritaner Neuenglands, eine gesetzliche Verfolgung derselben inszenierten. Wer also in Pennsylvanien in der Nacht schlecht schläft und sich am folgenden Morgen

[1]) History of Northampton and Lehigh Counties. Harrisburg 1845.

müde befindet, ist sicher, dafs es die Hexen waren, die ihm die Ruhe geraubt. Die Kuh, die blutige Milch giebt, ist behext; so auch das Kind, das abmagert oder im Wachsen zurück bleibt. Glücklicherweise kann man diese Unholdinnen leicht vertreiben, nämlich erstens durch Tabacksrauch und dann dadurch, dafs man eins ihrer Haare in Papier wickelt, dieses an einen Baum steckt und dann mit einer silbernen Kugel durchlöchert.[1])

Wird eine Viehherde während der Nacht auf dem Felde unruhig, so sind daran die Geister der vertriebenen Indianer schuld, die sich für den an ihnen begangenen Landraub rächen wollen.

Vor Schlangen, besonders „Rasselschnäks"[2]) hat der Deutsch-Pennsylvanier einen gewaltigen Respekt; doch weifs er sich gegen die Folgen ihres Bisses zu feien. Er schneidet einfach ein lebendes Huhn in der Mitte durch und legt die eine Hälfte auf die Wunde, wonach das Gift seine Kraft verliert. Eine zerstampfte Zwiebel, welche mit Salz vermischt auf die Wunde gelegt wird, soll auch Linderung bringen, besonders wenn dabei die Worte:

„Gott hatte Alles erschaffen, und Alles war gut;
Als du allein, Schlange, seiest verflucht;
Verflucht sollst du sein und dein Gift.
Zing! Zing! Zing!"

gebraucht werden und bei den letzten Worten jedesmal über die wunde Stelle gestrichen wird.

Da man so ziemlich überall in Amerika glaubt, ein tüchtiger Branntweinrausch neutralisiere den Stich eines giftigen Reptils,

---

[1]) Über den Hexen- und Gespesterglauben der Deutsch-Pennsylvanier siehe Vol. II Journal of American Folk-lore.

[2]) Klapperschlangen (rattle-snakes).

so sagt man in Pennsylvanien von einem Betrunkenen, er sei von einer Klapperschlange gebissen worden.[1])

Zur Linderung eines Wespenstiches legen die Deutsch-Pennsylvanier nassen Lehm oder ein Stück Silbergeld auf die schmerzende Stelle; wer ein solches Insekt angreifen und nicht von ihm gestochen sein will, braucht nur zu sagen:

„Wesp, du hascht net mer Gewält for mich zu steche,
Das der Deiwel Seligkeit hat for mich rum dot zu wecke."

„Ein alter Hexendoktor hat mir gesagt", schreibt Dr. Hoffman,[2]) „er könne irgend einen Hund bannen, dafs er nicht zu bellen vermöge. Wenn er einen Hund sähe, nehme er ein Stück Holz oder besser einen Zaunpfahl, drehe diesen im Boden herum und spräche;

Hundli,
Halt dei Mundli,
Bis der Stecke wieder recht
Kummt im Grundli.

---

[1]) Auf der deutschen Sprachinsel Gottschee in Österreich glaubt man nach Dr. Hauffen, dafs man mit dem am Dreikönigstage geweihten Wasser den Schlangenbifs heilen könne. — Ein in Klein-Kopisch bekannter Segen gegen den Schlangenbifs lautet:

Die Schlange sticht,
Christus spricht:
Christus hat dies gesprochen:
„Diese Schlange hat nicht giftig gestochen!"
(Ethnolog. Mitteilungen aus Ungarn. 3. Band, S. 35.)

[2]) Um dem Leser eine Probe von der durch Befolgung der englischen Lautbezeichnung korrumpierten Orthographie des deutsch-pennsylvanischen Dialekts zu geben, lasse ich obige Stelle im Original folgen: „En alter hexa doktar hot mer ksat, das er enicher hund bana kent, das er net blaffa kent. Wan er den hund sena det, det ar en shtik hols, oder, noch besser, en fensa shtaka, im grund rum drea, und di warta sagha:

„Hundli, halt dei mundli,
Bis dar shtakka widder recht
Kumt im grundli."

Wan ar no widder tsarik get dret ar den shtakka, order's shtik hols, rum, we's dafor war. (Proceedings of the Am. Philos. Soc. Vol. XXXII.)

Wenn er dann wieder zurückgeht, dreht er den Stecken oder das Stück Holz herum, wie es zuvor war."

In einem, ungefähr 1812 oder 1813 zu Reading, Pa., erschienen, von Hohman gedruckten Zauberbuche, ist folgender Segen gegen das Bellen eines Hundes enthalten:

„Hund, halt deinen Mund auf der Erden;
Mich hat Gott erschaffen, dich hat er lassen werden.

† † †

Dies machst du nach der Gegend hin, wo ungefähr der Hund ist; denn du mufst die Kreuze machen nach dem Hunde zu, und er darf dich vorher nicht sehen und du mufst auch erst den Spruch sagen."

Gegen den Rotlauf soll folgender Spruch helfen:

„Der Rotlauf und Drach fährt übers Dach,
Der Rotlauf vergeht und der Drach verschwindet."

Dabei mufs die wunde Stelle dreimal mit der Hand gerieben werden."

Um eine Schnittwunde zu heilen, nimmt man zwei kurze Stöcke aus Apfelholz zwischen die Finger, berührt damit der Reihe nach den wunden Körperteil, wickelt sie dann in Papier und hängt sie in den Schornstein. Sobald diese Stöckchen trocken sind, ist auch die Wunde geheilt.

Um sich von Warzen zu befreien, reibt man jede einzelne dreimal ein und spricht:

„Der Hinnerscht, der Vorsichscht,
Der Hinnerscht, der Vorsichscht,
Der Hinnerscht, der Vorsichscht!"

Dieser Spruch hat jedoch nur dann Erfolg, wenn man bei der Anwendung desselben zwei Männer auf einem Pferde sitzen sieht.[1])

---

[1]) In einigen Gegenden Deutschlands werden die Warzen stillschweigend mit einem Apfel eingerieben; dieser wird dann unter die Dachtraufe gelegt

In Berks County kuriert man dadurch ein Kind vom Geifern (slabbering), daſs man einen lebendigen Fisch durch seinen Mund zieht. Dieses Verfahren soll auch vom Schlucken befreien.[1])

Gegen den Krampf tragen die Amisch-Mennoniten einen Stahlring am Finger. Wenn man mit einem Trauring ein sogenanntes Gerstenkorn (sty) am Auge reibt, so verschwindet es. Hämorrhoiden heilt man dadurch, daſs man eine Wallnuſs in der Tasche trägt; dies soll auch ein probates Mittel gegen Rheumatismus[2]) sein. Um Nasenbluten zu stillen, braucht man

---

und sobald er verfault ist, sind auch die Warzen verschwunden. — In Ungarn werden die Warzen manchmal marhacska (Kleinvieh) genannt und zum Verkaufe ausgeboten. Vorher muſs jedoch, wenn diese Prozedur die Warzen vertreiben soll, ein Vaterunser, ein Ave und ein Credo gesprochen werden. Als Mittel gegen Warzen werden in genanntem Lande noch folgende gebraucht: Man reibt sie mit Brodteig ein und wirft diesen hinterrücks in einen Backofen oder giebt ihn Hühnern zu fressen, wobei man spricht:

„Freſst, meine Warzen versteckt,
Aber nicht verreckt!"

Es heiſst nämlich, daſs man Warzen bekomme, wenn man sich in dem Trinkwasser der Hühner wasche. Sieht man einen Schimmel, so streicht man die Warzen und ruft:

„Schimmel, nimm sie mit,
Ich brauch sie nicht!"

Auch streichelt man die Warzen beim Neumond und spricht:

„Was ich sehe, soll zunehmen,
Was ich fühle, soll abnehmen."

(Ethnolog. Mitteilungen aus Ungarn, Bd. 3.)

[1]) Weitere Proben der deutsch-pennsylvanischen Volksmedizin befinden sich im 2. Bande des „Journal of American Folk-lore."

[2]) Wer sich in Thüringen von der Gicht befreien will, muſs sich den „Ring um Gotteswillen" verschaffen. Denselben muſs ein Goldschmied, dreimal um Gotteswillen gebeten, umsonst aus drei von drei Schulknaben erbettelten Sechskreuzerstücken fertigen, darf aber weder von anderem Metall etwas dazu, noch etwas davon thun, noch am Geschmolzenen feilen und muſs ihn der Person, die ihn bestellt hat, stillschweigend an den Finger stecken. E. Duller; Das deutsche Volk. Leipzig 1847 — Die Neger Marylands tragen häufig

blos einen kalten Schlüssel am Halse unter das Hemd zu stecken und ihn den Rücken hinabgleiten zu lassen. Sommersprossen kann man leicht los werden, wenn man das Gesicht mit frischem Tau am ersten Mai wäscht.[1]) Wer einen Strick, an dem jemand gehängt worden ist, berührt, bleibt von der Fallsucht verschont.[2])

Gegen den Schlucken werden, was ich hier einschalten will, in England folgende Verse empfohlen; dieselben müssen in einem Atemzuge gesprochen werden:

When a twister a twisting, will twist him a twist,
For the twisting of his twist, he three times doth intwist;
But one of the twines of the twist do untwist,
The twine that untwisteth, untwisteth the twist.
Untwirling the twine that untwisteth between,
He twirls, with the twister, the two in a twine;
Then twice having twisted the twines of the twine,
He twisteth the twine he had twined in twain.
The twain that, in twining, before in the twine,
As twines were intwisted, he now doth untwine:
'T wixt the twain intertwisting a twine more between,
He, twirling his twister, makes a twist of the twine.[3])

Andere englische, den Schlucken vertreibende und auch von amerikanischen Kindern gebrauchte Verse lauten:

---

zum Schutze gegen Rheumatismus einen Lederriemen auf dem blofsen Arme; um den Hals getragen, soll er gegen den Schlucken schützen.

[1]) Dafs der Maitau die Schönheit befördert, bezeugt auch der bekannte englische Vers:

„The maid who, the first of May,
Goes to the fields at break of day,
And washes in dew from the hawthorne-tree,
Will ever after handsome be.“

[2]) Dafs der Strick, an dem jemand gehängt worden ist, Glück bringt, glauben unter Anderen auch die Südslaven und Venetianer.

[3]) P. 164. Dr. Wallis, Grammatica Lingnae Anglicanae. Oxford 1674.

„Hickup, hickup, go away!
Come again another day;
Hickup, hickup, when I bake,
I'll give to you a butter-cake!"

„Hickup, snicup,
Rise up, right up!
Three drops in the cup
Are good for the hickup."

Eine leere Wiege darf man nicht schaukeln, wenn das Kind, das später hineingelegt wird, kein Bauchweh bekommen soll. Wer über ein Kind schreitet, hindert dasselbe am Wachstum. Dies glauben auch die Ungarn und suchen die üble Wirkung dadurch abzuschwächen, daſs sie nochmals, aber in entgegengesetzter Richtung über das Kind schreiten. Wenn eine Frau in Pennsylvanien Kuchen iſst und es sieht sie dabei ein kleiner Knabe bittend an, so muſs sie ihm ein Stück davon geben, wenn sie nicht haben will, daſs ihm die „Spitz" (penis) abfällt. Eine ähnliche Regel existiert auch im preuſsischen Lahnthal.

Von anderen unter den Deutsch-Pennsylvaniern verbreiteten abergläubischen Ansichten sind noch folgende zu erwähnen: Wenn ein Mensch zittert, so schreitet jemand über seinen zukünftigen Beerdigungsplatz. — Im Mai soll man nicht heiraten. — Wenn ein Totkranker leicht sterben soll, so muſs man die Fenster öffnen. — Ein Trauring darf niemals vom Finger genommen werden. — Der Leichnam eines Ermordeten blutet, sobald der Mörder in seine Nähe tritt. — Es bringt Unglück, wenn der Hochzeitstag verschoben wird. — Wer mit schwarzem Zwirn an einem weiſsen Tuche näht, hat zu erwarten, daſs mit der von ihm gebrauchten Nadel bald ein Leichentuch für ihn genäht wird. — Grüne Weihnachtstage füllen den Kirchhof. — Der St. Patrickstag bringt schlechtes Wetter. — Wer den Rücken eines Buckligen berührt, hat Glück. — Wer Schmerzen im Ellbogen oder Knie hat, be-

kommt bald einen anderen Schlafkameraden. — Blasen auf dem Thee oder Kaffee stellen Geld in Aussicht. — Man mufs das linke Bein am Morgen zuerst bekleiden.[1]) — Wer dreimal vor dem Frühstück niest, erhält Besuch. — Wenn man beim Verlassen des Hauses zuerst einer schielenden Person begegnet, so hat man Unglück. — Wenn die Sonne auf ein Feuer scheint, so geht es aus. — Am Neujahrstage darf man kein Geld ausgeben, ehe man solches eingenommen hat; thut man es doch, so wird man das ganze Jahr mehr Ausgaben als Einnahmen haben. — Sieht man am Neujahrstage zuerst eine Frau, so hat man das ganze Jahr Glück; sieht man zuerst einen Mann, so wird man vom Unglück verfolgt. — Man darf nicht zum Himmel hinauf spucken. — Die Zerstörung eines Schwalbennestes bringt Unglück.[2]) — Man soll nie eine ungeladene Flinte auf jemand richten, denn der Teufel könnte sie schnell laden. — Eierschalen müssen stets in kleine Stücke zerbrochen werden, sonst setzen sich Hexen hinein. — Kinder müssen auch die Brodrinde essen, damit ihre Beine dick werden und sich ihr Haar lockt. — Rote und gelbe Hunde taugen nichts. — Wenn man aus einem Glase trinkt, aus dem kurz vorher jemand getrunken hat und dabei mit den Lippen dieselbe Stelle berührt, so erfährt man alle Geheimnisse des Betreffenden. — Die Kühe desjenigen, der eine Kröte oder Hausschwalbe tötet, geben blutige Milch. — Wer die ihm geschenkten Petersilien in seinen Garten pflanzt, anstatt sie gleich in der Küche zu verwenden, wird bald sterben. Dies glauben auch die Bewohner von Devonshire in England. Ebenso hielten die Griechen die Petersilie für eine Todespflanze und bestreuten häufig die Gräber ihrer verstorbenen Freunde damit. — Zwei Kinder dürfen nicht mit demselben Wasser getauft werden.[3])

---

[1]) Die Griechen lehrten das Gegenteil.

[2]) In vielen Gegenden Deutschlands glaubt man, dafs ein Schwalbennest am Hause vor Feuer schütze.

[3]) „Werden (in den Marken) zwei Kinder zugleich getauft, so darf dies

Doch nun zu der Sprache, oder vielmehr dem Dialekte der Deutsch-Pennsylvanier. Derselbe ist ein Gemisch von Pfälzisch, Allemannisch und Englisch und wird hauptsächlich in Berks, Lehigh, Montgomery, Northampton und Lancaster County, so wie auch in den Staaten Maryland und Westvirginien von den Buschleuten, d. h. den Bauern gesprochen. In der Schule lernen die Kinder natürlich nur Englisch, sobald sie aber unter sich oder bei ihren Eltern sind, bedienen sie sich des sogenannten „Pennsylvania Dutch", das auch bereits eine kleine Litteratur hervorgerufen hat. Eine bestimmte Orthographie für das Deutsch-Pennsylvanische existiert nicht und so schreibt dann der Eine mit deutscher, der Andere mit englischer Lautbezeichnung, wodurch zuweilen eine so grofse Verwirrung entsteht, dafs die betreffenden Farmer ihre eigene Sprache selber nur mit Mühe und Not lesen können.[1])

Statt des Wortes „sehr" braucht der Deutsch-Pennsylvanier stets „arg". „Arg schön" meint also dasselbe wie das englische awful nice. Unter einem Argen verstanden die alten Germanen einen Geizhals, welcher keine Gastfreundschaft übte und somit eine Haupttugend verletzte. Das englische awe bedeutet Ehrfurcht und Schrecken; wenn also jemand awful mad oder awful proud ist, wie z. B. der furchtbar prächtige König in Uhlands Gedicht „Des Sängers Fluch", dann geht man ihm am besten aus dem Wege.

Des auch in Hessen, Baiern und anderen Gegenden Deutschlands bekannten Eigenschaftswortes „artlich" (geschickt,

---

nur, wenn beide von einerlei Geschlecht sind, mit demselben Taufwasser geschehen, sonst würde der Knabe zu sehr den Mädchen nachstellen und das Mädchen einen Bart bekommen." E. Duller, Das deutsche Volk.

[1]) Eine Grammatik des deutsch-pennsylvanischen Dialektes schrieb S. S. Haldeman (Philadelphia 1872); ein Lesebuch mit ziemlich reichhaltigem Vokabularium veröffentlichte A. R. Horne (Kutztown 1875). Aufserdem veröffentlichte Dr. Hoffman in Proceedings of the American Philosophical Society (pp 187—285) „Grammatical Notes and Vocabulary".

schön, künstlich, abgeleitet vom lat. ars) bedient sich der Deutsch-Pennsylvanier bei jeder passenden Gelegenheit, so auch des Wortes „schmärt“ (smart), jedoch nicht in dem schlimmen Sinne, wie es der Yankee gewöhnlich anwendet. Letzterer versteht unter einem smart fellow einen geriebenen, schlauen und mit allen Hunden gehetzten Kerl; ersterer gebraucht jedoch das Wort smart nur im Sinne von geschickt, wacker oder gesund.

Dem Kufs hat der Deutsch-Pennsylvanier das Klangwort Shmatz gewidmet; eine Stecknadel nennt er Spell. Im Hessischen heifst dieselbe Spennel, im preufsischen Lahnthal Spennol. Da man in letztgenannter Gegend die Nadel „Nol“ nennt, so haben wir also unter Spennol eine spannende, d. h. festhaltende Nadel zu verstehen.

Der Deutsch-Pennsylvanier liebt das „Altfäschene“ (oldfashioned, Altmodische) und „gleicht“[1]) auch nicht, wenn seine „Buven“ überall „rumlaafe“[2]) und „rauskumme“[3]). Lieber giebt er denselben „Repps“ (raps, Schläge oder Ohrfeigen), dafs sie die „Fits“ (Krämpfe) kriegen.

Will der Deutsch-Pennsylvanier die Wände seines zu reparierenden Hauses stützen, damit sie nicht umfallen, so „steipert“ er es. Dieser Ausdruck ist vom lateinischen stipes (Pfahl oder Pfosten) abgeleitet und bedeutet also so viel wie steif oder festmachen.

„Hiwwel“ bedeutet einen Berg und hängt mit dem englischen to heave (emporstreben) und heaven (Himmel), sowie mit dem angelsächsischen heah-hlid (hoher, luftiger Berg) zusammen. „Tollhaus“ meint nicht etwa eine Irrenanstalt, sondern ein Zollhaus. Mit „ufgedrefsten Dschennelleut“ (modisch gekleideten Städtern) hat der Deutsch-Pennsylvanier nicht gerne

---

[1]) To like, lieben. Das in vielen Staaten der Union gebrauchte Zeitwort „gleichen“ ist dadurch entstanden, dafs like ähnlich bedeutet.

[2]) Herumstreichen, to loaf.

[3]) Staat machen.

zu thun, auch nicht mit dem „Gschweier“ (squire, Friedensrichter).

Von den deutsch-pennsylvanischen Sprichwörtern[1]) und Redensarten will ich nur folgende erwähnen, ohne mich dabei der unsinnigen Original-Orthographie zu bedienen:

Lustig, wer noch ledig ist,
Traurig, wer versprochen ist.

Schaff, dafs du selig wirst; reich wirst du doch nicht. — Gut gewetzt ist halb gemäht.

Speck und Eier
Sind gut für den Meier.

Es kommt nicht auf das Gras an, sonst könnte eine Kuh einen Hasen fangen. — Kurze Haare sind bald gebürstet. — Wer ein Buch stiehlt, ist kein Schafdieb.[2])

Wer sich ernähren will mit Fischen und Jagen
Mufs verissene Hose tragen.

Was einer nicht will, ist der andere froh,
Die Welt ist grofs, der Himmel ist blo.

Wer viel schwätzt, lügt viel. — Jedes Bischen hilft, sagte die alte Frau, da spukte sie in die See. — Besser ein wenig geleiert, als ganz gefeiert.

Von den deutsch-pennsylvanischen Dichtern verdienen besonders Louis Miller und B. Harbaugh lobende Erwähnung. Ersterer wurde am 3. Dezember 1795 zu York als

---

[1]) A. R. Horne giebt in seinem „Pennsylvania German Mannal“ (Kutztown 1875) 102; die meisten derselben, wenn nicht alle, entstammen dem alten Vaterlande und sind dort überall bekannt.

[2]) In Hessen sagt man:

Volles Mafs hat Gott lieb,
Wer ein Pferd stiehlt, ist kein Kuhdieb.

Sohn eines Schulmeisters geboren[1]) und ward, nachdem er das erforderliche Alter erreicht hatte, Bauschreiner, als welcher er Vorzügliches geleistet haben soll. Aufserdem zeichnete er sich durch schlagfertigen Witz und durch eine in seiner Umgebung ungewohnte Bildung aus. Letztere hatte er sich teilweise durch eigenes Studium so wie durch eine ausgedehnte Reise durch Europa erworben. Aufserdem war er ein talentvoller Karrikaturenzeichner, wie zwei von ihm herrührende, noch existierende Folianten beweisen. Von seinen Gedichten erfreut sich besonders sein Fuhrmannslied einer grofsen Popularität; möge es deshalb dahier eine Stelle finden:

Nooch Baltimore geht unser Fuhr
Mit dem bedeckte Waage;
Der Turnpike[2]) zeigt uns die Geschpur,
Die Gäul sin gut beschlaage.
En guter Schluck, Glück zu der Reifs,
Der Dramm[3]), der steigt un fallt im Preifs —
So bloose die Posauner —
Hot, Schimmel, hot! ei, Brauner!

Mer fahre bis zum Blauen Ball[4]),
En deutscher Wirt, ein guter Schtall —
Der Eirisch[5]) isch Schalk Jauner —
Hot, Schimmel, hot! ei, Brauner!
Do schteht 'n Berg, dort ligt 'n Dahl,
Un 's Zollhaus gegenüwer;
Es singt en Lerch, es pfeift 'n Schtaar:
„Die Freiheit isch uns liewer."

---

[1]) P. 16. H. L. Fisher, Historical Sketch of the Pa. Germans. Chicago 1885.
[2]) Chaussee.
[3]) Schnaps.
[4]) Landwirtshaus.
[5]) Der irländische Wirt

Es regert sehr, der Pelz wert naſs,
Mer steige uf der Waage,
Und ziege aus dem kleene Faſs,
Was taugt für unsere Maage:
Seenscht net das, nau[1]), schun schpreier[2]) geht?
Mer bleiwe net dahinde,
Un wer das Fuhrwerk recht verschteht,
Loſst sich net lodisch[3]) finde.

Den Dramm, den hen mer jetz verkauft,
Un 's Gelt isch in der Tasche;
Jetz fahre mer vergnügt zu Haus,
Und lere's in die Kaschte;
En guter Schluck! Glück zu der Reiſs!
Der Dramm, der schteigt un fallt im Preiſs —
So bloose de Posauner —
Hot, Schimmel! hot, ei Brauner!

Jetz henmer schun en gute Loth[4])
Von alle Sorte Waare,
Die wolln mer jetz heemzus graad
Auf's schmaale Eck hi fahre.
Der Fuhrloh zaalt des Zehrgeld zrück,
En guter Schluck, zu allem Glick,
Mir sin ke Schalke Jauner!
Hot, Schimmel! hot, ei Brauner!

Dieses Lied wurde früher viel von den deutsch-pennsylvanischen Bauern gesungen, welche die Erzeugnisse ihrer Farmen, wie Mehl, Klee, Flachssamen, Thymian sowie selbstgebrannten Schnaps auf den Markt in Baltimore brachten.

---

[1]) Jetzt.
[2]) Schneller.
[3]) Verdrieſslich.
[4]) Ladung.

H. Harbaugh[1]), dessen Gedichte 1870 zu Philadelphia unter dem Namen „Harbaugh's Harfe" erschienen, war reformierter Geistlicher und Professor der Theologie am Seminar in Mercersburg. Da sein Vater ein armer, mit zwölf Kindern gesegneter Farmer war, so konnte unser Dichter seinen Drang zum Studieren erst befriedigen, nachdem er sich in Ohio die dazu nötigen Mittel als Schreinergesell erarbeitet hatte. Er gründete die theologische Monatsschrift „The Guardian" und redigierte 17 Jahrgänge derselben; außerdem schrieb er mehrere englische Werke im Interesse seiner Sektenreligion. Trotzdem er sich nur in seinem Berufe fast ausschließlich der englischen Sprache bediente, so war er doch ein echter Deutsch-Pennsylvanier, der die Mundart seiner engeren Landsleute gewandt zu gebrauchen verstand.

Alle seine Gedichte, von denen „Das alt Schulhaus an der Krick[2])" das bekannteste ist, zeichnen sich durch eine melancholisch-träumerische Färbung aus; er sehnt die alte idyllische Zeit zurück und findet in der Gegenwart nichts als Humbug und Schwindel. Bitter klagt er über die allgemeine Korruption, die sich bereits auf den Landmann erstrecke und alles Gefühl für Ehre und Recht untergrabe.

„Vor Alters war es als en Sinn und Schand,
Meh Schuld mache als m'r zahle kann;
's is net meh so: m'r gebt juscht Notis durch die Editors[3]),
M'r hat geklost[4]), un det kumpaunde[5]) mit de Creditors,
Wer so betriegt, der is en Dschenntlmann.

---

[1]) Geboren 28. Oktober 1817 bei Waynsboro in Pennsylvanien, gestorben 28. Dezember 1867 zu Mercersburg.

[2]) Bach.

[3]) Zeigt in den Zeitungen an.

[4]) Closed, zugeschlossen.

[5]) Compound, sich mit den Gläubigern verständigt.

Wie lebt m'r nau? Ich sehn, du weescht noch nix!
M'r lebt juscht wie d'rvor: des fixt die Lah![1])
M'r regnet nix — die Fraa hot's all in Hand —
M'r is ihr Edschent[2]), mänedscht[3]) Geld un Land
Un geht nau in de Koscht bei seiner Fraa!"

---

[1]) Bringt das Gesetz in Ordnung.
[2]) Agent.
[3]) verwaltet.



Spruchweisheit.

Das Sprichwort bildet gewissermaſsen ein Seitenstück oder eine Ergänzung zum Volksliede. Währenddem das letztere im Herzen des Volkes wurzelt, ist ersteres dem Kopfe und dem Verstande desselben entsprungen; es ist also vorzugsweise praktischer Natur. Es ist dem realen Tagesleben entnommen und zu einem Leitstern für dasselbe bestimmt. Es bringt die echte, unverfälschte Volksweisheit in knapper allgemein verständlicher und gröſstenteils derber Sprache zur Anschauung; es giebt lieber ein Wort zu wenig als eins zu viel, denn es weiſs instinktiv, daſs es gerade durch diese Gedrungenheit des Ausdrucks desto sicherer im Gedächtnis haften bleibt.

Die Sprichwörter enthalten die ethischen und sozialen Grundsätze des Volkes; sie gewähren uns ein treues Bild von dem im Volke herrschenden Gerechtigkeitsgefühle, und fällen über alle Fragen des öffentlichen und privaten Lebens oft ein sichereres und gereifteres Urteil als die gelehrtesten Philosophen.

In allen Lagen des Lebens naht sich uns das Sprichwort mit Trost, Rat, Ermahnung und Strafe. Es lacht und weint mit uns; es tritt auch zuweilen mit der Schellenkappe auf, um uns zu necken und zu foppen, aber es verläugnet dabei niemals seinen moralischen Ernst noch sein ehrliches Wohlwollen. Es ist verständlich für Hoch und Niedrig, Jung und

Alt, Gelehrt und Ungelehrt. Es fafst nichts mit Handschuhen an, sondern spricht Alles, was es auf dem Herzen hat, frei und ungeniert aus und bekümmert sich wenig darum, ob seine Ausdrucksweise salonfähig ist oder nicht. Stets trifft es den Nagel auf den Kopf und wenn es manchmal doppelsinnig auftritt, so thut es dies nie ohne besondere Absicht.

Alle Sprichwörter sind aus langjähriger Erfahrung und Beobachtung hervorgegangen; sie repräsentieren daher die ungeschminkte Weisheit des Volkes. Es sind Regeln, die sich in der Praxis bewährt und sich daher auch von Vater auf Sohn fortgeerbt haben.

Eine Sprichwörtersammlung bildet also eine Art Volksbibel. Sie zeigt dem Volke nicht nur, was es ist, denkt und thut, sondern auch, wie es eigentlich sein, denken und thun sollte, denn das Sprichwort will vorzugsweise als Lehrer und Ermahner wirken. Deshalb geizt es auch mit seinem stets wohlgemeinten Rate bei keiner Gelegenheit; es begleitet uns von der Wiege zur Schule, von der Schule zur Werkstätte und von der Werkstätte zur Hochzeitstafel; es lehrt uns, wie wir unsere Kinder zu erziehen und wie wir unsere Frauen zu behandeln haben; es giebt uns Verhaltungsmafsregeln für den Umgang mit Freunden, Feinden und Nachbarn; es macht uns mit den dem Weine entspringenden Freuden und Leiden genau bekannt; es lehrt uns bei Zeiten für die Tage zu sorgen, die uns nicht gefallen und schliefslich wünscht es uns angenehme Ruhe im Grabe.

Die Sprichwörter sind erprobte Regeln für Herz und Haus. In alter Zeit fand man sie auf Tassen, Tellern, Bechern, Öfen, Pfeifenköpfen, Schnupftabaksdosen, sowie in Wirtshäusern, Schulen und Rathäusern und es ist sehr zu bedauern, dafs diese schöne Sitte im Laufe der Zeit beseitigt worden ist. Die alte Wirtshausinschrift:

„Wer will borgen,
Der komm' morgen,"

sowie der schlechtgereimte, von Luther stammende Spruch:

„Ein Jeder lern' seine Lektion
So wird es wohl im Hause stohn,"

der früher die Wände der Schulhäuser zierte, könnten, nebst so vielen anderen, auch noch heute ihre Wirkung thun.

Die Sprichwörter enthalten goldene Regeln in silbernen, mitunter auch in hölzernen Schalen. Sie machen keinen Anspruch darauf, als Muster eines glatten, klassischen Stiles zu dienen; auch wollen sie uns nicht in die Regeln der Grammatik oder der Prosodie einführen. Letztere verletzen sie vielmehr bei jeder Gelegenheit, wie sie denn überhaupt pedantische Gelehrsamkeit und Silbenstecherei mit besonderer Vorliebe aufs Korn genommen haben.

Das Sprichwort spricht einfach, wie ihm der Schnabel gewachsen ist und wie es der gemeine Mann gar wohl versteht. Seine Reime sind gröfstenteils auf die alte Drohung „Reim' dich, oder ich fress' dich", zurückzuführen; und da, wo dies nicht auszuführen war, begnügt es sich mit einer Assonanz oder einer Alliteration, wenn es nicht vorzieht, sich überhaupt jedes poetischen Beiwerkes zu begeben. Den Artikel und das Zeitwort läfst es da aus, wo sich beide leicht ergänzen lassen, denn die Kürze ist neben der Würze sein Hauptkennzeichen. „Das Sprichwort ist," wie Frank von Wörd schreibt, „eine kurze, weise Klugred, die Summa eines ganzen Handelns, Gesetz oder langen Sentenz: als der Kern in ein enges Sprüchlein und verborgen Grifflein gefasset, da mehr etwas anderes verstanden als geredt wird."

Wie das Sprichwort entstand, darüber giebt uns Sailer folgende Auskunft: „Einer sah, fühlte, sprach — und das Sprichwort war geboren. Er sah das Ereignis, fühlte die Wahrheit, sprach aus, was er fühlte. Sein Nachbar hörte das Wort, fühlte mit — das Wahre; er bewahrte den Fund und sprach dasselbe Wort bei ähnlichen Anlässen nach. So ward das Wort — ein Sprichwort."

Jedes Volk hat seine charakteristischen Sprichwörter, welche uns über die Gesinnung desselben bessere und sichere Auskunft geben, als lange, gelehrte Abhandlungen. Die Juden und auch die Christen haben die Sprüche von Salomon und die von Jesus Sirach; die Buddhisten haben das Dhammapada und unsere Vorfahren haben ihre Klugheitsregeln in den Havamal der Edda niedergelegt. Im Dhammapada, der herrlichen Spruchsammlung, sehen wir den auf realen Boden stehenden Buddhisten, der die Vernunft zu seiner Führerin erkoren hat und der, da er die Nichtigkeit der Welt und ihrer Güter erkannt, zu einer leidenschaftslosen Ruhe gelangt ist. In den altnordischen Havamal hingegen finden wir zuweilen Regeln, die echt diplomatisch sind und eine auffallende Verschmitztheit und Selbstsucht des Verfassers verraten. Es wird darin eine Schlangenklugheit gepredigt, die nicht immer mit einer Taubensanftmut vereinigt ist.

Eine der ältesten und zugleich der wichtigsten deutschen Spruchsammlungen führt den Titel „Freidanks Bescheidenheit". Dieselbe ist zu Anfang des 13. Jahrhunderts entstanden und uns in zahlreichen Handschriften erhalten worden. Welche Popularität dieselbe einst besafs, geht auch daraus hervor, dafs spätere Dichter, um ihren Klugreden einen gröfseren Nachdruck zu geben, denselben den Zusatz „Also sprach her Freidank" beifügten. Von dem Verfasser der genannten Sammlung wissen wir so gut wie gar nichts.

In der Einleitung zu derselben heifst es:

„Ich bin genannt Bescheidenheit,
Aller Tugend Königin,
Freidank hat mich zusammengestellt.
Ein Teil der Gedanken ist unrichtig."

Mit der letzten Zeile will der Dichter bescheiden andeuten, dafs er seine Gedanken nicht für unfehlbar hält. Ob aber Freidank ein wirklicher oder angenommener Name ist, darüber bleiben wir in Zweifel.

Dem Verfasser dieses Werkes stand unzweifelhaft eine gute Beobachtungsgabe und ausgedehnte Menschenkenntnis zur Verfügung. Er ist kein Freund des Adels und der Fürsten und ist auch nicht gut auf Ärzte und Kaufleute zu sprechen. Einen Bürgerstand kennt er nicht, denn er sagt:

„Gott hat drei Stände erschaffen,
Bauern, Ritter und Pfaffen."

Er schwärmt für Recht und Billigkeit und ist ein begeisterter deutscher Patriot. Auch dem Weine scheint er nicht abgeneigt; so sagt er z. B.:

„Der Mönche möcht ich Einer sein,
Die statt Wassers trinken Wein."

In den theologischen Streitfragen seiner Zeit ist er gründlich bewandert; doch währenddem er die Geistlichkeit wegen ihrer unersättlichen Habsucht und Falschheit und wegen ihres demoralisierenden Ablafshandels tadelt, giebt er sich zugleich die erdenklichste Mühe, den Papst gegen die Ungerechtigkeiten, die in seinem Namen begangen werden, in Schutz zu nehmen.

Sebastian Brants „Narrenschiff" besteht nur aus erweiterten Sprichwörtern über die Gebrechen der Zeit; dasselbe gilt von Murners „Narrenbeschwörung".

Auch Luther war ein grofser Verehrer der kernigen Sprichwörter und wandte dieselben, wie z. B. seine Tischreden zeigen, in dem gewöhnlichen Leben mit besonderer Vorliebe an.

Der allgemeine Sprichwörterschatz ist beständig im Wachsen begriffen, denn fast ein jeder bedeutender Schriftsteller hat einen Beitrag dazu geliefert, ohne dafs er es eigentlich beabsichtigte. Sprüche von Rückert, Goethe, Claudius u. s. w. sind Gemeineigentum des Volkes geworden, ohne dafs dies von der Herkunft derselben auch nur die geringste Ahnung hätte. Auch im Umgang mit Amerikanern hört man häufig Citate, die als alte Sprichwörter gelten, in Wahrheit aber nur

Stellen aus Shakespeare, aus Butlers „Hudibras" oder aus Franklins „Armem Richard" stammen.

Die Sprichwörter sind so zahlreich und passen auch so für alle erdenklichen Situationen des Lebens, dafs sich Jeder, der Dumme wie der Kluge, der Faule wie der Fleifsige, der Geizige wie der Verschwender, der Fromme wie der Gottlose im Notfall darauf berufen kann.

Der Langsame und Träge, dem der Mut des Wagens und Vorwärtsstrebens fehlt, sagt, ein Sperling in der Hand sei besser, als 50 auf dem Dache, und hat damit in seiner Weise recht; aber wenn jeder so dächte und handelte, d. h. wenn jeder die Hände müfsig in den Schofs legte, dann wäre es um den Fortschritt auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit gar schlecht bestellt.

Die Sprichwörter dürfen niemals einzeln angewandt werden, denn keines ist absolut vollständig in sich. Wenn man sagt: „Wer nichts wagt, gewinnt nichts", so ist dies unzweifelhaft wahr; ebenso wahr aber ist es, dafs wer nichts wagt, auch nichts verliert. Ersterem Grundsatze huldigt der Mutige, Energische und Unternehmungslustige; letzterem der Phlegmatische und Ängstliche, der mit Allem zufrieden ist.

Die Behauptung, dafs man nie zu alt zum Lernen sei, wird gewöhnlich als unumstöfsliche Wahrheit angenommen; das Volk aber fügt diesem Sprichworte den satyrischen Nachsatz hinzu: „So sagte die alte Frau, da lernte sie in ihrem 80. Jahre hexen" und aufserdem heifst es auch: „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr."

Das letztgenannte Sprichwort führt uns nun zur Betrachtung der pädagogischen Weisheit der Sprichwörter. Dafs dieselbe nicht unbedeutend ist, zeigt der Umstand, dafs ihr der bekannte Schulmann Dr. Albert Wittstock ein ganzes Buch gewidmet und darin alle Sprichwörter gesammelt hat, die sich auf die Erziehung im Hause und in der Schule beziehen.[1])

---

[1]) Die Erziehung im Sprichwort. Leipzig, 1889.

Und da wir uns daher weniger die Aufgabe gestellt haben, eine litterar-historische Abhandlung über Sprichwörter zu liefern, als vielmehr auf die praktische Weisheit derselben aufmerksam zu machen, so wollen wir denn mit der Betrachtung der Aussprüche, welche der häuslichen und öffentlichen Erziehung gewidmet sind, beginnen.

Man sagt gewöhnlich: „Wo nichts ist, da kommt auch nichts heraus"; dadurch werden Eltern und Lehrer aufgefordert, den Unterricht genau der Individualität der Kinder anzupassen und also nicht alle, wie es gewöhnlich geschieht und auch leider infolge der offiziell an die Schule gestellten Aufgaben geschehen mufs, über einen Kamm zu scheeren und dadurch sogenannte Schablonenmenschen zu bilden, von denen wir nachgerade übergenug haben sollten. Man soll also nicht erwarten, dafs alle Kinder für alle Fächer die gleichen Anlagen haben und sie also nicht mit solchen Disziplinen quälen, gegen welche sie einen instinktiven Widerwillen haben. Der Mensch kann einmal kein zweibeiniges Konversations-Lexikon und zuletzt blos doch in einem Fache tüchtig sein.

Die Verschiedenheit der natürlichen Anlagen kündet sich bei dem Kinde schon frühzeitig an und der ist nach dem Sprichworte ein weiser Vater, der sein Kind wohl erkennt. Er wird sich also bei der erzieheisrchen Behandlung seines Spröfslings von dessen Anlagen leiten lassen und nicht erwarten, dafs er ein ausgezeichneter Mathematiker wird, wenn er sich durch Begabung für Sprachen oder Musik auszeichnet.

„Wer erzieht, der regiert"; dies ist ein Ausspruch, dem die politischen und religiösen Dunkelmänner zu allen Zeiten eine gröfsere Wichtigkeit beigelegt haben als die Fortschrittsmänner. „Macht mich zum Herrn des Unterrichts, und ich will die ganze Welt umgestalten" sagt Leibnitz.

Die Erziehung der Kinder beginnt nun am häuslichen Herde und diese sind daher auch in ihrem Auftreten aufser dem Hause ein getreues Spiegelbild ihrer Heimat. Durch sie

lernt man ihre Eltern genauer kennen als durch persönlichen Umgang mit denselben. „Wie die Alten sungen, zwitschern auch die Jungen“ und „die Jungen fiedeln, wie ihnen die Alten die Geige gestimmt“.

Eine Ehe ohne Kinder galt nach den Ansichten der Römer, Slaven und Finnen für eine Welt ohne Sonne; die Völker des Morgenlandes hielten eine kinderlose Ehe für eine Schmach und machten dafür, wie überhaupt für jedes Unglück, die Frau verantwortlich. Die Russen sagen, eine Frau ohne Kinder sei wie eine Wiese ohne Gras und die Dänen nennen das Kind das angenehmste Spielzeug der Mutter. Die Isländer behaupten, Kinder seien besser als Reichtum, und ein deutscher Landpastor, der mit dem seinem Stande eigenen Kindersegen behaftet war, tröstete sich mit dem Spruche: „Je mehr Kinder, desto mehr Hände zum Beten“.

Auch die armen Leute erfreuen sich gewöhnlich dem Sprichworte nach eines gröfseren Kindersegens als die Reichen.

„Die Reichen haben die Rinder,
Die Armen haben die Kinder“;

deshalb aber verzweifeln die letzteren noch lange nicht, sondern denken ruhig mit dem Plattdeutschen „Wem Gott Kinder giebt, dem giebt er auch Hosen“.

Hat eine Familie nur ein Kind, so ist dasselbe ein Not-, Angst- oder Trauerkind, denn bei der geringsten Krankheit desselben geraten die Eltern vor Sorge und Angst aufser sich.

Ist in der Ehe der Zeitpunkt eingetreten, wenn, wie die Italiener sagen, die Gattin vier Füfse in zwei Schuhen stecken hat, dann pflegt der Deutsche die Frage aufzuwerfen, ob er auf ein Mädchen oder einen Jungen trinken solle. Ersteres wird nicht gern gesehen, denn ein Mädchen ist zwar leicht zu erziehen, aber schwer zu verheiraten; ein Knabe hingegen kann sich leichter durch die Welt schlagen. Der Portugiese erklärt jedoch, dafs dem glücklichen Manne zuerst eine Tochter geboren werde, denn dieselbe könne ja die späteren Söhne

miterziehen helfen, und der biedere Hesse diktiert: „Erst die Magd ins Haus!"

„Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm", heifst es gewöhnlich, wenn das Kind dem Vater oder der Mutter nachschlägt; doch das Sprichwort fügt noch hinzu: „Wenn er nicht an einem Abhange steht" und macht somit auf die Thatsache aufmerksam, dafs die besten Eltern oft die schlechtesten Kinder haben, was meistenteils darin seinen Grund hat, dafs die besten Eltern zugleich oft die schwächsten und nachgiebigsten sind, und den heilsamen Gebrauch der Rute verabscheuen. Im allgemeinen aber sind die Kinder der Spiegel ihrer Heimat. „Wie der Vogel, so die Eier," und „Wie der Acker, so die Rüben".

„Wehe dem Hause, in dem nicht getobt wird", sagt der Engländer, „denn es herrscht weder Frohsinn noch Freude darin". Knaben besonders, die still in einer Ecke hocken können, sind entweder krank oder geborene Duckmäuser, die schon frühzeitig vom Geiste des Strebertums angesteckt sind.

„Jugend hat keine Tugend", sagt man gewöhnlich zur Entschuldigung, wenn man sieht, wie der eigene Junge Streiche macht, wozu er weder im elterlichen Hause noch in der Schule die Anleitung erhalten hat; da aber „Jeder in seinem Leben ein paar Narrenschuhe austreten mufs", so ist es viel vernünftiger, er verrichtet diese Arbeit in der Jugendzeit, als im späteren Leben.

Es ist einmal Thatsache, dafs kein Knabe ohne Beulen, und ohne zerrissene Hosen grofs wird. Trotzdem er nun an diesen Unglücksfällen nach eigenem Geständnis jedesmal gänzlich unschuldig ist, so erhält er doch seine Prügel, wofür er sich mit dem Sprichwort „Unrecht leiden ist besser als Unrecht thun" trösten kann. Natürlich gehen bei ihm die guten Lehren meistenteils zu einem Ohre hinein und zum andern hinaus; die erhaltenen Prügel sind gewöhnlich bald verschmerzt und er verfällt dann wieder in seine alten naturgemäfsen Fehler. „Ein Knabe auf der Gasse, ein Mädchen beim Tanze und ein

Pfaffe beim Opfer sind nicht zu ermüden." Wo der dickste Kot liegt, da tritt der Junge hin; und wenn sich ein Knabe und ein Hund begegnen und der erstere nicht schmeifst, und der letztere nicht beifst, dann sind beide nichts wert.

„Jugend wild,
Alter mild",

sagt der Lette, und der Deutsche tröstet sich in diesem Falle mit dem Grundsatz: „Jugend mufs austoben". Trotzdem aber darf man dem Bürschlein nicht alles ungestraft hingehen lassen, denn der Baum mufs gebogen werden, so lange er jung ist.

Zu der Erziehung gehört nun auch die Strafe und da es einmal heifst, dafs ohne Prügel kein Mensch grofs werde, so besteht denn auch nach dem pädagogischen Glaubensbekenntnisse vieler Väter und Lehrer das beste Strafmittel noch immer in der häufigen Anwendung des Stockes. Wenn dem ungezogenen Jungen die ungebrannte Asche eines Haselnufsstockes auf den Rücken gestreut wird, so wird er sich allerdings schneller den Anordnungen fügen, als wenn ihm nur gute Worte gegeben werden; trotzdem aber glaube niemand, dafs die Prügelstrafe das empfehlenswerteste Zuchtmittel sei, denn schon die häufige Anwendung desselben zeigt, dafs nicht der rechte Grund zur Erziehung gelegt worden ist. „Wer den Stock spart, hafst seinen Sohn", sagt ein Sprichwort, aber dasselbe stammt noch aus der guten alten Zeit, als das Prügeln der Kinder noch zum täglichen Geschäfte gehörte. Wenn wir z. B. in der Biographie Luthers lesen, dafs dieser grofse Reformator einst in seiner Jugend an einem einzigen Vormittage 16 mal Schläge erhielt, so überkommt uns Grauen und wir freuen uns, dafs die Gesetze Amerikas die Kinder gegen eine derartige Behandlung schützen. Dafs die Prügelstrafe nicht immer von Nutzen ist, sondern vielmehr häufig ein den Erwartungen nicht entsprechendes Resultat erzielt, ist in dem Sprichwort angedeutet: „Man schlägt einen Teufel hinaus und zehn hinein".

Durch Rohheit kann ein Kind wohl eingeschüchtert, aber nicht erzogen werden; in den meisten Fällen wird bei dieser Behandlung der Junge später ein roher Geselle werden und da bewährt sich wieder der alte Spruch:

„Den Vater kennt man an seinem Kind,
Den Herren an seinem Hausgesind."

Leider kann gar mancher Vater sich in der Erziehungsfrage der bekannten Worte eines unbekannten Predigers bedienen: „Folgt meinen Worten, aber nicht meinen Werken"; denn das Beispiel, das er täglich seinen Kindern giebt, straft seine Lehren Lüge und dieselben machen daher nicht den erhofften Eindruck. Wenn der Vater Mäfsigkeit lehrt, aber jeden Abend bis spät in die Nacht hinter dem Bierglase sitzt; wenn er Selbstbeherrschung predigt, aber selbst bei der geringsten Veranlassung die Fassung verliert und sich der gemeinsten Ausdrücke bedient; wenn die Mutter verbietet, dem Nächsten Übles nachzusagen, aber bei jeder Kaffeevisite über ihre abwesenden Schwestern herfällt, dann soll man sich nicht wundern, wenn die Kinder die elterlichen Ermahnungen für leere Redensarten halten und ihre Handlungen durch diese bösen Beispiele beeinflussen lassen. Die Kinder haben schärfere Augen und Ohren als man gewöhnlich glaubt, und die Wahrheit des Sprichwortes: „Kinder und Narren sagen die Wahrheit" hat schon mancher Vater zu seiner unangenehmen Überraschung ausgefunden.

Luther sagt, man solle sein Kind so strafen, dafs der Apfel bei der Rute sei und er meint damit, dafs die Strafe stets aus der Liebe zum Kinde hervorgehe. Das schönste Wort, was unserer Ansicht nach Jesus jemals gesprochen hat, ist das: „So Jemand eines dieser Geringsten ärgert, dem wäre besser, es würde ihm ein Mühlstein an den Hals gehängt und dann ersäuft im Meere, da es am tiefsten ist". Die angeborene Liebe zu den Kindern ist so grofs und so mächtig, dafs nur ein bodenlos roher Mensch, ein Ausbund der Gemeinheit, dieselbe verleugnen und Kinder mifshandeln kann.

Doch die Liebe zu den Kindern verleitet die Eltern auch leider zu oft dazu, die Fehler derselben zu übersehen und mit billigen Ausreden, wozu ihnen zahlreiche Sprichwörter als Vorwand dienen, zu entschuldigen. Jede Eule meint, ihr Junges sei ein Täubchen. Nur die Nachbarskinder haben weder Tugend, noch Lebensart; sie sind es, welche den Leuten die Fensterscheiben einwerfen, die Gärten plündern und den Katzen Blechkästchen an den Schwanz binden; der eigene Junge thut so etwas nicht und sollte er wirklich einmal an solchem Unfug teilnehmen, so haben ihn die bösen Nachbarskinder dazu verführt, und dieselben werden auch sicherlich noch ins Zuchthaus kommen.

Auf die Schule sind die Kinder im allgemeinen nicht gut zu sprechen, und den Vers:

„O wie herrlich, o wie schön
Ist es, in die Schul' zu gehn",

singen sie nur auf schulmeisterlichen Befehl, niemals aber aus eigenem Antrieb. Der Knabe, der da nach Beendigung der Ferien wünschte, daſs jetzt die Schule abbrennen möge, hat gewiſs den meisten seiner Kameraden aus der Seele gesprochen; noch mehr aber derjenige, der hinzufügte, daſs auch der Lehrer mitverbrennen möge.

Gelernt aber muſs werden, da hilft alles nichts. Und dieses Lernen hört mit der Schulzeit nicht auf, sondern fängt alsdann erst recht an, wenn sich ein Junge grade nicht vorgenommen hat, Aldermann in New York zu werden.

Das alte Sprichwort: „Handwerk hat goldenen Boden" hat in der Neuzeit dem Anschein nach seine Bedeutung verloren, denn die meisten Handwerker sind jetzt Fabrikarbeiter geworden, da ihnen durch die Groſsindustrie, welcher Millionen zur Verfügung stehen, eine erfolgreiche Konkurrenz als unabhängige Meister fast zur Unmöglichkeit geworden ist. Trotzdem nun die veränderten sozialen Verhältnisse für Viele die Gründung einer gesicherten, unabhängigen Existenz, wenn auch

nicht unmöglich gemacht, so doch im Vergleich zu früheren Zeiten bedeutend erschwert hat, so glaubt doch noch jeder an die Wahrheit des guten Sprichwortes: „Eigener Herd ist Goldes wert“ und bestrebt sich auch, wenn er überhaupt Energie besitzt, es einmal zu einem solchen eigenen Herd zu bringen. Aber dieses Sprichwort hat auch seine Gegner, besonders in den grofsen Städten, wo es mancher, abgesehen von den hohen nicht für jeden zu erschwingenden Preisen des Grundeigentums, für angenehmer und bequemer findet, zur Miete zu wohnen, um sich dadurch nicht um die städtischen Steuern, um nötige Hausreparaturen zu bekümmern und sich mit sonstigen Plackereien befassen zu müssen und um, wenn ihm die Nachbarschaft oder der Hauswirt nicht gefällt, seine Möbel leicht nach einer anderen Wohnung schaffen zu können.

Schliefslich aber ist man doch nur in seinem eigenen Heim zu Hause; man befindet sich unter seinem eigenen Strohwisch wohler und freier, als unter dem Dache eines fremden Palastes. „Der eigene Rock wärmt mehr, als der fremde Pelz“ sagt der Bulgare und der Engländer betrachtet sein Haus, und sei es noch so ärmlich, als sein Schlofs. Darin ist er König; es verleiht ihm Kraft und Sicherheit, denn „der Fuchs beifst am schärfsten in seinem eigenen Loch“, und

„Wer will meiden Ungemach,
Bleibe unter seinem Dach.“

Gemütlich aber fühlt man sich in seinem Hause nur, wenn man es allein bewohnt; ist es schon schwer, unangenehmen Nachbarn aus dem Wege zu gehen, so ist es doppelt schwer, sich gegen widerwärtige Mitbewohner zu schützen. „Kein Haus ist grofs genug für zwei Familien“, sagen die Amerikaner, „Halbes Haus — halbe Hölle“, die Deutschen. „Klein, aber mein“, hat daher schon mancher stolz an sein Haus geschrieben.

Es hat stets auf mich einen wohlthuenden Eindruck gemacht, wenn ich, wozu ich in früheren Jahren häufig Ge-

legenheit hatte, sah, dafs junge Einwanderer, welche im amerikanischen Westen Arbeit und lohnenden Verdienst gefunden hatten, ihr Geld zusammenhielten und sich dann dafür bei der günstigsten Gelegenheit ein Grundstück kauften. Bald darauf erhob sich ein bescheidenes, nur aus zwei notdürftig möblierten Zimmern bestehendes Häuschen darauf, das aber immerhin Raum genug hatte, um das Glück einer fleifsigen, strebsamen und zufriedenen Familie aufzunehmen. Nach Jahren wurde dann ein gröfseres Wohnhaus dazu gefügt und das alte als Küche benutzt. Jene Leute bauten stets mit ihrem eigenen, im Schweifse des Angesichts errungenen Gelde, denn sie wufsten recht gut, dafs derjenige, der dies mit fremden Geld unternimmt, sich Steine für sein Grab sammelt.

„Aller Anfang ist natürlich schwer", am meisten aber, nach Goethe, der Anfang der Wirtschaft. Was aber wohl angefangen wird, das ist auch schon halb vollendet, und dazu gehört vor allen Dingen, dafs man sich in die Zeit und Umstände schickt, das Eisen schmiedet, wenn es warm ist, und dafs man sich mit der Kunst des Sparens vertraut macht. Sparen heifst verdienen, und das Sparen zur rechten Zeit hilft uns über die Regentage des Lebens hinweg. Dies ist jedoch eine Kunst, welche leider nicht viele, besonders Fabrikarbeiter verstehen, und die dann, wenn sie unfreiwillige Ferien haben, über die Schlechtigkeit der Menschen und Welt klagen und verlangen, andere sollen ihnen unter die Arme greifen. Man hüte sich daher vor einem Jeden, der mit seinem Gelde leichtsinnig und verschwenderisch umgeht; man sei sein Freund nicht, denn eine derartige Freundschaft ist doch nie von langer Dauer. Wer sparen kann, ist unabhängig, oder auf dem besten Wege, es zu werden.

Wenn es nun einer durch anhaltende Thätigkeit und systematisches Sparen zu einer gewissen Unabhängigkeit gebracht hat, dann pflegen dessen Neider gewöhnlich zu sagen, er habe Glück gehabt, und suchen mit der Abwesenheit desselben bei ihnen ihre eigene Erfolglosigkeit zu beschönigen

oder zu entschuldigen. Der Kaufmann, der gezwungen ist, Bankerott zu machen, klagt die Ungunst der Zeitverhältnisse dafür an, nicht aber seine eigene Unvorsichtigkeit, die ihn dazu bewog, sich in scheinbar verlockende Spekulationen einzulassen, oder die ihn vergessen liefs, in seinen Privatausgaben sich nach der Decke zu strecken.

Das Glück ist ein Zusammenwirken günstiger Umstände; es ist überall, man mufs es nur zu ergreifen wissen. Jeder ist daher seines Glückes Schmied; auf dasselbe aber ruhig mit den Händen in dem Schofse warten zu wollen, ist verkehrt; man mufs im Gegenteil die günstigen Umstände aufsuchen, oder herbeiführen, was natürlich im Schlafe nicht geschieht. Die Wünschelrute ist verloren gegangen, das Schatzgraben hat sich als vergebliche Arbeit herausgestellt und das Lotteriespielen ist glücklicherweise in den Vereinigten Staaten verboten. Wenn man nun sagt, dafs der dümmste Bauer die dicksten Kartoffeln hat, so zeigt dies, abgesehen davon, dafs die dicksten Kartoffeln der Köchin gerade nicht die angenehmsten sind, dafs doch wenigstens Etwas in der Welt weise eingerichtet ist; denn hätte ein Dummer nicht mehr Glück als ein Kluger, so würde die Lage des ersteren durchaus nicht beneidenswert sein.

„Wer das Glück hat, der führt die Braut heim“, heifst es, und wir hoffen, dafs der glückliche Bräutigam nicht nach der Hochzeit anderer Meinung wird.

Das Glück ist in mancher Hinsicht blind; es giebt dem Spieler oft die besten Karten in die Hand, aber es verleiht ihm nicht die Geschicklichkeit, dieselben zu verwerten. Wer Glück hat und nicht versteht, dasselbe fest zu halten, der hat bald Ursache, über die Unbeständigkeit desselben zu klagen und zu seufzen:

„Glück und Glas
Wie leicht bricht das!“

Wer also das Glück erjagen will, der mufs nicht vergessen, dafs nur dem Mutigen die Welt gehört. Als sich einst ein

spartanischer Junge beklagte, dafs sein Schwert zu kurz sei, da erhielt er von seiner Mutter die Antwort, dafs er einen Schritt weiter vorwärts gehen müsse; und Uhland sagt:

„Ein kleiner Mann, ein grofses Pferd,
Ein kurzer Arm, ein langes Schwert,
Mufs eins dem andern helfen."

Wer den Mut verloren hat, hat alles verloren, denn das Leben ist ein Kampf oder ein Wettlauf, und wenn wir auch nicht alle den ersten Preis erringen können, so hat der wenigstens kein Anrecht darauf, der den müfsigen Zuschauer spielt.

Zum Erfolge im Leben sind nun zahlreiche Tugenden erforderlich, die je nach den obwaltenden Verhältnissen mit Vorsicht und Umsicht angewandt werden müssen, wenn sie nicht geradezu verderblich wirken sollen. Dazu gehört nun z. B. die Bescheidenheit, die Jedem in seiner Jugend streng anbefohlen worden ist, weil man sich von deren Befolgung die günstigsten Resultate versprach.

Doch der Volksmund fügt dem Spruche:

„Bescheidenheit ist eine Zier"

sarkastisch den ungrammatikalischen Schlufs

„Doch weiter kommt man ohne ihr"

hinzu und zeigt dadurch, dafs er kein allzugrofses Vertrauen in diese altmodische Tugendregel setzt. Und wie die Erfahrung lehrt, so hat er unstreitig recht, denn der Hochmut geht zum Tanze und freut sich, währenddem die Bescheidenheit die Rolle der Wandblumen spielt. Selten hat es derjenige, besonders hier in Amerika, zu etwas gebracht, der sein Licht stets bescheiden unter den Scheffel stellte, und es ist bezeichnend, dafs der amerikanische Schriftsteller William Mathews in seinem vielverbreiteten Buche „Getting on in the World" kein Wort zum Lobe der Bescheidenheit zu sagen hat, denn diese Tugend ist dahier oft genug ein Hemmnis. Hier sagt jeder: „Ich bin grade so gut wie jeder andere und noch

hundertmal besser!“ Der Goethe'sche Spruch: „Nur die Lumpen sind bescheiden!“ ist zum Evangelium aller strebsamen Amerikaner geworden.

Es ist allerdings schöner, wenn man infolge seiner guten Eigenschaften und Handlungen zum Erfolge gelangt, als durch beständiges Vordrängen und Aufdrängen, worin z. B. die Juden Erstaunliches leisten. Aber erstgenannter Weg führt in unserer schnelllebenden Zeit gewöhnlich zu langsam zum Ziele und oft genug findet der Bescheidene erst nach dem Tode Anerkennung; dann aber kann er dieselbe nicht mehr verwerten. Jeder mufs also in seine eigene Lobesposaune stofsen, wenn er sich bei Zeiten bemerkbar machen will. Kaufleute, Fabrikanten und Künstler, welche sich nicht auf die Reklame verstehen, bleiben, und wenn sie noch so Tüchtiges leisten, leicht hinter ihren Konkurrenten zurück. Mag auch mancher dieser Reklamehelden ein noch so grofser Humbuger sein, ein Narr wenigstens ist er nicht, denn er versteht seine Zeit und Leute und weifs dieselben in seinem Interesse auszubeuten.

Allgemein giebt man daher zu, dafs grofse Bescheidenheit schlimmer ist als grofse Unbescheidenheit, denn wir haben es in der Welt mit realen, aber nicht mit idealen Zuständen zu thun. Wer berücksichtigt sein will, mufs sich nicht wie eine Schnecke in sein Haus verkriechen; denn nur der Mann, der sich beharrlich in den Vordergrund drängt, zwingt uns endlich, ihn zu berücksichtigen und die Berechtigung seiner Ansprüche zu prüfen. Die Leute haben im allgemeinen auch viel zu wenig Zeit, um das im Verborgenen blühende Veilchen aufzusuchen. Wer selbst gering von sich denkt, darf nach amerikanischer Anschauung nicht erwarten, dafs er dadurch in der Achtung anderer steigt. Wer sich in seine Kammer setzt und wartet, bis ihm die Welt die Erfüllung seiner innersten Wünsche gewährt, der gleicht, wie das Sprichwort sagt, dem Schiffer, der vom Strome verlangt, dafs er zu ihm eile. In diesem Falle macht Hoffen und Harren Manchen zum Narren.

Zur endlichen Erzielung des Erfolges gehören auch Aus-

dauer und Hartnäckigkeit. Amerika ist das Land der Männer aus eigener Kraft, die gezeigt haben, dafs Energie schliefslich alle Hindernisse aus dem Wege räumt. Ja, es macht dem Amerikaner grofses Vergnügen, strebsame junge Leute zu beobachten und ihnen zu helfen, wohingegen in dem alten Vaterlande der Jüngling, der sich in eine höhere Stellung, als sein Vater eingenommen, schwingen möchte, oft mit dem beleidigenden Sprichworte: „Schuster, bleib' bei deinem Leisten" abgefertigt wird.

Man sagt: Man setze einen Yankee auf einer einsamen Insel aus und lasse ihm nur ein Taschenmesser und er wird eben so schnell wieder am Festlande sein, wie das Schiff, das ihn auf jene Insel gebracht hat. Der Amerikaner versteht es meisterhaft, ein jedes Hindernis in eine Treppenstufe zu verwandeln, auf der er dann zum Gipfel des Glückes gelangt. Washington verlor mehr Schlachten als er gewann; aber er wufste jede Niederlage schlau zu verwerten, so dafs er schliefslich doch triumphierte und die Unabhängigkeit Amerikas erkämpfte.

Es fällt kein Meister vom Himmel; man mufs sich nur nicht entmutigen lassen, denn nur, wer ausharrt, wird gekrönt. Robespierre, Cobden und Savonarola machten bei ihrem ersten öffentlichen Auftreten so entschieden Fiasko, dafs jeder andere, der nicht, wie sie, ein bestimmtes Ziel im Auge hatte und willens war, dasselbe unter jeder Bedingung zu erreichen, von weiteren Versuchen abgestanden wäre.

Der Bescheidenheit steht der Egoismus gegenüber, den man gewöhnlich mit dem Sprichworte „Eigenlob stinkt" abzufertigen und zu verurteilen pflegt. Dafs sich aber jeder selbst der nächste ist, ist ein Spruch, den wir schon bei Terenz finden, und ein alter deutscher Reim lautet:

„Das Ich und Mich,
Das Mir und Mein
Regiert in aller Welt hinein",

womit wenigstens der praktische Wert der Eigenliebe angedeutet ist. Jeder ist zuletzt mehr oder minder ein Egoist und befindet sich wohl dabei; das Hemd ist einem immer näher als der Rock. Der Spanier sagt: „Meine Zähne sind mir näher, als meine Verwandten“ und dann hat auch jeder schon die schmerzliche Erfahrung gemacht, dafs derjenige, der sich auf andere verläfst, verlassen genug ist.

So ist auch von unseren Morallehrern das Lügen entschieden in den Bann gethan und doch ist es nur eine Art Waffe, deren sich die Schwachen im Daseinskampf gegen die Starken bedienen. Es ist zugleich eine Art Schlauheit oder Klugheit, die mitunter sicherer zum Siege führt, als die ehrlichsten und aufrichtigsten Mittel. Was der Löwe nicht kann, kann der Fuchs; Troja wurde durch List genommen und der schlaue Odysseus besiegte Polyphem nur durch seine Gewandtheit im Lügen. Das Lügen gehört zu den vielen sozialen, durch die heutigen Verhältnisse hervorgerufenen Übeln und ist verbreiteter, als man gewöhnlich annimmt. Da nur Kinder und Narren die Wahrheit sagen und zwar, weil sie die Folgen derselben nicht kennen, so stellt Humboldt in einem Briefe an Varnhagen von Ense den Grundsatz auf, dafs man die Wahrheit nur dem schuldig sei, den man hochachte. Welche Verachtung der Menschheit in diesen nackten Worten liegt, ist fast unbeschreiblich.

Wer da sagt, er habe niemals in seinem Leben gelogen, der verdient nicht, dafs man ihm Glauben schenkt. Es wird gelogen vor und hinter der Kanzel, in und aufser dem Hause, vor und nach der Hochzeit. Der Mann belügt seine Frau und umgekehrt; der Schüler belügt den Lehrer, der Lehrling den Meister, der Kaufmann seine Kunden. Die Lüge gedeiht in allen Erdteilen, Zonen und Klimaten. Es ward gelogen, so lange die Welt besteht; selbst die rührende Geschichte von Washington und seinem Beile, die sich in jedem amerikanischen Lesebuche befindet, ist erlogen. Die Lüge überdauert alles, selbst Feuer, Wasser und Pestilenz; sie ist allgegenwärtig und

ewig. Sie ist nicht umzubringen, denn man glaubt ihr leichter als der Wahrheit. Man lauscht lieber Fallstaffs und Münchhausens Lügen, als einer frommen Predigt. Man sage dir das Schlechteste, das Unmöglichste nach, und es wird gerne geglaubt und ruhig weiter verbreitet. Die Lüge hat Siebenmeilenstiefel an und reist rascher als irgend ein amerikanischer Schnellzug. Der Advokat, der unter jeder Bedingung der Wahrheit die Ehre geben will, wird vergebens auf Klienten warten. Ähnlich würde es den meisten Kaufleuten und Ärzten ergehen. Der Erzvater Jakob belog seinen alten Vater und betrog dann seinen Schwager, wo, wann und wie er nur konnte, und er wird dabei doch von der Bibel als frommer Mann bezeichnet. Und seine Lügen konnten nicht einmal mit dem Prädikat „Notlügen" beschönigt werden!

Ein jeder Brief, den wir erhalten, wimmelt von Lügen, und sollte dies ausnahmsweise nicht der Fall sein, so bestehen doch die Unterschriften, wie: „gehorsamster Diener" u. s. w. aus Lügen.

Unser ganzes soziales und politisches Leben beruht gröfstenteils auf Lug und Trug, und man nimmt an dieser Thatsache auch schon deshalb keinen besonderen Anstofs, weil man sie doch nicht ändern kann. Man lügt durch Reden und durch Schweigen. „Er lügt wie gedruckt" ist ein Spruch, der auf die Zeitungen gemünzt ist; denselben sollte man übrigens bald in „Er lügt wie ein Telegraphist" umändern. Ein Kaufmann, der nicht lügen kann, wird schwerlich gute Geschäfte machen.

Die Welt gleicht einem Maskenball, zu dem Niemand ohne ein falsches Gesicht zugelassen wird. Kant sagt in seiner Anthropologie: „Je zivilisierter der Mensch, ein desto gröfserer Schauspieler ist er", und was bedeutet letzterer hier, streng genommen, anders als einen Lügner?

Die meisten Lügen sind im Grunde nichts anderes als Verteidigungsmittel, sogenannte Notlügen, von denen nur der strenge Moralist nicht weifs, ob er sie erlauben soll, oder nicht. Kant und Fichte verwarfen sie; doch war letzterer von der

Notwendigkeit derselben im Privatleben überzeugt. Schopenhauer tritt offen dafür auf und sagt, es bleibe sich gleich, ob wir uns im Falle der Not mit dem Säbel oder mit dem Munde verteidigen.

Es mag Leute geben, die, trotzdem sie niemals einen Rausch gehabt haben, doch zu den braven gezählt werden müssen. Ein Mensch aber, der niemals gelogen, könnte als die gröfste zweibeinige Seltenheit ein Museum schmücken. Dafs die Lüge erlaubt ist, wenn im betreffenden Falle durch die Wahrheit nur Schaden angerichtet wird, geben selbst die ernstesten Ethiker der Neuzeit zu, wenn auch nicht mit gleicher Bereitwilligkeit. So fragt z. B. eine Amerikanerin in der „North American Review" (Juli 1891), ob man da, wo es sich um das Leben, die Freiheit und den Ruf handle, unter allen Umständen die Wahrheit sagen solle, und ob man verneinenden Falls die Jugend eine solche Ansicht lehren dürfe? Dabei bedauert sie, dafs so viele Eltern und Lehrer der Beantwortung dieser Frage aus dem Wege gegangen seien. Und, fragt sie weiter, wäre es wirklich eine vorteilhafte, moralische Errungenschaft, sehen zu müssen, wie Freunde gegen Freunde, Eltern gegen ihre Kinder und umgekehrt Zeugnis ablegten und diese dadurch empfindlich an Ehre und Gut schädigten und zwar nur im Interesse der bedingungslosen, nutzlosen Wahrheit?

Die Wichtigkeit dieser Frage hat bereits unsere Gesetzgebung derart beeinflufst, dafs sie nicht verlangt, ein Mann solle gegen seine Frau, eine Frau gegen ihren Mann und ein Angeklagter gegen sich selbst Zeugnis ablegen.

In dem alten Testamente lesen wir von Rahab, welche jüdische Spione in ihrem Hause verborgen hatte; als sie deshalb befragt wurde, leugnete sie die Thatsache ab und rettete dadurch jenen das Leben, wofür sie bis an ihr Ende die höchste Achtung genofs. In den Tagen der Sklaverei bestand in Amerika eine geheime Organisation, welche „the underground railway" hiefs, und die es sich zur Aufgabe gemacht hatte,

den Sklaven zur Flucht zu verhelfen. Da nun jede wahrheitsgetreue Auskunft über einen entflohenen Neger denselben wieder der Sklaverei überantwortet hätte, so fanden es selbst fromme Quäker, aus denen die Mehrzahl der Mitglieder jener Organisation bestand, mit ihrem Gewissen vereinbar, ihre Schutzbefohlenen durch eine Lüge aus aller Not zu befreien.

Der Prinz von Wales wurde einstmals ersucht, den schlechten Charakter einer Frau zu bezeugen; seine Aussage war jedoch eine äufserst günstige für die Angeklagte und er sprach darauf, dafs „he perjured himself like a gentleman", eine Phrase, die bereits vielfach bei ähnlichen Vorfällen als Entschuldigung gebraucht wird.

Trotzdem nun zahlreiche Sprichwörter der Wahrheit entschieden das Wort reden, so verhehlen sie doch auch nicht, dafs sie kein gern gesehener Gast sei.

„Wahrheit ist ein selten Kraut,
Noch seltner, der sie wohl verdaut."

„Wer die Wahrheit geigt, dem schlägt man den Fidelbogen um den Kopf." „Wer die Wahrheit predigt, der findet keine Herberge."

Wir hatten vorhin auf Humboldts Grundsatz hingewiesen, dafs wir die Wahrheit nur solchen Leuten schuldig sind, die wir hochachten, und er hat durch sein eigenes Verhalten gezeigt, dafs er unter diesen Leuten nur seine intimsten Freunde verstand. Trotzdem nun treue Freunde, nach Luther, zu dem täglichen Brod gehören, so mufs doch leider die Thatsache festgestellt werden, dafs dieselben im allgemeinen sehr dünn gesät sind, und dafs selbst diese geringe Zahl noch jedesmal vermindert wird, wenn wir uns in die Lage versetzt sehen, Freundschaftsdienste in Anspruch zu nehmen. „Freunde erkennt man in der Not", und „Freunde in der Not, gehen hundert auf ein Lot" heifst es daher, und es wird deshalb jedem aus Klugheitsrücksichten angeraten, einen Freund so zu behandeln, als sähe man in ihm seinen zukünftigen Feind.

Dies ist aber nicht wahre Freundschaft zu nennen, denn wenn ich einem Manne gegenüber, den ich zu meinen treuen Freunden zähle, jedes Wort auf die Wagschale legen mufs und ihn nicht in meines Herzens Wünsche einweihen darf, nun, dann ist es schliefslich besser, ich bleibe überhaupt für mich und vertraue mich niemandem an.

Jedem Menschen, und sei er einem scheinbar noch so freundlich gesinnt, ohne weiteres unbeschränktes Vertrauen zu schenken, ist stets eine unverzeihliche Unvorsichtigkeit, wodurch sich denn auch der Umstand erklärt, dafs aus Leuten, die man allgemein für intime, treue Freunde hielt, oft die bittersten, unversöhnlichsten Feinde wurden. Jeder kennt nämlich die Geheimnisse und damit auch die Schwächen des andern und ist somit im Stande, ihn an seiner empfindlichsten Stelle zu verwunden. Eine wahre und alle Störungen überdauernde Freundschaft ist daher nur bei wirklich edlen Menschen möglich, und da letztere leider nicht sehr zahlreich sind, so ist auch die wahre Freundschaft eine seltene Erscheinung geworden.

Die sogenannten Allerweltsfreunde sind mir persönlich die widerwärtigsten Geschöpfe auf dem ganzen Erdboden, denn diese Leute sind, bei Lichte betrachtet, schwache, wenn nicht charakterlose Individuen, die stets fünf grade sein lassen und sich aus Furcht, nach irgend einer Seite hin anzustofsen, keine eigene Meinung erlauben und noch viel weniger dieselbe verfechten. „Wer aller Menschen Freund ist, ist aller Menschen Feind“, sagt daher das Sprichwort.

Im allgemeinen wird angenommen, dafs es für ehrenhaft und schmeichelhaft gilt, recht viele Freunde zu haben; heilsamer ist es jedoch, wenn man keines derselben bedarf, denn man wird doch meistenteils auf die Wahrheit des Erfahrungssatzes hingewiesen, dafs die besten Freunde stets im eigenen Geldbeutel stecken. Und die wahre Freundschaft ist auch deshalb leider zu einer Seltenheit, zu einer Museums-Merkwürdigkeit geworden, weil die meisten Freundschaftsdienste

größtenteils mit Undank, der schmutzigsten aller Untugenden, belohnt werden. Durch das Sprichwort: „Undank ist der Welt Lohn“ ist der Menschheit das schlechteste Aufführungszeugnis ausgestellt worden, das ich mir denken kann; denn die Dankbarkeit ist nicht einmal eine Tugend zu nennen, sie ist vielmehr ein selbstverständlicher Ausdruck einer natürlichen Herzensregung, die sich sogar bei vielen Tieren bemerklich macht. Der undankbare Mensch ist insofern ein gefährlicher Gemeinschaden, als er die Privatwohlthätigkeit zu einer seltener werdenden Erscheinung macht und die Herzlosigkeit und Egoismus befördert. Und der Dank ist doch schliesslich die billigste Art und Weise, eine Schuld abzutragen.

Auch die Höflichkeit ist eine billige und zugleich einträgliche Tugend; wenn sie auch häufig, ja in den meisten Fällen nichts als Schauspielerei ist und aus leeren Redensarten besteht, so gehört sie doch, wie ein anständiger, reiner Rock, zum täglichen Leben.

„Mit dem Hute in der Hand
Kommt man durch das ganze Land“;

und da, wo dem groben flegelhaften Gaste die Thüre barsch vor der Nase zugeschlagen wird, heisst man den höflichen freundlich willkommen.

Höflichkeit ist immerhin eine wirksamere Empfehlung als Derbheit, und sei letztere noch so gut gemeint und noch so schätzenswert. Kant nennt die Höflichkeit eine Scheidemünze, mit der sich jeder versehen soll, der unter die Menschen tritt; Schopenhauer betrachtet sie ähnlich als Rechenpfennige und sagt, es zeuge von Unverstand, wenn man mit denselben sparsam umgehe.

Die vielgepriesene und empfohlene Genügsamkeit mag unter Umständen das Glück des Individuums befördern, der Strebsamkeit aber und dem daraus entspringenden Fortschritte auf allen Gebieten, sowie der Vermehrung des Nationalreichtums wird sie nur hinderlich sein. Die Ansprüche der Menschen

sind allerdings so verschieden wie ihre Gesinnungen. Diogenes wohnte in einem Fasse und begnügte sich damit, dafs ihm Alexander aus der Sonne ging; sein amerikanisches Seitenstück, der Sonderling Henry D. Thoreau, begnügte sich ebenfalls mit den armseligsten, von ihm selbst erbauten Häuschen und beschränkte seine Bedürfnisse auf das Allernotwendigste; aber keiner von beiden hat der Menschheit bemerkenswerte Dienste erwiesen und die sogenannte Civilisation befördert.

Wer da aus voller Seele singt:

„Freund, ich bin zufrieden,
Geh' es, wie es will,“

zeigt, dafs er der stillen behaglichen Ruhe vor dem mit zahlreichen Unannehmlichkeiten und Aufregungen verknüpften Vorwärtsstreben den Vorzug giebt. Derjenige aber, von dem es wie von dem Geizigen heifst:

„Je mehr er hat, je mehr er will,
Nie schweigen seine Wünsche still“,

ist vom Geiste der Ungenügsamkeit erfüllt; er bebaut die Erde, lichtet den Wald, steigt in den tiefsten Schacht und auf den höchsten Berg. Er gründet Fabriken, errichtet Dampferlinien auf allen Ozeanen und dehnt das Eisenbahnnetz bis in die entferntesten Winkel der Erde aus. Nur in der deutschen Kirche singt man mit dem Brusttone der Überzeugung:

„Geniefse, was Dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was Du nicht hast.“

Nur in der deutschen Schule beneidet man „Hans, den muntren Seifensieder“, um seine Genügsamkeit, um sein Phlegma und seine Heiterkeit, und nennt ihn klug und weise, dafs er das Geld, das ihm die Sangeslust geraubt, seinem früheren Besitzer wieder zurückerstattete, damit er ungestört weiter singen konnte. Der amerikanische Junge aber erblickt in ihm einen „damned fool“, einen hirnverbrannten, unprak-

tischen Menschen, der auch nicht den geringsten Spekulationsgeist besafs und daher auch dazu bestimmt war, sein ganzes Leben als singender munterer Seifensieder zu verbringen, niemals es aber zur Selbständigkeit, zu eigenem Herd und Geschäft zu gelangen. Da hätte denn doch ein „smartes" Yankeebürschlein jene Summe anders angewandt. Sie würde ihm allerdings ebenfalls einige schlaflose Nächte verursacht haben, aber nicht aus Sorge, das Geld zu verlieren, sondern vielmehr, es gut und gewinnbringend anzulegen. In kurzer Zeit wäre er im Besitz einer eigenen Seifensiederei gewesen und hätte den munteren Hans als Gesellen angenommen.

Luther scheint nach seiner Erklärung der vierten Bitte des Vaterunsers nicht allzu genügsam gewesen zu sein, denn er zählt nach derselben zum täglichen Brod nicht nur alles, was zur unbedingten Leibesnahrung gehört, wie Essen und Trinken, Kleider und Schuh, sondern auch Haus und Hof, Weib und Kinder, Äcker, Vieh, Knecht, Magd, Geld, Gut, fromm Gemahl, fromme und gute Oberherrn, gute Nachbarn, Zucht, Ehre, Friede, Gesundheit, gut Wetter u. s. w. In der Bibel hingegen tritt schon ein Frommer demütiger auf, denn er bittet Gott: „Armut und Reichtum gieb mir nicht und lass' mich nur mein bescheiden Teil Speise hinnehmen".

So grofse Verehrer der biblischen Morallehren nun die Amerikaner im allgemeinen sind, so haben doch nur die wenigsten Lust, dieselben ins Praktische zu übertragen; sie sind nicht so leicht zufrieden zu stellen, sondern verlangen:

„A little wife well willed,
A little purse well filled,
A little farm well tilled."

Und man mufs gestehen, dafs derjenige, der ein williges, flinkes Weib, eine wohlgefüllte Börse und eine gut bewirtschaftete Farm besitzt, alle Ursache hat, zufrieden zu sein. Aber diese drei schönen Dinge treten mehr vereinzelt, als in einer glücklichen Dreieinigkeit auf. Ist die Frau da, so fehlt

oft das Geld, und sind Frau und Geld beisammen, so vertragen diese beiden sich häufig so schlecht, das eins, meistenteils das Geld, zum Hause hinaus mufs.

So sehr die Poeten aller Zeiten für die Frauen geschwärmt haben, so sind sie doch auch alle stets darüber einig gewesen, dafs alle Übelstände der Welt auf das zarte Geschlecht zurückzuführen sind. Hätte die neugierige Pandora nicht die ihr von Zeus geschenkte Büchse geöffnet, und die Näscherin Eva nicht von der verbotenen Frucht gekostet, so könnten wir jetzt leben, wie Gott in Frankreich; so aber fragt der Bewohner jenes Landes jedesmal: „Où est la femme?“ und der Amerikaner sieht jedesmal, wenn ein Kaufmann Bankerott macht, oder ein Beamter sich Unterschleife zu schulden kommen läfst, „a womann at the bottom“.

Die klassische Mythologie erzählt uns von den ungeheuerlichen Erinnyen und Harpyen; der Germanist erklärt, dafs an dem Tode des Siegfried und an dem Untergange der Burgunden die Weiber schuld gewesen seien; der Hebräer verflucht die falsche Delila, die Simson an die Philister verriet, und die Sprichwörter, Sagen und Märchen aller Nationen schreiben einstimmig den Frauen eine das allgemeine Wohlbefinden gefährdende Dosis von Neugierde, Rachsucht, Falschheit, Verschmitztheit, Schwatzhaftigkeit, Unbeständigkeit und Gefallsucht zu.

„Wer ein Weib besitzt, hat seine Strafe“, sagt der Deutsche, und nimmt sich in diesem Sprichwort noch nicht einmal die Mühe, dem Weibe das Eigenschaftswort „böse“ vorzusetzen, denn er geht von der ungalanten Prämisse aus, dafs auch selbst das beste Weib ihre biblische Mutter nicht verleugnen könne.

Der Spanier sagt: „Hüte Dich vor einem bösen Weib, und vertraue Dich keinem guten an“, und er will damit ausdrücken, dafs man keiner, weder der bösen, noch der guten, mit Sicherheit trauen dürfe. „Wein und Weiber bethören die Weisen“ klagt Jesus Sirach; aber derselbe erklärt auch: „Durch weise Weiber wird das Haus erbaut.“

„Nahe bei den Weibern, ist nicht weit vom Teufel“ predigt Abraham a Santa Clara, und die alten Deutschen stellten die Behauptung auf, dafs kein Weib ohne Teufel sei. Sie machen das Haus zur Hölle durch ihr zänkisches Wesen und durch ihre vielgeahndete, historische Schwatzhaftigkeit. „Ein Weib, das schweigen kann, ist eine Gabe Gottes“, erklärt Jesus Sirach, und Salomo, dem doch sicher eine ausgedehnte Erfahrung in diesem Punkte zur Verfügung stand, sagt, es sei besser, in einem wüsten Lande, als bei einem zänkischen Weibe zu wohnen. „Wer nichts zu zanken hat, der nehme sich ein Weib“, rät das deutsche Sprichwort.

Schöne Weiber aber sind erst recht gefährlich; sie sind Irrlichter, welche selbst die vernünftigsten Leute am hellen Tag verführen. „Je schöner das Weib, desto schlechter die Schüssel“, wird vielfach geklagt, denn eine schöne Frau will weniger in, als aufser dem Hause bewundert sein und bringt daher mehr Zeit in der Nachbarschaft und vor dem Putzspiegel als in der Küche oder dem Keller zu. Häuslichkeit aber ist des Weibes Schönheit, denn die echte Hausfrau hat fünf K zu besorgen, nämlich Kinder, Kammer, Keller, Küche und Kleider und damit so viel zu thun, dafs ihr keine Zeit bleibt für Kaffeevisiten und die damit verknüpften Klatschereien.

„Wo ein lieb' Frau im Haus,
Da lacht die Freude zum Fenster heraus“.

Auch wächst dort der Speck am Balken. Trotzdem nun das Sprichwort vom Weib mehr Schlimmes als Gutes zu berichten hat, so wird doch lustig weiter geheiratet.

„Es ist das Weib ein süfses Übel,
Ein leichtes und ein schweres Joch;
Es kommt mir vor wie eine Zwiebel,
Man weint dabei, und ifst sie doch.“

Aber das Sprichwort versagt doch, wenn auch spärlich genug, den guten Eigenschaften der Frauen die lobende Anerkennung nicht.

In dem gesamten Sprichwörterschatz aller Nationen ist jedoch auch nicht ein einziger Spruch zu entdecken, der zu Gunsten der Stief- und Schwiegermutter zu deuten wäre. Beide sind nicht nur vom Sprichwort, sondern auch vom Märchen und Volksliede einstimmig in die Acht erklärt worden. Selbst die deutsche Blumensprache weifs von der hartherzigen, nur ihre eigenen Kinder liebenden Stiefmutter zu berichten. Stets wird die Ansicht verkündet, dafs die beste Stiefmutter diejenige sei, welche einen grünen Rock anhabe, d. h. die im Grabe ruhe.

Die Schwiegermutter wird derb als des Teufels Unterfutter bezeichnet, und der schlechte Ruf, den sie allgemein geniefst, hat schon manchem jungen Mann die Heiratslust vertrieben. Die Schwiegermutter ist von allen Schriftstellern für vogelfrei erklärt worden, und die Bekämpfung und Beschimpfung derselben bildet ein stereotypes Thema der Humoristen, Satyriker und Lustspieldichter. Schon die Angelsachsen sagten: „Gleich nach der Hölle kommt die Schwiegermutter". Die Amerikaner fürchten sich vor drei Dingen, vor Schulden, gelbem Fieber und einer Schwiegermutter.

Es wird ihr hauptsächlich nachgerühmt, dafs sie sehr häufig das eheliche Glück störe und sich unaufgefordert in die Angelegenheiten der Gatten mische. Bei ehelichen Zwistigkeiten nimmt sie entschieden für ihre Tochter Partei und bestärkt dieselbe in ihrem Auftreten und Eigensinn; dadurch wird nun die Würde und Autorität des Hausherrn untergraben, und derselbe sieht sich also gezwungen, wenn er sich nicht dem Pantoffelregiment fügen will, energisch einzuschreiten, wodurch natürlich in vielen Fällen erst recht Öl ins Feuer gegossen wird. Die Schwiegermutter erblickt in der jungen Frau noch immer ihre Tochter, und glaubt vollkommen berechtigt zu sein, sich in alle ihre Angelegenheiten zu mischen und nicht nur ihr, sondern auch dem Herrn Schwiegersohne mafsgebende Vorschriften zu machen.

Als Cicero einst seine Publia nebst deren Mutter zum Hause hinausgejagt hatte, und man ihm darauf riet, eine neue Ehe einzugehen, erwiderte er: „Man kann sich nicht zu gleicher Zeit mit Philosophie und einem Weibe befassen, unmöglich aber mit zwei Weibern, von denen das eine Schwiegermutter ist“.

Juvenal kennt drei Gattungen der Schwiegermütter: die Argen, die Ärgeren und die Ärgsten.

In der neueren spanischen Litteratur kommt die Schwiegermutter vielleicht am schlimmsten weg. So heifst es z. B. in einem von Fastenrath übersetzten Volksliede:

„Es ist mit Schwiegermüttern
Gefüllt ein Kahn;
Ei, welch' schöne Last
Kommt beim Teufel an!“

Der spanische Schriftsteller Don Manuel Juan Diare hat ein Lustspiel, das er „Rezept wider Schwiegermütter“ nennt geschrieben und in dem er die Folgen schildert, welche aus der Sucht jener weiblichen Drachen, sich in alle Dinge zu mischen, entstehen. Er vergleicht die Schwiegermütter mit den Plagen Ägyptens, denn wo sich dieselben blicken lassen, da regnet es Widersprüche wie Heuschrecken.

Napoleon pflegte stolz zu sagen: „Ich habe viel Unheil in der Welt angerichtet, Schwiegermutter aber bin ich doch nicht gewesen.“

Als beste Mitgift der Braut betrachtet man daher den Totenschein ihrer Mutter.

Auch über die Pfaffen hat das Sprichwort, das Epigramm, sowie die Volkserzählung einstimmig das Verdammungsurteil ausgesprochen und ist uns auch nicht ein einziges Erzeugnis der Volkslitteratur bekannt, das sich über die genannten Herren günstig ausliefse. Wenn man nun sagt und auch als richtig annimmt, dafs des Volkes Stimme Gottes Stimme sei, so mufs eingestanden werden, dafs nicht nur das deutsche, sondern

überhaupt alle bekannten Völker einen Stand verurteilt haben, dessen Mitglieder doch eigentlich berufen sind, besonders die unteren Volksschichten nicht nur durch ihr Wort, sondern auch durch ihre Thaten für alles Gute und Edle zu begeistern. Anstatt Liebe müssen diese Leute beständig Hafs gesäet haben, um ihren Stand allgemein in Verruf zu bringen und zwar nicht nur bei den Gebildeten, die sich aus leicht begreiflichen Gründen mit dem dogmatischen Wirrwarr, der fälschlich für Religion ausgegeben wird, nicht befreunden können, sondern auch sogar bei den Armen am Geiste, deren kerngesunder Sinn jedoch die Lehre Christi von der der Pfaffen deutlich zu unterscheiden weifs.

Den Pfaffen werden nicht nur alle sieben Todsünden, wie Hochmut, Neid, Unkeuschheit, Völlerei, Trägheit, Geiz und Zorn, sondern auch noch Heimtücke, Augendienerei, Rach- und Verfolgungssucht zugeschrieben, und es mufs zugestanden werden, dafs sie dazu reichlich Veranlassung gegeben haben, und es auch heute noch thun, wenn und wo sie nur dazu die Macht und Gelegenheit haben. Die Charakteristik, die Jesus und die Bibel von den alten Pharisäern entwirft, pafst vortrefflich auf die offiziellen Vertreter des Christentums.

Die Unersättlichkeit, die Habgier der Geistlichen ist durch den Spruch geschildert, dafs ein Pfaffensack nie voll werde; dies kann man übrigens auch noch von vielen, wenn nicht den meisten anderen Säcken sagen. Wenn der Pastor für seine Dienste bei Kindtaufen, Konfirmation, Trauung und Beerdigung Bezahlung erwartet und sie auch annimmt, so ist er vollkommen dazu berechtigt, denn mit einem noch so freundlichen: „Ich danke sehr“ kann er weder seinen Schneider noch Bäcker bezahlen.

Da er jahraus, jahrein Mildthätigkeit und Nächstenliebe predigt, so erwartet Jedermann, dafs er auch seine Lehren selber befolge und glaubt daher berechtigt zu sein, in seiner materiellen Not zuerst den Pfarrer anzubetteln. Dafs aber zur Ausübung dieser Tugenden vor allen Dingen überflüssiges

Bargeld gehört, daran denkt mancher fromme, bedürftige Christ nicht und schimpft dann seinen Seelenhirten einen Heuchler, wenn dieser nicht bereitwillig in die Tasche greift. Dafs der echte Pfaffe lieber nimmt als giebt, das hat er übrigens mit den meisten Menschen gemein.

Der protestantische Geistliche ist, wie ebenfalls sprichwörtlich geworden ist, meistens mit einem aufsergewöhnlichen Kindersegen bedacht, und da weder er noch seine Spröfslinge von Heuschrecken und wildem Honig leben und sich auch nicht wie Adam im Paradiese mit einem Feigenblatte bedecken können, so mufs er zusehen, dafs er stets das nötige Geld zur Bestreitung dieser notwendigen Ausgaben zur Hand hat.

Dem katholischen Geistlichen sagt das Sprichwort nach, dafs er stets einen wohlgefüllten Keller habe, und dafs auch seine Küche reich an den schmackhaftesten Speisen sei; aufserdem braucht er doch auch weibliche Bedienung im Hause, die dafür sorgt, dafs ihm gekocht und das Bett gemacht wird. Dafs er sich dazu meist eine junge, kräftige und schöne Magd nimmt, sollte man doch billigerweise entschuldigen, denn selbst der verbissenste und menschenscheueste Misanthrop sieht schliefslich doch eine frische, dralle und freundliche Jungfrau lieber, als eine triefäugige, runzliche und knieschlotterige Schachtel. Alle diese Dinge kosten nun Geld, und da nun die Herren Geistlichen die Kunst des Geldmachens ebensowenig verstehen, wie die Ärzte oder Apotheker, so müssen sie denn zusehen, dafs sie die nötigen Groschen auf die wirksamste Weise aus ihren Verehrern herausquetschen. Und da sagt man denn spöttisch: „Pfaffengierigkeit und Gottes Barmherzigkeit dauern in Ewigkeit“.

Ferner rühmt man den Pfaffen nach, dafs sie sich selbst stets zuerst segnen und will damit sagen, dafs sie stets zuerst an ihren eigenen Vorteil denken. Wenn übrigens alle, die letzterem Grundsatze huldigen, weifse Halsbinden trügen, so würde es den Waschfrauen niemals an Arbeit fehlen.

Was man also bei allen anderen Menschen als selbstverständlich voraussetzt und daher entschuldigt, das wird bei den Pfaffen als schmachvolles Verbrechen gebrandmarkt, und darin liegt unstreitig eine grofse Ungerechtigkeit, denn es soll doch, wie es in der Bibel heifst, stets einerlei Mafs und Gewicht unter uns gefunden werden. Man sagt den Pfaffen nach, sie hätten zwei Hände, nämlich die eine Hand zum Nehmen und die andere zum Behalten; um aber derartige Hände zu sehen, braucht man wahrhaftig gerade kein Pfarrhaus aufzusuchen, denn die findet man überall, wo Menschen sind.

Es wird ferner gesagt, dafs dem Pfarrer das Sterbeglöcklein als liebliches Geläute gelte, weil es ihm Geld für die Grabrede sichere; aber ist nicht stets das Unglück des einen das Glück des andern, und freut sich nicht jeder, wenn sein Geschäft blüht? Lachen nicht Ärzte, Apotheker und Leichenbesorger mit dem ganzen Gesicht, wenn plötzlich eine Epidemie ausbricht und sie alle Hände voll zu thun haben? Lebt nicht etwa der Advokat vom Zank und Streit seiner Mitmenschen? Es wäre wahrhaftig für ihn gleichbedeutend mit Selbstmord, wenn er etwa auf allgemeine Befolgung des christlichen Grufses: „Friede sei mit Euch!“ dringen würde.

Die Sprichwörter:

„Pfaffen und Bader
Lassen zur Ader“,

und

„Hätte der Teufel einen goldenen Schwanz,
Die frömmsten Pfaffen wählten ihn zum Tanz“,

mögen berechtigt sein, aber sie lassen sich auch auf andere Menschen anwenden.

Dafs der Pfaffe herrschsüchtig ist und jeden bis aufs Äufserste hafst und verfolgt, der etwa die Theologie mit der Astrologie oder Alchymie auf eine Stufe stellt, kann man ihm schon deshalb nicht übel nehmen, weil es sich hier um sein Ansehen und tägliches Brod handelt. In jedem Pfäfflein

irgend einer Konfession steckt ein ausgewachsenes Päpstlein, das beharrlich auf seine Unfehlbarkeit in religiösen Dingen pocht und für jeden seiner Verächter einen Bannstrahl in irgend einer Form bereit hat. Um ihre Existenz aber sollten die geistlichen Würdenträger unbesorgt sein, denn alle Anzeichen deuten vorläufig noch nicht darauf hin, dafs die Dummheit jemals aussterben werde; derjenige, der also sein Haus darauf errichtet, baut wahrhaftig nicht auf Sand.

Daher heifst es denn auch:

„Je gröfser der Narr,
Je besser die Pfarr'",

denn gerade der geistig beschränkte Pfaffe versteht es, besonders hier in Amerika, die meisten Anhänger zu gewinnen, da er als ehemaliger Schuster oder Schneider die geistigen Bedürfnisse seiner Schafe besser würdigen und befriedigen kann, als ein Gelehrter, der sich der undankbaren und aussichtslosen Aufgabe unterzieht, den Missionär der Aufklärung und des Fortschrittes zu spielen.

„Wer einem Pfaffen glaubt,
Ist seiner Sinn' beraubt",

aber ein solcher Mensch weifs es nicht, sondern glaubt vielmehr im Besitze des Lichtes der Erkenntnis zu sein und ist, was zuletzt die Hauptsache, glücklich dabei. Dafs diese Glücklichen daher für die leibliche Wohlfahrt ihres Führers ausreichend sorgen, zeigt wenigstens, dafs sie die Pflicht der Dankbarkeit zu würdigen wissen. Der Betbruder hat sein Paradies im Jenseits, das Pfäfflein aber schon im Diesseits.

„In dem Hause eines Pfaffen
Hat man mit Hunger und Durst nichts zu schaffen."

Dafs er sich aber dafür besonders anstrengt, davon weifs das Sprichwort nichts zu berichten; dasselbe hält nämlich faule Arbeit und Mönchsarbeit für gleichbedeutend. Und dafs man vom vielen Arbeiten nicht fett wird, das wird uns jeder Tagelöhner gerne bestätigen.

In den meisten aus katholischen Gegenden stammenden Sprichwörtern wird nun mit besonderer Vorliebe der Pfarrerköchin gedacht, denn dieselbe gehört einmal ins Pfarrhaus wie die Hexe auf den Blocksberg. Sich eine Ehefrau zu nehmen, dafs verstöfst gegen die Regel der Kirche und so lange die Bauern Weiber haben, ist es auch für den Herrn Pastor nicht nötig, zu heiraten; so sagt nämlich die böse Welt.

Auch vom Papst, vom Volke spöttisch „Vaterunserkrämer" genannt, sowie von Rom, hat kein Sprichwort etwas rühmliches zu berichten. „Wenn ein Papst gewählt wird, sind die Teufel nicht zu Hause", d. h. sie machen sich bei der Wahl nützlich und „Wenn der Papst Geld braucht, so bevölkert er den Himmel", d. h. er verkauft Ablafszettel.

Dafs wahre Frömmigkeit nie und nirgends weniger gilt als in Rom, ist schon vor Luther allgemein behauptet und von jedem vorurteilsfreien Reisenden bestätigt worden. Rom ist aber nur mächtig, wo die Welt dumm ist, und das ist dort der Fall, wo die Menschen noch Teufel, Hölle und Fegefeuer für die wichtigsten Bestandteile der Religion halten. Ja, wie würden die Pfaffen fahren, wenn ihnen die Religion nicht die Mittel an die Hand gebe, den Leuten die Hölle heifs zu machen?

Nach der altgermanischen Mythologie wird die Hölle als ein eiskalter, von ewigem Winter beherrschter Ort geschildert, und da die alten Deutschen nach Tacitus im Ertragen der Kälte wahre Virtuosen waren, so mufste das Christentum, wenn es bei denselben Eindruck machen wollte, die Hölle mit einem unbeschreiblich heifsen Klima versehen. Aufserdem bringt die Hitze auch Durst hervor und da derselbe von unseren Vorfahren für ein schwer zu beseitigendes Übel gehalten wurde, so mufsten sie sich erst recht eines christlichen Lebenswandels befleifsigen, besonders da ihnen, einem Pfaffenspruche zufolge, nur geschmolzenes Blei als Trank vorgesetzt wurde. „Wenn es eine Hölle giebt, so steht sicherlich Rom darauf", sagt das Sprichwort.

Auch der Teufel ist einer der mächtigsten Verbündeten der Geistlichkeit; er erscheint daher am liebsten im Pfaffenrock und selbst der fromme Spanier behauptet, dafs hinter jedem Kreuze ein Teufel stehe.

„Mönche und Juden
Schachern in verschiedenen Buden“

heifst es und es scheint beinahe, als hätten selbst die katholischen Bauern ihren Glauben an die Hilfe der Geistlichen und der Heiligen verloren, denn sie sagen dreist: „Mist thut mehr Wunder als alle Heiligen“ und

„Besser ackern und düngen,
Als beten und singen“.

Ja, man fängt sogar an, die hölzernen Heiligen für besser als die steinernen zu halten, da man sie im Notfall als Brennholz benutzen kann.

In vielen Sprichwörtern sind die Pfaffen mit den Junkern in enge Verbindung gebracht. Beide haben nach der Volksanschauung das miteinander gemein, dafs sie gerne andere für sich arbeiten lassen, und dafs sie beide mit Vorliebe dem Weine und der Liebe huldigen. Da nun die Macht und der Einflufs beider auf der politischen und religiösen Dummheit und Unselbständigkeit der Massen beruht, so sind sie auch stets, sobald sich irgend nur das geringste liberale Lüftchen regt, als wohlverwandte Verbündete auf den Kampfplatz getreten. Der Schwarzrock aber mufs sich hier noch mehr in seinem Eifer hervorgethan und folglich auch mehr verhafst gemacht haben als der Blaublütige, denn das Schriftchen „Junker und Pfaffen im Gewande des Sprichworts“ (4. Auflage, Berlin, 1890) enthält sechsmal mehr Verdammungsurteile über das Pfaffentum als über den Adel. Von dem letzteren hält das Sprichwort in seiner Naivität äufserst wenig.

„Geh' mal ins Beinhaus
Und such' Dir einen adeligen Schädel heraus“,

sagt es, um anzudeuten, dafs die Natur keinen Unterschied der Stände kennt.

„Adel macht das Gemüt,
Aber nicht das Geblüt“,

sagt es weiter, denn „Adel ohne Tugend ist eine Nufs ohne Kern“.

Dafs man gerade den Pfaffen und Junkern eine besondere Fertigkeit im Bechern vindiziert, finde ich ein Unrecht, denn den ältesten Nachrichten zufolge waren die Deutschen in dieser Kunst alle beschlagen und nach den alten Dekreten und Verordnungen, die aus der Reformationsperiode stammen, konnten es sogar die Frauen mit den Männern im Trinken aufnehmen, so dafs ein kölnisches Sprichwort nicht mit Unrecht klagt: „Wat der Mann verdeent, versüfft dat Wif!“

Früher klagte man darüber, dafs da, wo unser Herrgott eine Kirche hinstelle, der Teufel ein Wirtshaus daneben pflanze; wenn man aber jetzt neben ein jedes Wirtshaus eine Kirche stellen wollte, so müfsten sicherlich die theologischen Seminarien um das Tausendfache vermehrt werden. Dieses zeigt denn, dafs die Deutschen mehr Fortschritte im Trinken als im Beten gemacht haben. Der Deutsche läfst alles ruhig über sich ergehen; wenn man ihm aber die Trinkfreiheit einschränken will, so wird er zum Berserker und er stimmt in Amerika für den korruptesten Politiker, wenn er ihm nur verspricht, die Wirtshäuser gegen die Angriffe der Wassersimpel zu schützen.

„Wer niemals einen Rausch gehabt,
Der ist kein braver Mann“,

ist sein soziales Credo, in dem er sich so wenig irre machen läfst, wie der echte Katholik in seinem Glauben an die unbefleckte Empfängnis.

Keine Nation der Erde hat daher auch so viele Lieder, Sprüche und Redensarten, welche sich auf das Trinken be-

ziehen, wie die deutsche. Lichtenberg glaubte einst etwas Grofses geleistet zu haben, als er 150 derselben zusammenstellte; Hermann Schrader aber, beiläufig gesagt, ein Berliner Geistlicher, hat neuerdings diese Sammlung auf über 500 gebracht und dieselben in einem lehrreichen Büchlein 1890 in seiner Vaterstadt erscheinen lassen und es der trinkfröhlichen Jugend der deutschen Hochschule gewidmet mit dem Goetheschen Motto:

„Trinkt sich das Alter zur Jugend,
So wird das Trinken zur Tugend".

Der Kern aller dieser Redensarten aber ist, ruhig fortzusaufen, Strumpf und Schuh zu verkaufen und dann dem Teufel zuzulaufen. Und diese Lehre wurde nicht nur früher, sondern sie wird auch heute noch gewissenhaft befolgt und zwar nicht von Junkern, Pfaffen und Studenten, sondern von jedem, der einen Mund und ein Glas zum Hineingiefsen hat, wenn auch dabei der Bettelsack an der Wand verzweifelt.

Der deutsche Durst ist die Leber des Prometheus; man lösche ihn am Abend noch so sehr, er stellt sich doch am nächsten Tage wieder mit ungeschwächten Kräften ein. Die alten Griechen hielten die Leber für den Centralsitz des Lebens; sie untersuchten die Leber der Opfertiere und machten von der Beschaffenheit derselben ihre Weissagungen abhängig; wenn der Deutsche aber „von der Leber spricht", so kann man sicher sein, dafs man mehr als eine vage Weissagung, sondern vielmehr die unverfälschte, unfehlbare Wahrheit zu hören bekommt.

Übrigens hat Pastor Schrader den Sprachschatz der Deutschen betreffs des Trinkens doch noch nicht erschöpft und wollen wir ihn daher durch zwei Redensarten, die wir unter den Deutschen Pennsylvaniens gehört haben, vermehren. Die erste lautet: „Er hat sich die Füfse verfroren", d. h. das Gehen wird ihm schwer, und die zweite: „Er ist von einer Klapperschlange gebissen worden". Letztere bezieht sich auf den

Gebrauch, Jedem, der von einem solchen giftigen Reptil gebissen worden ist, so viel Whisky zu geben, wie er nur trinken will, da man dies edle Getränk für das wirksamste Gegengift hält.

Dafs die Geistlichen den Wein lieben, hat vielleicht seinen Ursprung darin, dafs derselbe in der Bibel den betrübten Seelen anempfohlen wird. Auch die lateinischen und griechischen Klassiker sprechen sich zu Gunsten des Weines aus, und mancher, der sein Griechisch längst vergessen hat, wird doch noch mit Freude an den heiteren lockeren Anakreon denken, und an seine vielen Gründe, die er zur Entschuldigung des Trinkens angeführt. Sagt doch auch Goethe, dafs der Schlufssatz: „Ergo bibamus" zu jeder Prämisse passe. Es wird also fortgetrunken. Im Winter trinkt man, um sich zu wärmen, und im Sommer, um sich abzukühlen; man trinkt bei Hochzeiten, Kindtaufen und Leichenfeierlichkeiten; man trinkt aus Freude, wenn man seinen Prozefs gewonnen und zur Stärkung, wenn man ihn verloren hat. Man trinkt bei Regen und bei Sonnenschein, bei Feuersbrunst und Hagelschaden; man trinkt nach dem Siege und nach der Niederlage, bei guter und bei schlechter Laune, und zwar zu jeder Tageszeit.

Wenn man auch im allgemeinen den Mönchslehren keine nennenswerte Beobachtung schenkt, so glaubt man doch an den köstlichen Klosterspruch:

„Es ist der rote Wein gesund
An jedem Vormittage;
Ein guter Trunk bis auf den Grund
Schafft Mittags keine Plage;
Gar sehr gesund ist Abends er,
Und schadet auch bei Nacht nicht mehr."

Aber mit einem Glase giebt man sich selten zufrieden; auf einem Beine steht man nicht, und deshalb trinkt man nochmals; nun aber sind aller guten Dinge drei und ein Wagen, der nur drei Räder hat, taugt nichts, und so mufs dann so

lange weiter getrunken werden, bis der Vorrat an derartigen moralischen Grundsätzen aufgebraucht ist und bis man den Kirchturm für einen Zahnstocher und ein Fuder Heu für eine Pelzmütze ansieht.

Luther sagt, der deutsche Teufel sei ein guter Weinschlauch und heifse „Sauff" und knüpft daran die Befürchtung, dafs er bei uns bleiben werde bis an den jüngsten Tag. Damit dürfte er Recht haben; auch giebt man gerne zu, dafs das Trinken ein Laster sei — glücklicherweise aber ein schönes. Dann liegt auch im Wein die Wahrheit. Einen Pfennig Wein giebt einen Schilling Mut und ohne den letzteren wagt man es nicht, die Wahrheit zu sagen. Das Paradies ging durchs Essen, und nicht durchs Trinken verloren; und wenn der Wein das Paradies auch nur für Stunden zurückzaubert, so hinterläfst er doch auf dem Gesichte des Trinkers mit der Zeit einen dauernden Heiligenschein. Wein und Bier sind daher auch Göttergeschenke; der erste stammt von Bacchus und das zweite von Gambrinus; für den Apfelwein, scherzweise „Hohenastheimer" genannt, und für den Schnaps hat man, trotzdem letzterer in einem Saufliede ein edles Getränke genannt wird, noch keinen Gott entdeckt; vielleicht gelingt dies mit der Zeit den amerikanischen Irländern.

So sehr nun das Sprichwort den Weingenufs verherrlicht, so weifs es doch auch ganz genau:

„Ein Trunk nimmt die Sorgen,
Aber nur bis morgen",

und

„Wer trinkt ohne Mafs
Ist bald der Würmer Frafs".

Das Wetter hat, um nun auf ein unerschöpfliches Thema zu kommen, mit Weibern und Pfaffen nach dem Sprichwort die Unbeständigkeit und Unzuverlässigkeit gemein. So wenig wie es unser Herrgott trotz seiner Allmacht fertig bringt, alle Menschen zu befriedigen, so wenig vermag es das Wetter,

den Wunsch eines Jeden zu erfüllen. Wenn der Bauer sich nach Regen für seine Wiesen und Äcker sehnt, so betet vielleicht seine fromme Gattin um Sonnenschein, denn sie hat gerade ihren Waschtag, oder sie hat sich vorgenommen, ihrer entfernt wohnenden Freundin einen Besuch abzustatten, um bei dieser Gelegenheit ihren neuen Hut zur Schau zu tragen. Dem Knechte ist sicherlich ein Regentag lieber, als trockenes Wetter, denn alsdann braucht er nicht ins Feld zum beschwerlichen Pflügen oder Säen zu fahren, sondern er kann seine Zeit mit bequemerer Arbeit zu Hause verbringen. Der Handwerksbursch hingegen wünscht Sonnenschein, denn er reist auf Schusters Rappen und dieselben sperren häufig die Mäuler weiter auf, als ihm lieb ist.

Jedes Land hat infolge der klimatischen Unterschiede auch seine verschiedenen Wetterregeln. Dieselben beruhen auf langjährigen Beobachtungen zahlreicher Vorgänge in der Natur und haben nur Geltung für die Landdistrikte, aus denen sie ursprünglich stammen. Der Städter hat dieselben längst vergessen, da er sich daran gewöhnt, dafs ihm die täglichen Zeitungen jeden Morgen für den ganzen Tag das Wetter verkünden. Auch sind diese Bauernregeln schon deshalb für viele unverständlich, weil sie statt des Datums meistenteils den Namenstag irgend eines Heiligen führen, der nur eifrigen katholischen Kirchengängern bekannt ist.

Da die Existenz des Landwirts, Gärtners, Winzers, Forstmannes, Fischers und Schiffers vom Wetter abhängt, so ist es kein Wunder, dafs die Wetterregeln sehr zahlreich sind und sich nicht nur auf die vier Jahreszeiten, sondern auch auf die meisten Tage der einzelnen Monate beziehen.

„Die Ernt' hängt mehr ab vom Jahr,
Als vom Acker und Pflugschaar“.

Vom Januar erwartet der Landmann, dafs er kalt sei und die Erde in eine Schneedecke hülle. Doch:

„Wenn der Januar viel Regen bringt,
Werden die Gottesäcker gedüngt“,

d. h. das Wetter ist so ungesund, dafs die Sterblichkeit zunimmt. Der Tyroler sagt:

„Ist der Januar nafs,
Bleibt leer das Fafs“,

und auch die Rheinländer sind derselben Ansicht.

Auch den Februar will man kalt geniefsen, denn in diesem Monat soll sich der Winter wie ein toller Junge austoben. „Im Februar mufs es stürmen, dafs den Stieren die Hörner am Kopfe wackeln“, sagen die Berner. Doch:

„Wenn im Hornung die Mücken schwärmen,
Mufs man im März die Ohren wärmen“.

Der Bewohner von Wales sieht lieber seine Frau auf der Bahre, als einen schönen Februar.

Wenn der Dachs auf Lichtmefs (2. Februar) seinen Schatten sieht, d. h. wenn die Sonne scheint, so geht er wieder auf sechs Wochen in sein Loch, denn alsdann tritt wieder strenge Kälte ein. Die Engländer sagen:

„If candlemass day be bright and clear,
There'll will be two winters in one year“.

„Märzenstaub
Bringt Gras und Laub“.

Der Märzwind aber wird gefürchtet und der Plattdeutsche sagt:

„März,
Kriegt ole Lüde bie'm Sterz“.

„Im April
Schickt man den Narren, wohin man will“,

ist eine Redensart, deren Ursprung noch nicht befriedigend aufgeklärt worden ist. Einige Forscher wollen im Aprilschicken

einen keltischen, oder auch indischen Gebrauch erblicken; andere beziehen diese Sitte auf die in diesen Monat fallende Auferstehung Christi, die von den Wächtern trotz ihrer Vorsicht nicht verhindert wurde. Doch weshalb in die Ferne schweifen? Giebt nicht die Unbeständigkeit des Aprilwetters, das bald trocken, bald nafs, bald warm, bald kalt, bald sonnig und bald trübe ist, und das also manchem Wandersmanne eine Überraschung bereitet, eine genügende Erklärung für das Aprilschicken? Sah sich nicht mancher vom April zum Narren gehalten, der beim klarsten Himmel ausging, plötzlich aber von einem gewitterähnlichen Schauer überfallen wurde?

Die Spanier sagen: „Gute Bischöfe sind so selten, wie gutes Wetter im April", und da diese Veränderlichkeit dem Gesundheitszustande durchaus nicht zuträglich ist, so sagt der Deutsche:

„Was der März nicht will,
Frifst der April".

„Der April
Thut, was er will"

heifst es ferner, und dieser Launenhaftigkeit wegen wird er auch häufig mit den Frauen verglichen.

„Die Weiber sind veränderlich,
Wies Wetter im April",

und

„Aprillenwetter und Frauensinn
Sind veränderlich von Anbeginn".

Im vielbesungenen und vielgepriesenen Mai, dem Lieblingsmonat der Deutschen und Engländer, will alles hinaus aufs Feld; selbst die Hexen hält es nicht länger zu Hause, denn sie greifen zum Besenstiel, ihrem Lieblingspferde, das weder Heu noch Hafer und auch keinen besonderen Stall braucht, und reiten darauf nach dem Blocksberg zu Tanz und Schmaus. Trotzdem aber wünscht man keinen vorherrschenden Sonnenschein, denn es heifst:

„Mai kühl und naſs,
Füllet Keller, Scheun' und Faſs",

und in England sagt man, daſs ein heiſser Mai den Kirchhof fett mache.

In ganz Europa sind Pankratius, Servatius und Bonifacius (12.—14. Mai) als Kälte bringende Tage gefürchtet; in Thüringen werden sie gewöhnlich die drei Weindiebe genannt.

Der Juni, auch Heu- oder Brachmonat genannt, soll hingegen warm und trocken sein. Nur vor Johannis (24. Juni) hat man den Regen gern.

„Vor Johanni bitt' um Regen,
Nachher kömmt er ungelegen".

Aber

„Regnets auf Petri Paul (29. Juni)
Wird die Weinlese faul".

Ein heiſser Juli verspricht guten Wein.

Im August werden die Tage schon etwas kürzer und die Abende länger, so daſs in manchen Gegenden Deutschlands das sogenannte Vesperbrod am Bartholomäustag (24.) den ländlichen Arbeitern nicht mehr verabreicht wird.

„Bartholomäs
Spart Butter und Käs'"

sagt man in der Eifel.

Wenn im September die Grille zirpt, so ist es nicht ratsam, Korn für den Verkauf anzuschaffen, weil nämlich unter diesen Umständen die Ernte gut ausfällt und das Getreide billiger wird.

Der Monat Oktober verschlieſst den Fröschen das Maul und sein Saft, der Wein, öffnet den Mund der Frauen. Vor dem Sankt Gallustag (16.) wird geraten, die Feldfrüchte, besonders das Obst, einzubringen.

„Galles
Schafft heim Alles",

heiſst es auf dem Hunsrück.

„Sitzt im November noch fest das Laub,
Kommt ein harter Winter, das glaub'!"

Nun wird es allmählich kalt und der St. Martin (11.) bringt sogar schon häufig Schnee, was der Volksmund durch den Vers ausdrückt:

„Sankt Marten kommt nach alter Sitten
Gern auf einem Schimmel geritten".

„Dezember kalt, mit Schnee
Giebt Korn auf jeder Höh'."

Damit wäre das gemeine Jahr sprichwörtlich zu Ende gebracht. Von dem Schaltjahr wissen unsere Wetterpropheten durchaus nichts Gutes zu weissagen, denn in demselben sollen weder das junge Vieh noch das Geflügel gedeihen. Besonders sind die Italiener schlecht darauf zu sprechen. In Amerika haben im Schaltjahre die jungen Damen das Recht, den Herren Heiratsanträge zu stellen, und es ist Thatsache, daſs in dem genannten Jahre mehr Ehen abgeschlossen werden, als im gemeinen, das auch einen Tag weniger hat. Ob nun dieser Umstand auch dazu beigetragen hat, das Schaltjahr in Verruf zu bringen, will ich anderen zur Entscheidung überlassen.

Was nun das Wetter im allgemeinen anbelangt, so kann ich keine zuverlässigere Regel als die, welche mir einst ein erfahrener Darmhesse mitteilte, und der ich bis jetzt in keinem Buche begegnet bin; dieselbe lautet:

„Wenns' regnet im Mai,
Dann ist der April vorbei".

Besagten Gewährsmann habe ich nicht etwa im alten Hessenlande, sondern vielmehr in Pennsylvanien getroffen; denn trotzdem es heiſst: „Bleibe im Lande und nähre Dich redlich", so gehört der Deutsche doch zu den Zugvögeln, die man überall antrifft. Aber wer da sagt, der Deutsche wandere gerne aus und vertausche seine Heimat mit demselben Gleich-

mute, wie er etwa ein Paar neue Stiefel anzieht, der hat ihm nie in das Herz geschaut und nie den Gründen nachgeforscht, die ihn zwangen, zum Wanderstabe zu greifen.

Wir finden die Deutschen über Gottes ganzen Erdboden zerstreut. So heifst es z. B. in einem Straubingerliede:

„In Madras in dem Hindostan
Kam ich vor einer Kneipe an,
Ging hinein und schrie:
„Ist keiner von Böblingen hie?"
„Nein, aber von Ellwangen!" rief ganz hinten ein alter
Bramine."

Der gute Schwabe war also in das ferne Asien geraten; dafs er dort Landsleute antreffen würde, dessen war er sicher und um einen solchen aufzufinden, ging er instinktiv ins Wirtshaus; denn befand sich wirklich ein Deutscher in Madras, so konnte er nur in der Kneipe sein. Wirklich fand er denn auch einen Ellwanger; derselbe war zwar inzwischen längst Bramine geworden und hatte sein Christentum an den Nagel gehängt, der alten Sitte des Kneipenlaufens war er bis in sein Alter treu geblieben.

Der Deutsche findet sich leicht überall zurecht; da er sich einmal die Welt nicht malen kann, wie er sie gerne haben möchte, so läfst er sich gerne überall das Gackern der Hühner gefallen, wenn dieselben nur Eier legen. Er weifs, dafs man auch mit krummem Holz Feuer machen kann und dafs, wenn man den Nagel bis an den Kopf einschlägt, man seinen Hut nicht daran hängen kann.

„Gesundheit und ein heitrer Sinn
Führen leicht durchs Leben hin."

Der unzufriedene Mann aber gleicht, wie der Chinese sagt, der Schlange, die einen Elefanten verschlucken will.

Der deutsche Auswanderer glaubt, selbst wenn er auch mehr ins Wirtshaus als in die Kirche geht, doch an den

Spruch: „Gott verläſst keinen Deutschen nicht!“ Er macht wenig Ansprüche ans Leben und wenn er keine Zähne mehr hat, dann iſst er Brei.

Der Tod wird schlieſslich in keinem Lande an ihn vorüber gehen und dann heiſst es:

„Ein Tuch ins Grab
Damit schab ab.
Gut und das Geld,
Bleibt in der Welt,
Dahint muſs man es lassen.“



Teufelsgeschichten.

Da der Teufel in früheren Zeiten eifrig darauf bedacht war, sein Reich zu vermehren, so entschlofs er sich willig zu den gröfsten Geldopfern und schwersten Arbeiten, wenn er nur einigermafsen Aussicht hatte, dadurch eine arme Seele zu gewinnen. Heutigentags hört man nur noch wenig von seiner Liberalität erzählen, was vielleicht darin seinen Grund hat, dafs ihm die Leute schon infolge ihres unreligiösen Lebens zueilen. Auch sind dem Teufel seit geraumer Zeit so viele grofse und kleine Tintenfässer an den Kopf geworfen worden, er ist so oft belogen und betrogen, so oft zum Narren gehalten und dem allgemeinen Gespötte preisgegeben worden, dafs man es ihm wahrlich nicht verargen kann, wenn er sich gänzlich zurückgezogen und die hilfsbedürftigen Menschen ihrem Schicksale überlassen hat. Aufserdem berechtigt ihn auch schon sein hohes Alter zur Ruhe.

Nach einem aus dem 15. Jahrhundert stammenden französischen Volksbuche versprach einst ein reicher Graf einem armen Ehepaar 5000 Thaler, wenn es ausfände, wie alt eigentlich der Teufel sei. Da steckte die Frau ihren Mann in ein Fafs voll Honig, leerte dann den Inhalt ihres Federbettes über ihn aus und bat ihn, auf allen Vieren fortzukriechen. Bald darauf begegnete ihm der Teufel und als er dieses sonderbare Geschöpf sah, kratzte er sich hinter den Ohren und sprach:

„Ich lebe nun seit 17148962 Jahren auf der Erde, aber ein solches Tier habe ich noch nicht gesehen.“ Nachdem er dann fortgelaufen war, wusch sich der Bauer wieder rein, brachte seinem Herrn die gewünschte Antwort und nahm die versprochene Belohnung in Empfang.

Wenn der Teufel früher eine Seele kaufte, so zahlte er stets einen höheren Preis dafür, als heute die Missionäre an die Bekehrung einer Juden- oder Heidenseele wagen; auch erfüllte er alle sonstigen mit diesem Geschäfte verknüpften Bedingungen viel ehrlicher und gewissenhafter als der christlichste Kaufmann der Jetztzeit. Dies war schon deshalb notwendig, weil die Leute früher mit den Fallstricken Satans besser bekannt waren und öfter durch die Geistlichen darauf aufmerksam gemacht wurden als heutigentags. Wenn der Teufel früher auf Erfüllung eines Kontraktes drang, so brauchte sein spitzbübischer Partner nur schnell ein Gebetbuch, eine Bibel, eine heilige Reliquie oder ein Kruzifix anzurühren und er mufste mit leeren Händen abziehen; wenigstens konnte er seine Rechte nicht gewaltsam geltend machen.[1]) Als der Bau des Kölner Doms begonnen wurde, versprach der Architekt dem Teufel, der ihm dabei half, die Seele des ersten Menschen, welcher nach der Fertigstellung hineinging. Doch es dauerte 600 Jahre, bis jener Bau eingeweiht werden konnte und inzwischen hatte dem Anschein nach jener Kontrakt seine gesetzliche Giltigkeit verloren.[2])

---

[1]) Über Unschuldige hatte er überhaupt keine Gewalt. Nach einer Erzählung von Toiso de Molina, welcher der Text der Mozart'schen Oper „Don Juan“ entnommen ist, hatte sich Don Giovanni deshalb dem Teufel verschrieben, damit er ihm die spröde Gerlina verschaffe. Infolge der Frömmigkeit dieser Dame vermochte jedoch der Teufel nicht, sein Vorhaben auszuführen.

[2]) Nach einem französischen Volksmärchen hatte sich der Teufel in einem Kontrakte mit dem Erzengel Michael ausbedungen, dafs alles, was im Laufe des Jahres unter der Erde wüchse, ihm gehören solle. Der Erzengel säte darauf Getreide, sodafs der Teufel mit den Stoppeln vorlieb nehmen mufste. Im Jahre darauf pflanzte er Rüben und der Teufel mufste sich mit den Wurzeln

Dafs die Teufelsbündnisse doch noch nicht so ganz ausgestorben sind und dafs sie heute noch in grofsen Städten, deren Bevölkerung die Kulturzustände des 9. bis zum 19. Jahrhundert repräsentieren, vorkommen, zeigt folgender Vorfall.

Im Jahre 1896 lebte im italienischen Viertel New Yorks ein Mann, dem alle seine Landsleute ängstlich aus dem Wege gingen und dem sie nie einen Wunsch abzuschlagen wagten. Die Polizisten wufsten dies und da sie vermuteten, jener Mann sei ein prominentes Mitglied der geheimen Mordbrennergesellschaft Maffia, so bewachten sie ihn auf Weg und Steg, ohne dafs es ihnen gelang, einen Grund zur Gefangennahme desselben zu entdecken. Endlich jedoch fanden sie einen solchen und der gefürchtete Italiener mufste ins Gefängnis wandern. Als man nun seine wenigen Habseligkeiten untersuchte, fand sich darunter auch ein mit Blut unterzeichneter Kontrakt zwischen ihm und dem Teufel, durch den ihm der letztere Straflosigkeit für jedes Verbrechen zusicherte. Nun war der Einflufs des Teufelsmannes gebrochen und die Italiener, die ihm später begegneten, griffen nicht mehr vor Schreck nach dem Kruzifix.

In Neuengland ist besonders die ursprünglich aus Südengland stammende Geschichte vom Teufel und Tom Walker sehr populär. Dieser Walker war ein notorischer Geizhals, der durch Ausleihen seiner Gelder gegen hohe Zinsen in den Besitz grofsen Reichtums gelangt war. Für das Grundkapital seines Wuchergeschäftes hatte er dem Teufel seine Seele verschrieben und dieser hatte ihm auch gründlichen Unterricht im Buchhalten gegeben und ihn aufserdem in allerlei Geschäftskniffe eingeweiht. Als nun der Tag erschien, an dem Tom Walker seinen Teil des Kontraktes erfüllen sollte, kaufte er schnell alle Bibeln und Gebetbücher, deren er habhaft werden

---

begnügen. Scheffler, die französische Volksdichtung und Sage. Bd. II. — Rückert hat dieses Märchen als ein aus dem Arabischen stammendes poetisch verarbeitet („Die Araber hatten ihr Feld bestellt" u. s. w.).

konnte und füllte sein ganzes Haus damit an; aufserdem liefs er sich auch noch den Rock mit Bibelblättern füttern. Doch der Teufel war diesmal schlauer als sonst; er wartete einfach ruhig ab, bis er Tom Walker aufserhalb seines Hauses ohne den schützenden Rock antraf, hob ihn aufs Pferd und fort ging es.

General Jonathan Moulton, eine geschichtliche Persönlichkeit von Hampton in Massachusetts, sagte einstmals, er habe Lust, sich dem Teufel zu verschreiben. Kaum hatte er diesen Wunsch geäufsert, da flog auch schon der Teufel durch den Schornstein in sein Zimmer. „Ich bin in der Eile", sagte er, „denn ich mufs in einer Viertelstunde beim Gouverneur sein." Darauf nahm er eine glühende Kohle, hielt sie vor seine Uhr, um nach der Zeit zu sehen. Der Gouverneur aber wohnte zu Portsmouth, ungefähr fünf Meilen von dem genannten Orte.

„Wer bist du?" fragte der General.

„Ruhig!" erwiderte der Teufel, „hier wird kein Name genannt. Verstehen wir uns, oder verstehen wir uns nicht? Wollen wir ein Geschäft abschliefsen?"

Da nahm der General, der wie alle Amerikaner mit der Einbildung gestraft war, dafs ihn niemand betrügen könne, sein Taschenmesser heraus und schnitzelte an einem Stuhl; der Teufel schnitt sich inzwischen die Fingernägel.

„Welche Sicherheit habe ich", fragte der General nach dieser Kunstpause, „dafs du auch das ausführst, was du versprichst?"

Darauf fuhr der Teufel mit den Fingern durch sein Haar und es regnete Goldstücke auf den Boden. Der General wollte sie aufheben, verbrannte sich jedoch die Finger daran.

„Versuche es noch einmal", sprach der Teufel. Der General that es und die Goldstücke, die er nun aufhob, waren kalt und vollwichtig. „Bist du nun überzeugt?" fragte der Teufel.

„Vollkommen!" erwiderte der General.

9*

„Dann laſs uns das Geschäft abschlieſsen. Aber hast du hier nichts zu trinken? Ich bin so durstig wie ein Puritaner am Wahltage.“ Darauf setzte sich der Teufel an den Tisch, schlug seinen Mantel zurück und zeigte seine mit Diamanten besetzte Weste.

Der General holte eine groſse, mit Jamaica-Rum gefüllte Flasche herbei und goſs zwei Gläser voll. Der Teufel, den der General erst betrunken und dann überlisten wollte, trank sein Glas auf einen Zug leer und hielt ihm dann einen auf Pergament geschriebenen Kontrakt vor, in dem er ihm versprach, am ersten jedes Monates seine Stiefel mit Goldstücken zu füllen — natürlich gegen seine Seele. Da der General mit seiner Unterschrift zögerte, so suchte der Teufel seine Goldstücke zusammen und machte Miene, fortzugehen. Nun unterschrieb der General das ihm vorgehaltene Dokument und fand bei dieser Gelegenheit auch aus, daſs bereits der Name des ersten Beamten der Provinz darauf stand.

Darauf verlieſs ihn der Teufel. Derselbe erfüllte seinen Teil des Kontraktes getreulich und klagte auch nicht darüber, daſs ihm der General stets die gröſsten Reiterstiefel Neuenglands zum Füllen vorhielt. Eines Tages war es ihm jedoch unmöglich, dieselben zu füllen, da der General die Sohlen abgeschnitten hatte. Die Nacht darauf brannte das Haus nieder, doch der General entkam glücklich im Hemde. Als er am nächsten Morgen nach seinem Golde suchte, war dasselbe spurlos verschwunden.

Nach einer anderen, von Whittier in dem Gedichte „The old wife and the new“ verherrlichten Sage hatte der genannte General nach dem Tode seiner ersten, unter verdächtigen Umständen verstorbenen Frau eine junge Dame geheiratet. In der Brautnacht kam es dieser nun vor, als ob ihr eine unsichtbare Macht den Trauring, welcher der ersten Gattin gehört hatte, zu entreiſsen suche. Sie sprang aus dem Bette und zündete ein Licht an; doch alles Suchen nach dem vermiſsten Ring war erfolglos.

Den meisten Geizhälsen wurde übrigens früher nachgesagt, dafs sie ihre Reichtümer dem Teufel verdankten. Wenn nun ein solcher ermordet wurde, so hiefs es einfach, der Teufel habe ihn geholt und selten gab sich die Obrigkeit Mühe, den Raubmörder ausfindig zu machen.

Nicht immer läfst sich der Teufel überlisten, wie auch die Geschichte des irländischen Hauptmanns Dumore, der im 18. Jahrhundert lebte, zeigt. Derselbe war ein verachtungswerter Renegat; er verriet die Sache seines Vaterlandes, nahm Kriegsdienste bei den Engländern und kämpfte gegen seine Landsleute. Später kehrte er in seine Heimat zurück; doch da er von jedermann gemieden wurde und auch kein Geld besafs, so verschrieb er seine Seele dem Teufel unter der Bedingung, dafs er ihm sein Zimmer beständig mit Geld fülle. Um nun den Teufel zu betrügen, liefs er im Zimmer eine Fallthüre anbringen, sodafs das Gold in den Keller rollte und der Teufel trotz der gröfsten Anstrengung das Lokal nicht füllen konnte. Als er endlich den Betrug ausfand und dem Hauptmann deshalb Vorwürfe machte, berief sich dieser einfach auf seinen Kontrakt. Der Teufel füllte also das Zimmer mit Goldstücken noch einmal und holte ihn nach Ablauf von zwanzig Jahren, wie ausbedungen.

Vor mehreren Jahren wurde in einer amerikanischen Stadt eine „Young men's devil association" gegründet; Zweck derselben war, den Teufel beständig in guter Laune zu erhalten, damit er die Menschen nicht mehr quäle. Ob jene Gesellschaft noch existiert und ob sie mit ihren Bestrebungen Erfolg hatte, vermag ich nicht zu sagen. Die Armenier haben heute noch eine ähnliche Organisation und die Yescedies, wie die Mitglieder derselben heifsen, geben jedermann bereitwilligst Auskunft darüber. Ihr Teufel, der da allwissend, allmächtig und allgegenwärtig ist, ist nicht nur Regent der Hölle, sondern der ganzen Welt und verfügt als solcher über das Schicksal der Menschen. Er thut auch manchmal Gutes, hat aber dabei stets einen schlechten Zweck im Auge. Um ihn

milde zu stimmen, verehren ihn die Yescedies, denn, so sagen sie, man kann nicht wissen, ob er nicht auch im Himmel die Herrschaft ausübt. Jene Armenier verehren Melec Taoos, den grofsen Pfau, und zwar aus folgenden Gründen:

Als Jesus am Kreuze hing und von seinen Jüngern verlassen war, nahte sich ihm der Teufel, nahm ihn herab und führte ihn in den Himmel. Bald darauf kamen einige Frauen und da sie Jesum nicht mehr am Kreuze sahen, wandten sie sich an den Teufel um Auskunft und derselbe gewährte sie ihnen auch der Wahrheit gemäfs. Doch die Frauen wollten ihm nur dann glauben, wenn er den Hahn, den er gerade afs, wieder ins Leben zurückrufen würde. Nachdem dies geschehen war und der Hahn gekräht hatte, zeigte sich der Teufel in seiner wahren Gestalt, worauf die Frauen vor ihm niederfielen und ihn anbeteten. Nun erklärte der Teufel, dafs er sich seinen Verehrern von jetzt an nur noch als schöngefiederter Pfau zeigen werde. Dieser Vogel galt seit dieser Zeit bei den Yescedies als Sinnbild des Satans. Das Symbol desselben, das übrigens mehr einem Hahn als einem Pfau gleicht, wird von den genannten Geheimbündlern gewöhnlich auf einen grofsen, aus sieben Lampen bestehenden Leuchter gesteckt. Jene kommen jährlich einmal zusammen, um eine Nacht dem Dienste des Teufels zu widmen. Sie treten alsdann um ein Loch, das senkrecht in die Erde geht und dessen Tiefe kein Mensch gemessen hat, und werfen Kleider, Schafe, Münzen und Waffen als Opfer hinein. Nachdem dieses geschehen, führen sie einen Fackeltanz auf und ziehen sich dann in eine Höhle zurück, wo ein wahrer Hexensabbath gefeiert wird.

Der Aberglaube ist stets ein treuer Begleiter der Religion gewesen. Als man in Europa die religiöse Erbschaft Asiens antrat, wurde dort das zerstörende Prinzip Ahriman zum Teufel, der in Verbindung mit zahlreichen dienstbaren Geistern die Seelen Gott und Christo abwendig und für sich zu gewinnen suchte. Er bildete also das feindliche Gegenstück zu Gott.

Alle schädlichen Ereignisse in Natur- und Menschenleben wurden auf seine Macht zurückgeführt. In jedem Sturm hörte Luther die Stimmen der Teufel; bei jeder Feuersbrunst waren nach seiner Ansicht höllische Geister thätig und führten der Flamme Luft zu.

Nach einer italienischen Satire war Jesus einst im Zweifel, wem er die Erde nach seinem Tode überlassen solle. Währenddem er über diese Frage nachdachte, kamen die Edelleute zu ihm und baten ihn, ihnen doch alles zu schenken, was nun auch geschah. Als dies die Priester hörten, riefen sie ärgerlich: „Pfui Teufel!"

„Dann vermache ich euch den Teufel!" erwiderte Jesus. Die Mönche erhielten bei dieser Gelegenheit die Tugend der Geduld zum Geschenk. Beide scheinen sich bei dieser Erbschaft recht gut gestanden zu haben, wenigstens deutet dies das alte Sprichwort an:

„Wäre der Teufel tot,
Mönche und Pfaffen gerieten in Not."

Nach dem Buche Hiob verkehren Gott und Teufel mit einander wie zwei alte Freunde und Nachbarn, die sich im Schlafrock und mit langer Pfeife Besuche abstatten. Überhaupt sucht der Teufel gerne die Gesellschaft frommer Leute auf; eine Kirche betritt er jedoch selten, ohne Störung darin hervorzurufen.

In dem äufserst seltenen Pamphlete „A strange and terrific wonder rought very lately in the parish church of Bungay, namely, on the fourth of thyss August in the yeere of our Lorde 1577" wird erzählt:

„Ein schrecklicher Sturm sauste während des Gottesdienstes über die Kirche; der Regen gofs in Strömen herab, es donnerte und blitzte in blauer, roter und grüner Farbe („blue, red, green and in a mixture of indescribable colours"). Alle Personen, selbst die leblosen Dinge zitterten. Als der Sturm am heftigsten tobte, trat ein fremdes Wesen, das wie

ein grofser schwarzer Hund aussah, in die Kirche und eilte nach der Stelle, wo die meisten Gemeindemitglieder safsen. Auf dem Wege dahin fuhr das Tier an zwei betenden und auf den Knieen liegenden Personen vorbei und drehte ihnen im Nu den Hals um. Einem anderen Frommen gab es einen solchen Schlag auf den Rücken, dafs er wie Leder in heifsem Feuer zusammenschrumpfte.

Später fuhr der Teufel mit donnerähnlichem Geräusche nach der sieben Meilen entfernten Kirche zu Bilberry, setzte sich eine Zeitlang auf den Turm, liefs sich dann auf die Köpfe dreier Personen in der Kirche nieder und verursachte den Tod derselben („beying scratched bye the horryd thing and burned to nearlie a cracklyng").“

Hundert Jahre nach diesem Vorfalle sollen die Fufsstapfen des Teufels noch in der Kirche zu Bungary zu sehen gewesen sein.

Da die alte Kirche zu Danbury in Essex frei und hoch stand, so wurde sie häufig vom Blitz getroffen. Morant erzählt in seiner „History of Essex": „Am Gründonnerstag erschien der Teufel als grauer Mönch verkleidet in der Kirche zu Danbury und benahm sich so flegelhaft, dafs die Andächtigen in grofse Angst gerieten. Zu gleicher Zeit erhob sich ein solcher Gewittersturm, dafs das Kirchendach fortgeweht wurde und die Kanzel umstürzte. Da in dieser Kirche häufig am Gründonnerstage Mirakelspiele, in denen auch der Teufel auftrat, aufgeführt wurden, so hatte sich der Höllenfürst unstreitig vorgenommen, einmal selber als Schauspieler zu erscheinen und die Leute zu erschrecken.“

Eine ähnliche, im Jahre 936 spielende Geschichte wird von der Zerstörung der Kirche auf dem Montmartre, der damals noch aufserhalb der Stadt Paris lag, erzählt. Nach einem schrecklichen Sturme sah man den Teufel auf einem Pferde über die Mauern der zerstörten Kirche reiten und diese dem Erdboden gleich machen.

Die Saint Alkmonds-Kirche zu Shrewsbury wurde 1533

zur Zeit einer Hochmesse vom Teufel heimgesucht; derselbe bestieg den Hauptturm, durchschnitt ein Glockenseil und zertrümmerte dann einen Nebenturm.

Vor vielen Jahren nahm der Teufel während eines Sturmes von Eastport, einer auf einer kleinen Insel in der Passamaquoddy-Bucht von Maine gelegenen Stadt Besitz, und hinterliefs einen Abdruck seines Pferdefufses auf einem Felsen an der Ostgrenze des Ortes. Jenes Merkmal wird heute noch gezeigt und die Einwohner von Eastport, sowie die in der Nähe wohnenden Penobskot-Indianer vermeiden, daran am Abend vorbeizugehen.

Der Teufel war aus östlicher Richtung gekommen und hatte sich zuerst auf einer hohen Sandbank niedergelassen, um sein zukünftiges Eigentum zu überschauen. Der Fels, den sein Fufs zuerst betrat und dem er das erwähnte Merkmal so deutlich eindrückte, als sei es gemeifselt worden, liegt nahe am Wasser; doch selbst die höchste Flut berührt diese Stelle nicht, auch wird sie nie vom Tau befeuchtet. Bei Nacht sollen die Umrisse jener Spur leuchten und ein Pilote will zur Zeit eines Sturmes, in welchem ein kanadisches Fischerboot zerschellte, gesehen haben, wie der Teufel auf dem Felsen safs und mit Blitzen spielte.

Auch einen im genannten Orte lebenden jungen Deutschen namens Heinrich Schmidt soll der Teufel sein Zeichen aufgedrückt haben. Derselbe wohnte mit seiner Mutter und seinen Geschwistern in einem auffallend gebauten Häuschen an der Stadtgrenze. Sein Vater war die meiste Zeit auf dem Meere. Eines Nachts wurde die Stadt von einem solchen Unwetter betroffen, dafs jene Hütte in allen Fugen krachte; dabei fiel der Mutter ein schweres Gewicht auf die Brust. Ihre Kinder, die mit ihr in demselben Zimmer schliefen, blieben scheinbar unverletzt; doch als sie am folgenden Morgen die Brust Heinrichs untersuchte, fand sie darauf ein Zeichen, welches einen Pferdefufs vorstellte. Nach neueren Nachrichten soll der junge Mann dieses Teufelsmal noch heute an sich tragen.

Eliza Lasky, eine arme, verwitwete Waschfrau, die in demselben Orte wohnte, hatte eine elfjährige Tochter, die so zuchtlos war, daſs sie eines Tages die Thürschwelle lockerte, damit ihre Mutter darüber falle. Da rief diese zornig: „Du bist meine Tochter nicht mehr; der Teufel soll dich holen!"

Kurze Zeit darauf saſs das Mädchen vor der Hausthüre, lachte und scherzte, als ob es mit jemand spiele; doch es war niemand in ihrer Nähe zu erblicken. „Wer ist bei dir?" fragte die Mutter. „Der kleine Teufel sitzt neben mir; siehst du ihn nicht?"

Darauf schrie die Frau so laut auf, daſs es die Nachbarn hörten und herbeieilten. Als sie das Kind näher betrachteten, sahen sie, daſs es tot war.

Eastport ist meines Wissens von allen amerikanischen Städten am reichsten an Teufelsgeschichten; die bekannteste derselben dürfte folgende sein:

Vor ungefähr zwanzig Jahren zerschellte ein fremder Schoner an der Küste. Auf demselben befanden sich drei mit der englischen Sprache nicht vertraute Personen, nämlich ein ernst aussehender, kranker Greis, eine alte, taube Zigeunerin und eine schöne Frau von spanischem Typus. Sie waren bei ihrer Rettung ohne Nahrungsmittel, doch da die junge Dame überall einen günstigen Eindruck machte, so kargte niemand mit seiner Unterstützung der Notleidenden.

Diese drei quartierten sich nun eine Meile von Eastport in einer armseligen Hütte ein, die in einer unter dem Namen Cove Beach bekannten Gegend stand und in deren Nähe der reiche Farmer Macdonald wohnte. Die beiden Frauen lagen nun dem Fischfang ob und suchten sich zu ernähren, so gut es ging.

Als nun eines Tages in der Stadt bekannt wurde, daſs der alte fremde Mann schwer erkrankt sei, eilte schnell ein Arzt zu ihm. Die alte Frau beugte sich über ein Feuer, um sich zu wärmen, und die junge stand zitternd vor Angst in der Mitte des Zimmers. An einer Wand der Hütte waren drei

Betten angebracht und in dem obersten lag der Kranke. Von der Zimmerdecke hing ein glänzendes Schwert herab, das in einer reich geschmückten Scheide steckte. Da alle drei von dem Arzte keine Notiz nahmen, so ging dieser wieder fort. Vor der Thüre begegnete ihm nun ein junger Mann, der ihn freundlich grüſste und dann in die Hütte trat. Derselbe hatte einen langen braunen Bart, trug enganliegende Hosen, einen grünen Rock und einen sonderbaren Hut, an dem eine lange Feder prangte.

Der Arzt blieb in der Nähe der Hütte und wartete auf die Rückkehr des Fremden, um näheres über den Zustand des Greises zu erfahren. Nachdem er lange vergebens gewartet hatte, ging er abermals in die Hütte. Dort sah er, wie die Alte in einer Ecke hockte und scheinbar ohne Besinnung vor sich hin murmelte; die Junge lag ohnmächtig auf dem Fuſsboden und dem Greise hatte das herabgefallene Schwert den Hals von einem Ohre bis zum anderen durchgeschnitten.

Später erzählte ihm die Alte folgendes in gebrochenem Spanisch: Der alte Mann war Seeräuber in spanischen Gewässern gewesen und hatte einst die Frau eines Spaniers, der ihn für einen Engländer gehalten, durch eine bestochene Dienerin auf sein Schiff bringen lassen und war dann abgesegelt. Im Laufe der Zeit gebar die junge Frau ein Kind, das von jener falschen Dienerin gepflegt wurde.

Nachdem der Spanier den Räuber seiner Frau lange verfolgt hatte, erwischte er denselben und es entspann sich ein Kampf auf Leben und Tod, in dem der betrogene Ehemann alle seine Leute einbüſste und auch selber den Tod fand. Als dies seine rechtmäſsige Gattin sah, stürzte sie sich ins Meer. Nun fuhr der siegreiche Seeräuber weiter und landete endlich hier, wo ihn nun auch der Tod durch das dem Spanier entrissene Schwert ereilte.

Der verbrecherische Alte wurde in Cove Beach beerdigt, wo man heute noch seine Grabstätte zeigt. Der fremde junge

Mann, der ihn manchmal besuchte, soll der Teufel gewesen sein.

Als die französischen Jesuiten erfolgreiche Bekehrungsversuche unter den Huronen anstellten, da geriet der Teufel fast aufser sich vor Zorn, dafs ihm so viele Seelen verloren gingen; und als er eines Tages sah, dafs sich der einflufsreichste Indianer taufen liefs, da dachte er, jetzt gehe seine Herrschaft vollends zu Ende. Er sah sich nun gezwungen, entschieden aufzutreten. Er liefs also durch einen Zauberer das Gerücht verbreiten, die Schwarzröcke führten den Teufel im Gewehrlauf, töteten kleine Kinder und verursachten durch einen stinkenden Leichnam, den sie in einem ihrer Häuser versteckt, eine ansteckende Krankheit, um den ganzen Stamm auszurotten. Von dieser Zeit an waren die Jesuiten ihres Lebens nicht mehr sicher.

Zu Kildale, einem Dorfe in Yorkshire, trank der Teufel einst einem Pfarrer den Brunnen aus, sodafs er den Weihwasserkessel nicht füllen konnte.

Die Kirche von Hollington bei Hastings in Sussex ist deshalb nicht in die Nähe des Hauptweges gebaut worden, weil der Teufel die Arbeit der Handwerker, die ein Gotteshaus an einen weit sichtbaren Platz stellen wollten, in der Nacht zerstörte. Als jene Kirche fertig war, liefs er jedoch eine so hohe Hecke um dieselbe wachsen, dafs sie niemand sehen konnte.

Eine Spalte in der Thüre einer Kirche zu Aachen ist nach der Tradition auf den Umstand zurückzuführen, dafs der Baumeister die Seele des ersten lebenden Wesens, welches die Kirche nach ihrer Fertigstellung betrat, dem Teufel versprochen hatte. Er liefs also zur ausbedungenen Zeit einen Hund in die Kirche, worüber sich der Teufel so sehr ärgerte, dafs er die Thüre spaltete.

Ein Benediktiner wurde einst angeklagt, dafs er sich stets vor der Beendigung eines langen Gebetes aus der Kirche entferne. Darauf liefs ihn St. Benedikt durch einige Mönche

beobachten, und dieselben sahen dann, wie ihn während des Gebetes ein kleiner Teufel beständig am Rocke zog. Der Heilige ergriff darauf eine Peitsche und jagte den Störenfried fort.

Als St. Patrick in Irland landen wollte, bildeten mehrere Teufel einen Ring um ihn, damit er nicht weiter gehen konnte. Sobald sie jedoch das Zeichen des Kreuzes erblickten, verschwanden sie.

Einst stürzte der Teufel die heilige Euphrasia aus dem dritten Stocke eines Gebäudes in einen mit kochendem Wasser gefüllten Kessel; allein sie erlitt keinen Schaden

In der öffentlichen Bibliothek Stockholms soll sich ein umfangreiches, künstlerisch ausgestattetes Manuskript befinden, welches vom Volke „des Teufels Gesetzbuch“ genannt wird. Damit steht folgende Sage in Verbindung:

Ein armer Mönch war wegen eines Verbrechens zum Tode verurteilt worden; doch hatte ihm der Richter gesagt, er solle straffrei ausgehen, wenn er das Gesetzbuch in einer Nacht abschriebe. Nachdem er versprochen, es zu versuchen, gab man ihm Feder, Tinte und Papier und liefs ihn allein. Bald fand jedoch der Mönch aus, dafs er Unmögliches unternommen hatte und versprach in der Verzweiflung seine Seele dem Teufel, wenn er ihn rette. Der Teufel ging darauf ein und als der Gefängniswärter am folgenden Morgen die Zelle des Mönchs öffnete, lag derselbe entseelt auf dem Boden; das Buch aber war fein und zierlich abgeschrieben. Unstreitig hatte der Mönch in seiner Aufregung beim Abschlufs des Vertrages vergessen, sich eine bestimmte Gnadenfrist auszubedingen.

Bei einer Vorstadt Breslaus steht eine steinerne Säule, welche vom Volke „Hahnenkrähe“ genannt wird, aus folgender Veranlassung nämlich: Als Herzog Heinrich IV. zu Breslau ein Siegesfest feierte und die Frau des Ritters Ysenburg erblickte, gefiel ihm dieselbe so sehr, dafs er beschlofs, sie zu seiner Gattin zu machen. Er schickte also ihren Mann gegen

die Ungarn, welche angeblich in Schlesien eingebrochen waren. Als der Ritter von seiner Frau Abschied nahm, sprach er zu ihr so laut, dafs es jeder hören konnte: „Wenn dir jemand meinen Ring bringt, so wisse, dafs ich in den Himmel gefahren bin.“

Dieser Ring wurde ihm später entrissen und er selbst ins Gefängnis geworfen. Als nun der Herzog mit der vermeintlichen Witwe Hochzeit machen wollte, trat der Teufel zu dem Ritter und versprach ihm zu helfen, wenn er ihm seine Seele verschreibe. Der Ritter ging darauf ein und der Teufel stellte ihm in Gestalt eines Raben ein Reitpferd zur Verfügung, das ihn in kurzer Zeit nach Breslau brachte, sodafs er die Trauung verhindern konnte Da sich nun jener Rabe unterwegs einmal zum Ruhen auf ein Kruzifix gesetzt hatte, so war dadurch der Vertrag hinfällig geworden. An dieser Stelle wurde später die genannte Säule errichtet.

Im Ländchen Friesack in der Mittelmark leben noch folgende Teufelssagen im Volksmunde. Ich teile dieselben hier nach einem aus einer deutsch-amerikanischen Zeitung stammenden Ausschnitte mit.

Den märkischen Edelleuten wollte der Teufel einmal den Garaus machen und alles mitschleppen, was er davon erwischen konnte, namentlich solche, die viel auf dem Gewissen hatten. War auch bald ein ansehnlich Häuflein zusammengekommen, die warf der Teufel alle in einen Sack, schnallte ihn sich über die Schulter und flog davon durch die Lüfte. Plötzlich stiefs der Sack an eine Kirchturmspitze und bekam ein grofses Loch. Da ist eine Anzahl von Edelleuten herausgefallen und hat vom Kirchturm aus den Erdboden gewonnen. Das waren die Junker von Bredow, die den Teufel kräftig ausgelacht haben und sich ihrer Freiheit freuten. Sie gaben den Ortschaften, wo sie sich niederliefsen, neue Namen. So nannten sie den Ort, wo der Sack an der Kirchturmspitze ein Loch bekommen, „Friesack“, weil der Sack da frei geworden. Das ist das heutige Städtchen Friesack im Kreise Westhavelland.

Ein Bredow ging von Friesack fort landeinwärts, und nannte seinen neuen Sitz Landin. Ein anderer aber ging rechts zu und gründete den Ort Retzow, und ein dritter ging ungefähr denselben Weg entlang und gab seiner Niederlassung den Namen Selbelang. So entstanden durch die dem Teufel entwischten Bredows noch andere Orte, die alle heute blühen im westhavelländischen Kreise.

In der anderen Bredowsage spielte der Teufel nicht minder eine Rolle. Einer von den Bredows, die schon einmal mit dem Teufel zu thun gehabt, Nippel von Bredow auf Landin, brauchte später selbst Satans Hülfe. Er hatte fast sein ganzes väterliches Erbe verprafst, so dafs er als armer Schlucker auf seinem Schlosse safs. Da ist der Teufel gekommen und hat ihn versucht. Er wollte dem verarmten Edelmanne alle Schätze der Welt gewähren, wenn er ihm seine Seele verschreiben würde. Das hat Nippel von Bredow auch richtig gethan, und nun lebte er wieder wie ehemals, denn er hatte mehr Geld als Heu auf seinen Wiesen. Aber schliefslich ist er doch in Angst geraten, wenn er an seine arme Seele dachte.

Sein Schäfer, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte, hat ihm geholfen und gesagt: „Vor dem Teufel brauchen der Herr sich nicht zu fürchten, denn der ist bald zu überlisten." Und da ist er gegangen, vor dem Schlofs auf dem Berge ein tiefes Loch zu graben; dann hat er seinen Herrn hingeholt und abermals zu ihm gesagt: „Jetzt überlistet den Teufel. Er mufs Euch gehorchen — nun, so lafst Euch einen Scheffel mit Gold füllen. Ich werde den Scheffel so stellen, dafs er immer umschlägt, wenn das Gold hineinkommt, und alle Schätze fallen in das grofse Loch, bis der Teufel die Geduld verliert". Und so ist es auch gekommen.

Der Teufel hat immer Säcke voll Gold herangeschleppt und in den Scheffel geschüttet; dieser aber blieb beständig leer und die Goldstücke fielen alle in die Erdgrube. Als der Teufel den zwanzigsten Sack herangeschleppt und mit dem-

selben Mifserfolg ausgeschüttet hatte, soll er in grofsem Zorn ausgerufen haben:

O Nippel, Nappel, Neepel,
Wet hest vöör'n groten Scheepel!

Darauf hat er die Seelenverschreibung des Herrn von Bredow zerrissen und ihm in tausend Fetzen vor die Füfse geworfen. Dann ist er davongejagt und nie wieder in Landin erschienen. Als Nippel von Bredow längst tot war, konnte sein kluger Schäfer noch sorgenlos leben von dem Golde, das der Teufel in den unersättlichen Scheffel geworfen hatte.

Theodor Fontane hat in seinen Gedichten der Bredows häufig Erwähnung gethan. Bekanntlich handelt auch einer der besten Romane von Willibald Alexis von den „Hosen des Herrn von Bredow“.

Mit den Mönchen hat sich der Teufel nach zahlreichen Redensarten zu urteilen, gerne zu schaffen gemacht. Z. B. Ich weide meine Schafe, sagte der Teufel, da machte er die Mönche betrunken. — Als er einst sah, wie sie sich unter einander rauften, rief er froh: So will ich es haben! — Das heifst Säue geschwemmt, rief er, da ersäufte er einen Wagen voll Mönche.

„Lik un lik hürt tohop“ (gleich und gleich gehört zusammen), sagte der Teufel, als er einen Advokaten, einen Schneider, einen Weber und einen Müller in einem Sacke forttrug.

Da der Glockenklang die bösen Geister vertreibt, gegen den Blitz schützt, der nach Tertullian dem Höllenfeuer entstammt, und da er ferner die Leute zum Beten ermahnt, so sucht der Teufel die Glocken fortzutragen, mufs sie jedoch in den meisten Fällen unterwegs wieder fallen lassen.

Auch soll der Teufel ein geschworener Feind der Frauen sein, was schon dadurch leicht erklärlich ist, dafs sie ihn oft genug übertölpelt haben, die Leibgarde der Geistlichen bilden und ihre Kinder im Beten unterweisen. Nur seine alte Grofs-

mutter soll sich bei ihm in der Hölle aufhalten; doch dürfte sich dieselbe, da ihr Enkel einmal keine Anlage hat, mit anständigen Frauen umzugehen, schwerlich dort wohlbefinden. Auch soll er sie einstmals, wie das Volk erzählt, gekitzelt und dazu eine Mistgabel gebraucht haben. Besagte Grofsmutter scheint ganz gutmütiger Natur zu sein, wenn wir dem Märchen, „Die beiden Fleischhauer in der Hölle“ Glauben schenken wollen.[1])

Nach einem französischen Märchen hatte sich übrigens auch einmal der Teufel verheiratet, aber der Frau nicht erlaubt, die Kinder taufen zu lassen. Die Bibel hingegen, wie z. B. aus dem Buche Tobias hervorgeht, stellt ihn als ehefeindlich hin; auch bedient er sich oft genug eines alten Weibes, um das Glück der Ehepaare zu stören.

Luther erzählt in seinen Tischreden: „Da ich noch ein junger Knabe war, sagte man eine Historia, dafs der Satan zwei Eheleute, die mit einander in grofser Einigkeit gelebt und sich brünstig lieb gehabt, nicht konnte mit seinen Listen uneins machen, da richtet ers aus und brachts zu wegen durch ein altes Weib. Dieselbe legte heimlich einem jeglichen ein Schermesser zu den Häupten unters Kissen und überredete ein jegliches in Sonderheit, wie eins das andere willens wäre umzubringen, und dafs es wahr wäre, könnten sie dabei abnehmen, dafs ein jegliches würde ein Schermesser zum Häupten unterm Kissen finden. Der Mann fand es also am ersten und schneidet dem Weib die Gurgel damit entzwei. Darnach kam der Teufel und reichte dem alten Weibe ein Paar Schuhe an einer langen Stange zu. Da fragte sie, warum er nicht zu ihr ginge? Antwortet er: Du bist böser denn ich, denn was ich zwischen diesen Eheleuten nicht konnte zuwege bringen, das hast du ausgerichtet“.[2])

---

[1]) S. 170, J. Haltrich, Volksmärchen aus dem Sachsenlande und Siebenbürgen. 2. Aufl. Wien 1877.

[2]) Dieselbe Geschichte befindet sich auch im gereimten Volksbuche von Salomon und Morolf.

Nach einem altenglischen Märchen stand einst eine in der Sumpfgegend von Heathfield bei Tavistock wohnende Frau infolge eines Irrtums zur Mitternachtszeit auf und ging auf den Markt. Auf dem Wege dahin hörte sie das Gekläffe einiger Jagdhunde und sah, wie ein von diesen verfolgter Hase an ihr vorbeieilte und in ihren Marktkorb hüpfte. Gleich darauf erschien ein mit einem Pelzrocke bekleideter Jäger, der auf einem kopflosen Pferde safs und fragte sie, ob sie keinen Hasen gesehen habe. Als sie dies ernsthaft verneinte, gallopierte der Teufel mit seinen Höllenhunden weiter. Darauf verwandelte sich der Hase in eine schöne junge Dame und sagte, nachdem sie ihren Dank ausgesprochen, sie habe endlich den Teufel hinter sich gelassen und sei nun erlöst.

Einst war der Teufel äufserst ungehalten darüber, dafs sich in England, wo ihn die Landleute old scratch oder poor man nennen, überall christliche Kirchen in die Luft türmten und dafs die Leute daselbst den heidnischen Gottesdienst vernachlässigten. Er beschlofs also, erst einmal die Bewohner von Brighton an dem Platze, den man seitdem devil's dyke nennt, in einer Nacht zu ersäufen. Währenddem er nun einen Kanal vom See bis zum genannten Orte grub, bemerkte ihn eine alte Frau und steckte ein Licht an. Damit sie aber von keiner Person gesehen werden konnte, hielt sie ein Sieb vor sich. Sobald der Teufel das Licht bemerkte, glaubte er, die Sonne gehe auf und entfernte sich, ohne jemals wieder zurückzukehren.

Einst liefs sich der Teufel auf der Kirche zu Vilseck zum Ruhen nieder; da der Turm derselben jedoch zu spitz war, so beschlofs er, sie zu zerstören. Er eilte also fort um den schwersten Stein der Umgegend zu holen. Als er mit demselben zurückkehrte, begegnete ihm eine alte Frau, welche ihre Schuhe unter dem Arme trug. „Wie weit ist es noch bis nach Vilseck?“ fragte er sie. „Sehr weit“, erwiderte sie, „ich habe meine Schuhe auf dem Wege dahin schon ausgetragen.“ Da warf der Teufel ärgerlich den schweren Stein fort und ver-

schwand. Jener Stein ist heute noch zu sehen, denn bis jetzt ist es keiner menschlichen Hand gelungen, denselben aus dem Wege zu räumen.

Ein in einem Dorfe bei Gera lebender Bauer verschrieb einst dem Teufel seine Seele unter der Bedingung, dafs dieser ihm zwischen Mitternacht und dem ersten Hahnenschrei eine Scheune bauen solle. Ehe diese fertig war, wandte sich der Bauer in seiner Gewissensangst an seine Frau. Diese eilte nun schnell in den Hühnerstall, steckte eine Lampe an und krähte wie ein Hahn, worauf der Teufel ohne die erhoffte Seele verschwand.

Der gräfliche Besitzer von Rheingrafenstein im Nahethale äufserte einst den Wunsch, auf einer schwindelnden Höhe ein Schlofs zu errichten. Der Teufel, der davon hörte, versprach ihm ein solches zu erbauen, wenn ihm die erste Seele gehöre, die aus einem Fenster desselben blicke. Der Hauskaplan riet dem Grafen, diesen Kontrakt nicht einzugehen; seine Frau beredete ihn jedoch zum Gegenteil. Als der Wunderbau fertig war, sprach der Teufel zum Grafen, er solle sich doch einmal vom Fenster aus die herrliche Umgegend beschauen; doch der Angeredete erwiderte, das wolle er erst, da heute ein zu starker Zugwind wehe, am nächsten Tag zu einer bestimmten Stunde thun. Am folgenden Morgen bat er den Kaplan, er möge ihm doch sein Hauskäppchen auf ein paar Minuten leihen und als dies geschehen, setzte er es einem Esel auf den Kopf und liefs ihn zum Fenster hinausblicken. Gleich fuhr der Teufel, der da glaubte, den Kaplan vor sich zu haben, darauf los und trug ihn fort.[1])

Nach einem derben Schwanke von Hans Sachs hatte sich der Teufel einst eine alte und häfsliche, aber reiche Frau genommen. Dieselbe behandelte ihn jedoch so grausam, dafs ihm nichts übrig blieb, als sich scheiden zu lassen. Nun verdingte er sich an einen Arzt, der ihm aber den Lohn

---

[1]) Kurs, Rheinlands Sagen und Legenden. Köln 1891.

vorenthielt. Als er nun einst in einen Domherrn gefahren war und ihn der Arzt beschwören wollte,[1]) erklärte er, er würde erst dann weichen, wenn ihm der Arzt das Honorar, das ihm für die erste mit seinem Beistande ausgeführte Kur bezahlt worden sei, ausliefern würde.

Der Arzt in grofsen Ängsten was,
Wufst' garnicht zu verneinen das,
Lief aus dem Saal voll Ängsten hin,
Indem erdacht' er 'was im Sinn
Und schnell zum Saale wieder lief.
„Zum Hofe unten", so er rief,
„Ist, Teufel, dein alt Weib gekommen,
Hat einen Brief vom Gericht genommen,
Spricht wieder an dich um die Ehe.
Drum säume dich nicht lang und gehe,
Verantwort' dich vor dem Gericht!"
Der Teufel guckt hervor und spricht:
„Wie? ist mein alter Höllenriegel
Gekommen, und bringt Brief und Siegel,
Dafs ich soll zu ihr wiederum?
Nie kehr' ich wieder zu ihr um!
Eh'r will ich fahren hin zur Höll',
Da habe ich, mein lieber Gesell,
Mehr Ruh' als in der Alten Haus!"
Damit fuhr er zum First hinaus.

Untreue und unkeusche Bräute holt der Teufel bei der Hochzeit; dies ist, wie sich ein darauf bezügliches Gedicht im „Wunderhorn" betitelt, sein „höllisches Recht."

Einst hatte der Teufel, so lautet ein italienisches Märchen, Lust bekommen, sich zu verheiraten. Er verliefs also die

---

[1]) Eine ungefähr 600 Jahre alte, von einem Geistlichen herrührende Formel zur Austreibung des Teufels befindet sich in dem als Manuskript gedruckten Anhang zu „Der fahrenden Schüler Liederbuch" von Karl Mischke. Berlin 1893.

Hölle, verwandelte sich in einen schmucken Jüngling und erbaute sich einen prachtvollen Palast. Bald wurde er mit einer Familie bekannt, in welcher sich drei schöne Töchter befanden und da ihm besonders die ältere gefiel, so nahm er sie zur Gattin. Nach der Hochzeit steckte er ihr einen grofsen Blumenstraufs an die Brust und führte sie in sein reich ausgestattetes Haus. „Dies Alles", sprach er, „gehört dir, nur darfst du während meiner Abwesenheit eine gewisse Thüre, die ich dir zeigen werde, nicht öffnen".

Dies versprach natürlich die junge Frau, hielt aber, sobald ihr die Gelegenheit günstig schien, ihr Wort nicht. Als sie die betreffende Thüre öffnete, schlug ihr eine Flamme entgegen und versenkte ihre Blumen. Sobald dies der Teufel bei seiner Rückkehr bemerkte, sprach er zu ihr: „Ich will deine Neugierde nicht länger auf die Probe stellen und dich in das verbotene Zimmer führen". Darauf öffnete er die Thüre und stürzte sie in die Hölle hinab.

Einige Wochen darauf heiratete der Teufel die zweite Schwester und machte dieselbe Erfahrung mit ihr. Die dritte, der er nun einen Heiratsantrag machte, dachte bei sich: „Er hat unstreitig meine Schwestern ermordet; aber da er eine gute Partie ist, so will ich versuchen, ob ich nicht glücklicher werden kann als sie". Sie verheiratete sich also mit ihm; ehe sie aber die verbotene Thüre öffnete, stellte sie die ihr geschenkten Blumen in ein Wasserglas, sodafs sie nicht versengt wurden. Nachdem sie ausgefunden, dafs sich ihre beiden Schwestern in der Hölle befanden und ihr Gemahl der leibhaftige Teufel sei, war ihr Sinnen und Denken darauf gerichtet, sich von ihm loszumachen.

Eines Tages bat sie ihren Gemahl, ihren Eltern eine Kiste zu bringen, doch dürfe er unterwegs dieselbe nicht untersuchen. Der Teufel versprach es, lud die Kiste auf seine Schultern und marschierte fort. Da ihm jedoch dieselbe mit der Zeit zu schwer vorkam, so wollte er sie niedersetzen; doch seine erste Frau, welche sich in derselben befand, rief

ihm zu: „Gehe weiter, ich sehe dich!“ Er eilte also weiter und lieferte seine Last am bezeichneten Orte ab. Auf dieselbe Weise trug er auch die zweite Frau zu ihren Eltern.

Später wollte sich auch seine dritte Frau in einer Kiste heimtragen lassen. Um etwaigem Verdachte des Teufels vorzubeugen, hatte sie einer grofsen Puppe ihre Kleider angezogen und sie auf den Balkon gesetzt, sodafs der Gemahl, ohne im Geringsten falsches Spiel zu ahnen, auch die dritte Kiste fortschleppte und dann ganz erschöpft wieder nach Hause eilte. Da ihn nun dort seine Frau nicht bewillkommnete und auch keine Anstalten machte, ihm das Abendessen zu bereiten, sprang er wütend auf den Balkon und gab ihr eine solche Ohrfeige, dafs ihr der Kopf abflog. Nun erst sah der Teufel ein, wie sehr er hintergangen worden war; sein Zorn und Ärger aber wurde erst erregt, als er noch an demselben Tage seine drei Frauen auf dem Balkon ihres elterlichen Hauses erblickte und bemerkte, wie sie sich über ihn lustig machten.

Trotz aller entmutigenden Erfahrungen scheint sich jedoch der Teufel nach den Märchen verschiedener Länder mehrmals verheiratet zu haben. Wie Abraham a Santa Clara fabelt, so erzeugte er in einer Ehe fünf Töchter; die erste hiefs Hoffahrt und freite einen Edelmann; die zweite hiefs Betrug und heiratete einen Advokaten; die dritte hiefs Heuchelei und vermählte sich mit einem Mucker; die vierte hiefs Neid und verheiratete sich mit einem Hofmanne; die fünfte hiefs Raub und nahm, nachdem sie mit vielen gebuhlt, schliefslich einen Soldaten zum Manne.

Aber nicht nur vor den Frauen, sondern sogar vor den Schneidern hat der Teufel eine wahre Höllenangst, und doch werden dieselben in zahlreichen Volksliedern als die Verkörperung der Furchtsamkeit und Schwäche hingestellt. Aber Rosegger sagt irgendwo, dafs die Schneider Courage haben und der mufs es doch wissen. Einen solchen mutigen Schneider hatte einst Satan, wie man in dem im „Wunderhorn“ enthaltenen

Gedicht „Schneiders Höllenfahrt“ nachlesen kann, in seine unterirdische Wohnung geführt, um die dortigen Hilfsteufel zu kleiden. Dieser schlug ihnen nun mit der Elle den Buckel voll, stutzte ihnen die Schwänze, bügelte ihnen mit einem glühenden Eisen das Fell glatt, nähte ihnen die Nasenlöcher zu und drangsalierte sie überhaupt dermafsen, dafs sie alle froh waren, als er wieder abzog. Keiner aber hatte das Herz gehabt, sich in einen Kampf mit ihm einzulassen.

In „Chambers Edinburgh Journal“ (Januar 1837) wird erzählt, wie ein Schneider im Traum in die Wohnung des Teufels kam und wie ihm dort ein grofses, aus allerlei Lappen zusammengesetztes Tuch gezeigt wurde. Als er erwachte, schwur er, niemals mehr einen Lappen zu stehlen und in die „Hölle“[1]) zu werfen; auch ersuchte er seine Gesellen, ihn stets, falls er seiner alten Gewohnheit gemäfs ein Stück Tuch auf die Seite schaffen sollte, an seinen Eid zu erinnern. Als ihm nun eines Tages ein Stück Scharlach gebracht wurde, damit er einen Rock für einen Fuchsjäger daraus mache, konnte er der Versuchung nicht wiederstehen, ein Stück zu stehlen. Wie ihn darauf der Geselle des Meineides beschuldigte, erwiderte er, dafs er in dem Tuch, das ihm der Teufel gezeigt, keinen Scharlach gesehen habe und das mithin sein Schwur hier keine Anwendung fände.[2])

Viel weniger als von Frauen und Schneidern wollte der Teufel von den Landsknechten wissen, worüber uns ein derber Schwank des Hans Sachs die nötige Auskunft giebt. Dafs auch vor dem Schulmeister, der sich täglich mit Rüpeln aller Gröfsen herumschlagen mufs, der Teufel heillosen Respekt hat, ist selbstverständlich. Da ist es denn kein Wunder, dafs

[1]) Das Loch im Tische, in welchem der Schneider die Tuchabfälle aufhebt, um sie später selber zu benutzen. Diese Öffnung heifst im Englischen hell; jener Gebrauch wird cabbaging genannt.

[2]) John Harrington (1561—1612) hat diesen Traum, der auch von einem asiatischen Schneider erzählt wird, zu einem Gedichte verarbeitet. P. 82 II, Clouston, Popular Tales and Fictions.



er mit der Zeit zum Hanswurst heruntersank, über den sich jeder lustig machte, selbst wenn er in der schrecklichsten Gestalt auftrat, was besonders in französischen Volksschauspielen geschah. Um nun in Frankreich, wo man ihn aufser griffi oder le harpi auch compère oder Gevatter nennt, nicht ganz in Miskredit zu geraten, bemühte er sich, seinen Pferdefufs und seine Krallen durch einen langen Mantel und durch Handschuhe zu verdecken; auch zeigte er sich gerne als liebenswürdiger, weltkundiger Bonvivant in nobler Gesellschaft, weshalb ihm auch häufig der Titel grand seigneur beigelegt wurde.

Als lustiger und gewandter Koch erschien er einst im Kloster von Esrom und verführte die Mönche.[1])

Luther schreibt in seiner Hauspostille: „Vor Zeiten sagte man eine Fabel, da Gott den Menschen gemacht habe aus einem Erdenklofs, habe der Teufel ein solches nachgethan, habe auch einen Erdenklofs genommen und Menschen daraus machen wollen, es sei aber eine Kröte daraus geworden. Damit habe man anzeigen wollen, dafs der Teufel allzeit unseres Herrgotts Affe ist“.

Dafs der Teufel im Laufe der Zeit nicht nur alt, sondern auch kindisch wurde, geht daraus hervor, dafs er sich leicht überlisten und in einen Sack oder eine Flasche stecken liefs.

Es war einmal ein Knabe, so lautet ein nordisches Märchen, der wanderte über die Strafse und afs Nüsse. Darunter fand er nun eine, in welche ein Wurm ein Loch gefressen hatte. „Ist es wahr“, fragte er den Teufel, dem er bald darauf begegnete, „dafs du durch ein Nadelöhr kriechen kannst?“ Als der Teufel dies bejahte, bat er ihn, doch einmal in die Nufs zu kriechen, was dieser auch that. Nun

---

[1]) Siehe darüber das Gedicht „The convent cook“ in E. C. Andersons „Northern Ballads“. New York 1874. — Eine deutsche Übersetzung desselben ist in meinem Werke „Amerikanische Gedichte der Neuzeit“ enthalten. Leipzig 1883.



stopfte der Knabe das Loch zu, ging zu einem Schmied und bat ihn, die Nufs für ihn aufzuschlagen. Der Schmied schlug lange Zeit vergeblich darauf, doch als er schliefslich seinen schwersten Hammer in die Hand nahm und einen wuchtigen Schlag darauf ausführte, zerbrach die Nufs mit einem so lauten Knall, dafs das Dach der Schmiede fortflog und alle Wände Risse bekamen. „Da mufs der Teufel drinn gewesen sein!“ rief er. „Du hast Recht“, antwortete der Knabe und ging weiter.

Nach einem böhmischen Märchen steckte ein Graf alle Teufel, die in dem Hause eines Edelmanns ihr Unwesen trieben, darunter auch den Hauptteufel, in einen Sack und liefs denselben von einem Schmied so gründlich behämmern, bis sie versprachen, jenes Haus nicht mehr zu belästigen. Als sich später der Tod dem Grafen nahte, wurde auch dieser in einen Sack gethan, sodafs von Stund an sich Tiere und Menschen ins Unendliche vermehrten und, da die Erde nicht mehr alle ernähren konnte, eine Hungersnot ausbrach. Da liefs der Graf den Tod wieder frei, doch mufste er ihm vorher fest versprechen, ihn in Ruhe zu lassen. Endlich wurde auch er des Lebens satt und begehrte Einlafs in den Himmel. Da ihm jedoch Petrus die Thüre nicht öffnete, so ging er zum Teufel, der aber, sobald er ihn kommen sah, alle seine Gehilfen zusammenrief, und den Eingang zur Hölle verbarrikadierte, aus Furcht, er würde abermals behämmert werden. Demütig schlich er nun zu Petrus zurück, der sich dann durch seine Bitten erweichen liefs und ihm die Himmelsthüre aufschlofs.

Nach einer italienischen Version dieses Märchens hatte Bippo Pipetta den Teufel anderthalb Jahre in einem Sacke festgehalten; zur gröfsten Freude der Doktoren, die während dieser Zeit keinen Totenschein auszuschreiben brauchten. In dem französischen, von Carnoy aufgezeichneten Märchen „La morte jouée“, nimmt ein Pflaumenbaum die Stelle des Sackes ein.

Lesage entnahm die leitende Idee seiner Novelle „Le

diable boiteux" einem spanischem Werke von Guevara, in welchem von einem Studenten erzählt wird, der den Teufel aus einem Glase befreite, in dem ihn ein Astrologe gefangen hielt.

Nach einem rabbinischen Märchen hatte einst Salomo unzählige Teufel in eine Flasche gesperrt und diese in einen tiefen Brunnen bei Babylon geworfen. Sie wurden jedoch später dadurch befreit, dafs die Leute darin nach Schätzen suchten und bei dieser Gelegenheit die Flasche zerbrachen.

Nach einem nordischen Märchen fragte ein Schmiedemeister den Teufel, dem er sich verschrieben hatte, ob es wahr sei, dafs er sich so klein machen könne, wie er wolle. Gleich bewies er ihm dies durch die That und kroch in die stählerne Geldtasche des Schmiedes, der sie natürlich schnell schlofs und den Teufel erst nach dem festen Versprechen, nie wieder bei ihm vorzusprechen, aus seiner engen Klause entliefs.

In einem Grimm'schen Märchen kommt ein Soldat vor, der einen Sack hatte, in den alles springen mufste, sobald er es nur wünschte. Einst kam er in ein Haus, das von neun Teufeln bewohnt war; dieselben hexte er in seinen Sack und liefs ihn von einem Schmiede mit einem schweren Hammer gründlich bearbeiten. Acht Teufel starben; der neunte hingegen entschlüpfte, als der Sack geöffnet wurde.

In Irland scheint jedoch der Steuereinnehmer noch verhafster zu sein als der Teufel. „Beide", so lautet ein irländisches Märchen,[1]) „gingen eines Morgens aus, um eine Wette zu entscheiden, die sie am Abende vorher beim Punsche gemacht hatten. Sie wollten nämlich ausfinden, wer bis Abend das wertvollste Geschenk erhalten habe; doch war es keinem erlaubt, etwas anzunehmen, das ihm der Eigentümer nicht gutwillig gab.

[1]) Karl Knortz, Irländische Märchen. Zürich 1886. — Eine ähnliche Geschichte befindet sich S. 30 „Johann Paulis Schimpf und Ernst". Herausgegeben von G. Th. Dithmar. Marburg 1856.

Zuerst kamen sie an ein Haus, in dem eine Frau ihre faule Tochter ausschimpfte und unter anderem zu ihr sagte, wenn sie nicht das Bett verlasse, möge der Teufel kommen und sie holen.

„Greif zu!" sprach der Steuereinnehmer zum Teufel. „Nein," erwiderte jener, „es ist ihr Ernst nicht und wir müssen weiter gehen".

Darnach sahen sie eine Frau, die ihrem Manne, der gerade mit dem Flicken seiner Schuhe beschäftigt war, ärgerlich zurief: „Pat, gieb doch auf die Schweine acht, sie verwüsten uns ja das ganze Kornfeld; wenn sie doch nur der Teufel holte!"

„Hier kannst du deinen Sack füllen!" sprach der Steuereinnehmer; aber sein schwarzer Gefährte schüttelte den Kopf und sagte, er wolle die arme Frau nicht in Verlegenheit bringen.

Als es gegen Abend war, kamen beide in ein Haus, in dem der Steuerempfänger genau bekannt zu sein schien, denn der alte Hausherr rief ihm gleich entgegen: „Ach, da ist ja der Allerweltsbetrüger; wenn dich doch der Teufel auf der Stelle holte!"

Kaum hatte er ausgesprochen, so faſste der Teufel den Steuereinnehmer am Kragen und steckte ihn in seinen groſsen Sack.

„Es ist ja nicht sein Ernst gewesen!" schrie er jammernd; doch der Teufel that, als höre er es nicht, und marschierte lächelnd weiter.

Die Zahl der Teufel ist Legion. Albei sagt, es gäbe mehr Teufel als Juden und Rav Huna vertritt die Ansicht, daſs jeder Mensch 1000 Teufel zur linken und 10,000 zur rechten Seite habe.[1]) Wer sich davon überzeugen will, braucht nur fein gesiebte Asche auf seine Bettdecke zu streuen und er wird am nächsten Morgen unzählige Hahnenfüſse darauf sehen.

---

[1]) Dr. B. Pick, The Talmud. New York 1887.

Reichhelm, der fromme Abt von Schöngau (1270), hatte von Gott die Gabe erhalten, die Teufel sehen zu können; nach seiner Ansicht sind sie so zahlreich wie Mücken, die in einem Sonnenstrahl tanzen oder wie Tropfen eines Platzregens. Es giebt auch Sauf-, Spiel-, Hosen- und Unzuchtsteufel, nach Luther sogar Land-, Hof- und Fürstenteufel.

Wenn der Engländer an einem Sonntage ins Wirtshaus geht, so gesellt sich der Teufel zu ihm und verleitet ihn zum Würfeln. Deshalb nennen die Puritaner auch die Würfel „Knochen des Teufels“.

Zu Seyfertsdorf bei Rostritz lebten einst vier Spieler, die beständig ihrer Leidenschaft huldigten und Weib und Kinder darben liefsen. Eines Nachts erschien ein Engel und ersuchte sie, ihrer Liederlichkeit zu entsagen. Drei wurden darauf wirklich besser, der vierte aber besuchte die Wirtshäuser um so fleifsiger und würfelte weiter. Eines Abends kam ein Reiter vor sein Haus, stieg vom Pferde und sagte, er wolle mit ihm würfeln. Der Fremde, der eine rote Feder am Hut hatte und ein wenig hinkte, hatte anfangs Unglück, dann aber gewann er seinem Mitspieler alles Geld bis zum letzten Pfennig ab. Endlich verlor dieser auch noch seine Seele, worauf ihn der Teufel in einen Mantel hüllte und mit ihm durchs Fenster flog.

Kein Land ist von bösen Geistern so bevölkert wie Sizilien; nirgends umfafst dieser allgemein herrschende Wahn ein solches Chaos von Vorstellungen, wie auf dieser Insel. Böse Geister rumoren an solchen Stätten, welche zur Zeit der Griechen von Nymphen bevölkert waren; böse Geister bewachen Schätze an zahllosen Stellen der Insel. Dämonen wirken und schädigen in Sturm und Gewitter, Dämonen gehen schädigend um in den ersten heifsen Nachmittagsstunden, in denen man sich nicht im Freien aufhält. Das eigentliche Höllenreich ist im Ätna, den das Volk nach einem arabischen Wort stets Mongibello nennt.

Man redet von einer Stufenreihe der Höllengeister und

scheut sich, das Wort „Diavolo“ auszusprechen. Man sagt statt dessen: „der Böse“, „der Feind“, „der Verfluchte“, „der mit den Hörnern“ etc. Für die Oberteufel hat man verschiedene, ihr Geschäft anzeigende Namen. Wer eine gewisse Bannformel (parole nere, d. h. schwarze Wörter) kennt, ist im stande, den Satan zu zitieren und ihn sich dienstbar zu machen. Immerhin wäre eine solche Begegnung wegen der erschreckenden Gestalt des Fürsten der Unterwelt nicht angenehm, weshalb man es vorzieht, sich an Vermittler zu wenden, nämlich an Hexen, die in Süditalien und am meisten in Sizilien ihr Geschäft unbehelligt und ungeniert betreiben.

Unsere deutsche Sprache hat nur jenes einzige Wort „Hexe“ — die Sprache des Südens hat viele Wörter, deren jedes eine Seite jenes Geschäfts ausdrückt, und wie es zwischen den Dämonen der Hölle eine Rangordnung giebt, so auch zwischen den genannten mit der Hölle im Zusammenhang stehenden Weibern. Am mächtigsten sind diejenigen, die den Satan ihrem Willen unterthänig gemacht haben. Um dies zu erreichen, mufs die Betreffende vierzig Tage lang jeden Tag eine Todsünde begehen. Auf diese Weise verschreibt sie ihre Seele dem Satan, der ihr als Entgeld seine Dienste leiht, also z. B. Lottonummern offenbart.

Die mannigfachsten Vorstellungen hegt man in Sizilien von der Erscheinung Satans. Wird er von einer Hexe zitiert, so zeigt er sich immer in seiner wirklichen Gestalt. Das Volk behauptet, gewisse Höhlen, Brunnen oder Schluchten zu kennen, wo in nächtlicher Stunde die Bannformel der „schwarzen Wörter“ gesprochen werden mufs, worauf eine schwarze Katze erscheint, im Maul einen mit Nummern beschriebenen Zettel, den sie fallen läfst und dann verschwindet.

Auch unter Gewohnheitstrinkern läfst sich der Teufel gerne blicken. Bei Dawlish in Süd-Devon stehen zwei auffallend geformte Felsen, welche vom Volke „Pfarrer“ und „Kirchendiener“ genannt werden, auf Grund folgenden Ereignisses nämlich: Als einst Pfarrer und Kirchendiener ihrer

langjährigen Gewohnheit gemäfs im Wirtshause safsen, trat ein fremder Bauer zu ihnen und lud sie ein, mit ihm nach einem näher bezeichneten Hause zu reiten, wo sich einige lustige Kameraden versammelt hätten. Beide bestiegen nun ihre Pferde, aber dieselben gingen weder vor- noch rückwärts, denn es waren eigentlich Felsen, auf denen sie wie festgebannt safsen.

In England war auch einmal ein junger Mann an einem Sonntage in den Wald gegangen, um Nüsse zu sammeln. Darüber freute sich der Teufel so sehr, dafs er ihm dabei half; als aber der Jüngling den Pferdefufs desselben zufällig erblickte, lief er eiligst davon und starb bald darauf. Dieses Märchen, das sich in einem älteren Bande der „Notes and Queries" befindet, wird häufig den Kindern in England erzählt, um sie an die Heilighaltung des Sonntags zu gewöhnen.

Im allgemeinen belohnt der Teufel seine Anhänger gerade nicht zum Besten. Die Neugriechen erzählen, dafs er die Verdammten in Betten voll siedenden Öls werfe, ihnen Zunge, Augen und Fingernägel ausreifse und ihnen geschmolzenes Blei in die Ohren gösse.

Die Irokesen nennen ihre bösen Geister Hodoi. Dieselben wohnen in einer Höhle, die aber kein Indianer, wenn ihm nicht eine schlimme Krankheit angezaubert werden soll, zu besuchen wagt. Jene Geister können übrigens durch Tabaksopfer und ihnen zu Ehren veranstaltete Tanzfestlichkeiten milde gestimmt werden.

Die in Nordkarolina lebenden Tscherokesen haben einen Schwindsuchtsteufel, der mit einem eisernen Finger ausgestattet ist, jede Gestalt annehmen kann und nur von der Leber und der Lunge der Menschen lebt. Wenn er jemand allein zu Hause findet, streicht er ihm durch das Haar und dann fällt er in einen festen Schlaf. Darauf schlitzt er ihm mit seinem Eisenfinger den Bauch auf, entnimmt demselben Lunge und Leber, worauf dann, ohne dafs inzwischen der Unglückliche erwacht, die Wunde zuheilt, ohne eine Narbe zu hinterlassen.

Ein auf die Weise behandelter Tscherokese ging ruhig seinem Geschäfte nach, starb aber bald darauf. Als dies bekannt wurde, eilten seine Stammesgenossen nach der Höhe und beschossen den Teufel mit Pfeilen; dieser aber lachte sie ruhig aus; doch als sein eiserner Finger getroffen wurde, verliefs ihn die Heiterkeit und er verschied. Ein kleiner Vogel, ein Zaunkönig, hatte ihnen nämlich vorher heimlich mitgeteilt, dafs das Leben des Teufels in seinem eisernen Finger stecke. Seit dieser Zeit gilt der Zaunkönig der Tscherokesen als heiliger Vogel.

Einst hatte der Teufel ein Loch in Noahs Arche gebohrt, um sie zum Sinken zu bringen; sobald dies ein Igel sah, kroch er schnell in dasselbe und rettete dadurch das Menschengeschlecht vor dem Untergange.

Wenn es recht donnert und wettert, sagt man, der Teufel sei los. Diese Redensart hat folgenden Ursprung: Thor hatte den Unheilstifter Loki gefesselt und die Schlange Skadi über ihn gehängt, damit sie ihr Gift auf ihn träufle. Sigyn, seine Gattin, fing dies Gift jedoch in einem Gefäfse auf, sodafs es nur auf ihn fiel, wenn sie dieses ausgofs. Dann aber zuckte Loki vor Schmerz so heftig, dafs die ganze Erde erbebte.

„Busy as the devil in a gale of wind" ist eine in England vielgebrauchte Redensart, die auf dem Glauben beruht, dafs alle Stürme vom Teufel ausgingen. „Devil's smiles" nennen die englischen Matrosen das schöne Wetter, dem gewöhnlich ein schwerer Sturm folgt. Ist ein Engländer oder Amerikaner bei schlechter Laune, so sagt man von ihm, er habe die „blue devils".[1])

[1]) „Soll dich der Teufel frikassieren!" ruft der wütende Hesse oder Lahnländer einem Menschen zu, dem er Alles, nur nichts Gutes wünscht. Die Kastilianer rufen sich zuweilen das Wort abur, ahur oder agur zu, was dem römischen Abschiedsgrufse „bonum augurium bibi sit" entnommen sein soll; im Munde jenes Volkes bedeutet es jedoch Teufel. Martinez de la Rosa gebrauchte die Redensart abur adios und glaubte damit den Teufel verscheuchen zu können.



In dem Hause des wohlhabenden Bürgers George Coleman zu Lancaster, Pa., wurde 1898 mit Hülfe eines Wunderdoktors und einer lärmenden Weiberschar der Teufel aus einem kranken Kinde ausgetrieben. Seit Wochen war ein Kind der verheirateten Tochter Colemans schwer krank gewesen; es litt an einer Art Auszehrung, deren Ursache die Aerzte nicht zu erklären vermochten. Eine weise Frau aus der Nachbarschaft aber flüsterte der besorgten Mutter zu, dafs das Kind behext sei und den Teufel im Leibe habe. In abergläubischer Furcht wurde nun ein Wunderdoktor hinzugezogen, um den Bösen auszutreiben.

Unter geheimnisvollen Beschwörungsformeln ging der Zauberer ans Werk. Im Krankenzimmer liefs er eine schwarze Katze aus einem mitgebrachten Sack und erklärte den in gläubiger Furcht zuhörenden Leuten, dafs der Teufel aus dem Kinde in das Katzenvieh gefahren sei. Dann packte er das arme Tier und rief einigen beherzten Männern zu, dasselbe schnell zu töten, damit der Teufel zur Hölle gehe. Mehrere Schüsse wurden dem Tier in den Leib gejagt, während die umstehenden Weiber laut aufschrieen und das kranke Kind zu weinen begann.

Die Katze aber war durch Kugeln nicht umzubringen, und schliefslich wurde ihr mit einem Beil der Kopf abgeschlagen. Nach diesem Zauber erklärte der Wunderdoktor, dafs der Teufel nun wieder zur Hölle gefahren sei, aber man sollte recht vorsichtig sein, damit der Böse nicht zurückkehre und dem Kind ein Leid anthue.

Eine zu Lynn in Connecticut existierende, ungefähr 20 Mitglieder zählende Sekte religiöser Schwärmer, genannt die „Heilige-Geist-Bande“, wurde im Oktober 1897 verklagt, weil sie eine alte, am Rheumatismus leidende Witwe, von der sie glaubten, dafs sie vom Teufel besessen sei, mit Fufstritten regaliert und beinahe getötet hatten, um sie von jenem bösen Geiste zu befreien.

Warum sich der Teufel heutzutage so selten unter den

Menschen zeigt, ist in mehreren Märchen erklärt, darunter auch in einem französischen, in welchem Jacques Bonhomme die Hauptrolle spielt. Dieser war der ärmste Mann im Dorfe und verschrieb, damit ihn nicht jeder über die Schulter ansehe, seine Seele dem Teufel gegen klingende Münze, sodafs er ein flottes Leben führen konnte.

Nun kamen einst Jesus und Petrus auf ihrer Wanderschaft in sein Haus und wurden dort fürstlich bewirtet. Darauf sprach Jesus, dafs er ihm, da er kein Geld habe, um sein Essen zu bezahlen, drei Wünsche erfüllen wolle. Jaques verlangte nun erstens, dafs sich niemand vom Stuhle, auf welchem Jesus gesessen, ohne seine Erlaubnis erheben könne; zweitens, dafs jeder, der auf seinen Kirschbaum klettere, nur dann heruntersteigen könne, wenn er damit zufrieden sei, und drittens, dafs jeder, der seine Hand in seinen Geldsack stecke, sie nur dann zurückziehen könne, wenn er, Jacques Bonhomme, nichts dagegen einzuwenden hätte.

Als nun der Teufel zur festgesetzten Stunde kam, um die Seele des Franzosen zu holen, mufste er sich vorerst auf den Stuhl Jesu setzen. Dort blieb er nun so lange unbeweglich sitzen, dafs seine höllischen Gehilfen darob in grofse Angst gerieten und nach ihm suchten. Sobald Jacques sie erblickte, schickte er sie auf seinen Kirschbaum; später eintreffende Höllengeister wurden durch die Geldtasche gefesselt. Endlich mufste der Teufel klein beigeben und seinen Kontrakt mit Jaques zerreifsen, nur dafs er und seine Gesellen wieder frei kamen.



Weihnachten.

ie der Ursprung des Osterfestes, so ist auch der des Weihnachtsfestes auf den Sonnenkult zurückzuführen. Erst im 4. Jahrhundert erhielt es einen christlichen Anstrich, indem man den unbekannten Geburtstag Christi in die Zeit der Wintersonnenwende verlegte und dadurch in jenem Religionsstifter das Licht der Welt feierte, womit sich die heidnischen Gebräuche sehr gut verbinden liefsen.

Die Saturnalien der Römer waren der Wiedergeburt der Sonne gewidmet. Zur Zeit der Republik dauerten dieselben sieben Tage und zwar vom 17.—23. Dezember; Augustus beschränkte die Festzeit auf drei Tage und Caligula auf einen Tag. Gerichte und Schulen hatten alsdann Ferien; man zündete im Saturnustempel neue Lichter an, opferte Schweine, veranstaltete Lustbarkeiten, würfelte um Nüsse und Geld, gab den Kindern Honigkuchen und Puppen (Sigillaria), beschenkte seine Freunde, Dienstboten und Sklaven und bewirtete sie — war es doch ein allgemeines Freudenfest zu Ehren der unbesiegten Sonne (natalis solis invicti). Das eintägige Hauptfest wurde im Saturnustempel gefeiert und mit einem öffentlichen Mahl beschlossen. Wenn sich die Gäste trennten, riefen sie „Jo Saturnalia!“

Währenddem in Deutschland Weihnachten zu einem gemütlichen Familienfest geworden ist, herrscht um diese Zeit noch wie vor alters in Italien, besonders aber im Süden desselben, lauter Jubel auf den Strassen; auf den Märkten sind

die feinsten Efswaren zum Verkaufe ausgestellt und selbst in der armseligsten Hütte wird wenigstens ein Ferkel verzehrt. Letzteres, das in Deutschland, Skandinavien und England durch einen Schweinekopf substituiert wird, erinnert an den altgermanischen Juleber, das Symbol der befruchtenden Sonne.

In Oxford wird am Weihnachtstage von einem Beamten der Universität ein Schweinskopf, der mit Lorbeer geschmückt ist und der eine Citrone im Maul hat, in die Aula getragen und den Studenten vorgesetzt. Dabei wird ein besonderes Lied gesungen.

Der Weihnachtsschmaufs der Skandinavier besteht aus Julbrot, Julgrütze, Schinken, Stockfisch, Käse, Butter und dem sogenannten Julbock, einem schmackhaften Gebäcke, welches die Form eines Ebers hat. So stellen auch heute noch die Bäcker von Marburg und Wetzlar an der Lahn auf Weihnachten Backwerke her, welche die Form eines Hasen, eines Hirsches oder Wildschweines, also altdeutscher Opfertiere haben.

Da nach Ansicht der alten Skandinavier die Sonne in der Julzeit still stand, so mufsten auch alle Geschäfte ruhen. Diese Zeit nannte man die Rauchnächte; in Hessen heifsen sie heute noch die schwarzen Tage. An denselben erhält im letztgenannten Lande das Gesinde Geschenke, bestehend aus Kuchen, Brod und einem halben Schweinskopf. In Island fegt alsdann die Frau jeden Winkel des Hauses rein, damit die Elfen oder himmlischen Götter kommen und die für sie bereiteten Speisen verzehren. Den Vögeln wird in Skandinavien Hafer und Gerste ins Freie geworfen; die wilden Tiere des Feldes und Waldes kommen zu dem zahmen Vieh in den Stall und reden am Weihnachtsabend mit ihm.

In Calabrien wird das Weihnachtsfest la festa del ceppo, das Fest des Holzblocks genannt. Letzterer besteht aus einem grofsen Scheit, dessen Asche und Kohlen sorgfältig aufgehoben werden, da sie als ein zuverlässiges Mittel gegen das Einschlagen des Blitzes galten.

In England hebt man die Reste des Julblocks auf, um den des nächsten Jahres damit anzubrennen und inzwischen den Teufel fernzuhalten.

„Part must be kept wherewith to teend (anzustecken)
The Christmas log next year;
And where 'tis safely kept, the fiend
Can do no mischief there.“

In Dalmatien heifst der Weihnachtsklotz Badnjak. Er besteht aus einem dicken Eichenstamm, der zur Zeit der Dämmerung von jungen Burschen in die Stube geschleppt wird. Jedes Familienmitglied mufs zugegen sein; dasjenige, das ohne triftige Gründe wegbleibt, gilt als herzlos und gemütlos. Nachdem die Kinder den Klotz an einem Ende mit Lorbeer und Rosmarin verziert, betet die ganze Familie den Rosenkranz; dann schiebt der Vater den Badnjak mit dem ungeschmückten Ende in den Herd, bespritzt ihn mit Weihwasser, streut Weizenkörner darauf und spricht mit einem gefüllten Weinglase in der Hand ein Gebet, in dessen Amen die Anwesenden einstimmen. Drauf trinkt der Hausherr jedem zu, sein Sohn schiefst eine Flinte vor dem Fenster der Wohnung ab und währenddem darauf von allen Seiten Schüsse als Gegengrüfse fallen, lassen sich die Familienmitglieder am reich besetzten Tische nieder und essen und trinken, was ihnen schmeckt. Später wird allerlei Kurzweil getrieben.

In mehreren Gegenden Deutschlands heben die Leute einige Stücke des Julklotzes bis zum nächsten Weihnachts- oder Neujahrsfest auf und zünden dann den neuen damit an. Inzwischen schützen sie das Haus gegen mancherlei Gefahren. Legt man sie unter das Bett, so wird der Blitz nie das Haus treffen. Ein während eines Gewitters in das Feuer geworfener Christbaum soll dieselben Dienste thun, wenigstens in Hessen; dort wird auch die Asche des Julklotzes auf die Felder gestreut, um sie fruchtbar zu machen.

In Frankreich heifst der Julklotz la bûche de Noël. Dort befeuchtet der Familienvater am Weihnachtsabend den Klotz

mit Weihwasser und schiebt ihn in den Herd. Zu diesem Feste werden Freunde und Bekannte eingeladen und es werden dabei die sogenannten Noëlslieder[1]) gesungen, wovon mehrere Sammlungen existieren.

In der Provence heifst der Wärme spendende Julklotz calignaou (vom Lateinischen calendae); die Polen nennen ihn Kolenda[2]) und die Westfalen Herd- oder Christbrand.

Wer in Frankreich den Julklotz anzünden will, mufs vorher seine Hände waschen, weil er sonst nicht brennen würde; auch darf weder eine schielende noch eine barfüfsige Person zugegen sein.

Die Tanne, das Sinnbild der Treue und Hoffnung gehörte ursprünglich nicht, wie z. B. Birke, Esche, Linde, Hasel, Wachholder u. s. w. zu den heiligen Bäumen der Germanen und spielt daher auch in der Mythologie derselben keine Rolle. Die erste beglaubigte Nachricht, die wir über die Verwendung der Tanne als Weihnachtsbaum besitzen, stammt aus dem 17. Jahrhundert und ist kaum 200 Jahre alt.

Die Franzosen kennen die Tanne als Weihnachtsbaum erst seit 1840, als sich die Kaiserin Eugenie dafür begeisterte. Die Mittelklasse wollte jedoch lange nichts von diesem aus dem Elsafs stammenden Gebrauch wissen, heute aber verbraucht allein Paris jährlich über 50000 Weihnachtstannen.

In England wurde der Weihnachtsbaum durch Prinz Albert, den verstorbenen Gemahl der Königin Viktoria, eingeführt; nach Amerika, woselbst das Weihnachtsfest bis zum ersten Drittel dieses Jahrhunderts wenig gefeiert wurde, brachten ihn die Deutschen.

Auf Island wird der Vogelbeerbaum am Weihnachtsabend mit brennenden Lichtern besteckt.

In Kroatien und Bosnien zieht der Hausherr am Weihnachtsabend seinen besten Rock an, streift weifse Handschuhe

---

[1]) „Noël" ist ein Freudenruf.

[2]) In Schlesien heifsen die Weihnachtsgesänge Kolandelieder.

über seine rauhen Hände und wartet mit dem Hute in der Hand bis sein Grofsknecht, ebenfalls festlich gekleidet, mit einem Strohbündel ins Zimmer tritt und eine der Gelegenheit entsprechende Anrede hält. Dann wird die Stube mit Stroh bestreut und damit beginnt das eigentliche Fest. Zu Reifnitz in Krain wird auf Weihnachten ein Brod auf den Tisch gestellt, das die Form einer Henne mit zwölf Küchlein — die zwölf Monate — hat. Dieses bleibt bis zum Dreikönigstage liegen, erst dann wird es gegessen, „damit man schön und grofs wird". Am 28. Dezember laufen im genannten Lande die Kinder mit Ruten durch die Strafsen, schlagen jeden, dem sie begegnen und sprechen dabei: „Frisch und gesund, lang leben und gesund sein!" Jener Tag heifst deshalb „der Tag der unschuldigen Kinder".

Es hat lange gedauert, ehe sich die Amerikaner dazu bequemten, am Weihnachtsabend einen Tannenbaum mit Lichtern zu bestecken. In New York werden jetzt zur betreffenden Zeit ganze Schiffsladungen von Tannen, meist Rottannen, abgeladen und verkauft, denn Weihnachten ist nachgerade ein amerikanisches Nationalfest geworden. Nur die in New York lebenden Franzosen wollen von diesem Zimmerschmuck nichts wissen, doch feiern sie die Geburt Christi durch allerlei Lustbarkeiten. Kein von einem Polen oder einem Deutschen bewohntes Haus ist ohne Weihnachtsbaum.

In Virginien und Nordkarolina, wo man auch noch vielfach den Julklotz anzündet, wird auf Neujahr der Mistelzweig, in England häufig kissing bush genannt, an die Stubendecke gehängt und das Mädchen, das „zufällig" unter denselben tritt und von einem anwesenden Manne geküfst wird, steht innerhalb eines Jahres als Braut am Altar.

Die Tyroler nennen die Mistel „Hexebese", da sie gegen Hexen und Kobolde schützen soll. Die Holsteiner, die ihr den Namen „Gespensterrute" beigelegt, tragen sie als Amulet gegen die Wirkung böser Geister. Die Druiden nannten sie, wie Plinius berichtet, omnia sanitatem, was eine lateinische

Übersetzung des keltischen nil loc ist. Wer sie, nachdem sie unter bestimmten Feierlichkeiten durch einen weißgekleideten Priester mit goldener Sichel von einer Eiche abgeschnitten worden war, berührte, lebte ein Jahr lang zufrieden und glücklich. Die Mistel schützte gegen Gift und verhalf unfruchtbaren Frauen zu reichem Kindersegen. Mit anderen Ingredienzen vermischt heilte sie Geschwüre und den Kropf, ebenso auch die Klauenseuche der Tiere. Schon den Phrygiern war sie als Zauberpflanze bekannt.

In Schweden trägt der, welcher mit der Fallsucht behaftet ist, ein Messer in der Tasche, dessen Stil aus einer von einem Eichbaum geschnittenen Mistel gemacht ist. Dem, der sich dort eine Mistel um den Hals hängt, können die Hexen nichts anhaben. Auch ein aus einer Mistel verfertigter Fingerring gilt dort als Amulet.

In Frankreich begrüßen sich die Leute auf Neujahr mit einem Mistelzweig in der Hand; auch laufen dort die Kinder von Haus zu Haus und rufen: „Au gui l'an neuf!" (Der Mistel sei das neue Jahr geweiht).

Die in New York zur Verwendung kommenden Mistelzweige sind alle aus Frankreich, hauptsächlich aus der Provence, Bretagne und Normandie importiert und, da so viele dieser zarten Pflänzchen auf der Ozeanreise verwelken, gewöhnlich sehr teuer. Die amerikanische Mistel (phoradendron), die von der atlantischen Küste bis zum stillen Ozean wächst, wird als einheimisches Produkt wenig geschätzt; wer in New York auf der Höhe der Zeit stehen will, muß sich diese Pflanze aus Frankreich verschreiben. In der Neuzeit behilft man sich in Amerika wie auch in England mit der Stechpalme (holly), deren Zweige und Blätter auf Weihnachten und Neujahr im Knopfloch getragen werden.

In der alten Sprache Irlands heißt die Stechpalme cuilliom, cullion oder noch kürzer cullen; weil diese Pflanze dort häufig vorkommt, sind auch viele irländische Dörfer und Städtchen darnach benannt.

Der Sage nach sollen die Zweige, die Christo beim Einzuge in Jerusalem gestreut wurden, von der Stechpalme gestammt haben; dieselben wurden plötzlich dürr, sobald das Volk „Kreuziget ihn!“ schrie. Wahrscheinlich hängt diese Sage mit dem in den Alpen üblichen Gebrauche zusammen, die Stechpalme bei der kirchlichen Feier am Palmsonntage anstatt der fehlenden echten Palmzweige zu verwenden, wie dies anderwärts, so am Rhein, mit dem Buchsbaum geschieht, der hier im Volke gleichfalls „Palm“ heifst.

Der Name Hülse ist meist in Mecklenburg in Brauch und hat sich auch auf Familiennamen (Hülsmann, Hülskamp, Hülswitt) sowie auf Ortsbenennungen übertragen, wie z. B. Hülsebeck, ein Ort, in dessen Nähe der Strauch vielfach vorkommt. Bekannt ist ferner der Ausdruck: „böse Hülse“ für ein widerborstiges Frauenzimmer:

„Ilse Bilse, Niemand will se,
Die böse Hülse!“

In England wie auch in Amerika schmückt man auf Weihnachten die Zimmerthüren mit den roten Beeren der Stechpalme. Im erstgenannten Lande werden die unartigen Kinder mit Ruten aus dem erwähnten Strauch bestraft.

„Birch and green holly, boys,
Birch and green holly;
If you get beaten, boys,
'T will be your own folly.“

In vielen Gegenden Deutschlands werden die Bäume auf Weihnachten geschüttelt und geschlagen, um sie fruchtbar zu machen; stürmt es jedoch, so ist dies nicht nötig. Dies geschieht auch in Holland.

In einigen Dörfern von Devonshire herrschte früher folgender Gebrauch: Der Farmer ging mit seinen Freunden, die sich vorher an warmen Kuchen und Apfelwein gütlich gethan, auf das Feld, legte einen Kuchen auf seinen besten Apfelbaum und begofs denselben mit Apfelwein. Dann schossen die

Männer Pistolen und Gewehre ab und die Frauen jubelten und sangen:

„Bear blue, apples and pears enow,
Barnfuls, bagfuls, sackfuls,
Hurrah! Hurrah! Hurrah!"

Im Dorfe Chailey in Sussex nannten sie dies „wassailing of the apple trees" und sangen dabei:

„Stand fast root, bear well top,
Pray the God send us a good howling crop.
Every twig, apples big;
Every bough, apples enow.
Hats full, caps full;
Full quarters, sacks full."

Indische Priester berührten die auf dem Felde weidenden Tiere, damit sie sich vermehrten und von Krankheit verschont blieben. Im alten Rom schlug man die Schwelle der Kinderstube dreimal mit einer Rute, um die Geister der Krankheit, besonders die der Schwindsucht fernzuhalten, Mannhardt nennt diesen Gebrauch „Schlagen mit der Lebensrute"; die Bayern haben dafür die Bezeichnungen Pfeffern, Fitzeln, Kindeln und Dengeln.

In Baireuth, wo die Mädchen auf Weihnachten und die Knaben auf Neujahr „fitzeln", singen erstere:

„Fitzel, fitzel, Krone,
Fitzle nicht um Bohne,
Fitzle nur aus Gefälligkeit,
Dir und mir zur Gesundheit."

In Nürnberg und Ansbach fand früher das „Pfeffern" in der Nacht vom ersten bis zum zweiten Weihnachtsfeiertag statt. Der Bursche eilte alsdann mit einem Rosmarinstengel, der mit weicher Seide umwickelt war, vor das Fenster seiner Geliebten, streichelte ihr mit dieser zarten Rute Hand, Arm und Hals und sprach dabei: „Pfefferlein g'schmalzn und g'salzn

schmeckt gut.“ Darauf wurde er bewirtet. Das Mädchen, das dort nicht auf Weihnachten gepfeffert wurde, fühlte sich vernachlässigt.

In Teplitz und Umgegend erhalten die Kinder auf Weihnachten Schläge mit der Hand oder Rute, damit sie wachsen und gesund bleiben.

„Sobald die zwölfte Stunde in der Neujahrsnacht schlug, stand der pfälzer Bauer auf, führte sein Vieh an die Tränke und „blutete“ es, d. h. er stach einem Pferde oder Kuh in die Nase, sodafs sie blutete. Dies sollte das Vieh gesund erhalten. In der Pfalz wird das dem Vieh auf Weihnachten gestreute Stroh dazu verwendet, um es in die Ställe der Hühner zu werfen, damit diese ihre Eier nicht in fremde Nester legen.

Da in der genannten Zeit die germanischen Götter ihren Umzug über die Erde hielten und überhaupt der Himmel erschlossen war, so glaubten die Menschen ein Recht zu haben, eine Frage an das Schicksal zu richten, um auszufinden, was ihnen das neue Jahr bringe. Wirft in Sachsen ein Mädchen einen Stock auf einen Baum und derselbe bleibt beim ersten Wurf in den Ästen hängen, so verheiratet sie sich innerhalb eines Jahres; so viel mal er jedoch wieder herunterfällt, so viele Jahre mufs sie auf ihre Vermählung warten. Wer dort seinen Schatten beim Anzünden des Christbaums an der Wand erblickt, stirbt innerhalb eines Jahres. Geschieht dies am Neujahrstag, so hat es dieselben Folgen. Ferner glauben die sächsischen Diebe, dafs sie, wenn sie in der Christnacht etwas stehlen, ohne dabei erwischt zu werden, das kommende Jahr in ihrem Geschäfte Erfolg haben. Deshalb verwahrt man alsdann Haus und Hof.[1])

Wer in mehreren Gegenden Deutschlands und Österreichs am Christabend den Teufel zitiert, kann sicher sein, dafs ihm dieser alle Wünsche erfüllt. Freikugeln, die in jener Nacht,

---

[1]) Beiblatt zur Magdeburger Zeitung vom 6. Januar 1890.

ohne dafs ein Wort dabei gesprochen wird, auf einem Kreuzwege gegossen werden, verfehlen niemals ihr Ziel. Aus dem Brodeln heifsen Wassers hört alsdann das Mädchen den Namen ihres Zukünftigen heraus.

In England schälen nach Halliwell die Mädchen auf Weihnachten eine „Sankt Thomas-Zwiebel", wickeln sie in ein reines Tischtuch, legen dies beim Schlafengehen unter das Kopfkissen und sprechen dabei:

„Good St. Thomas, do me right,
And see my true love come to-night,
That I may see him in the face,
And him in my kind arms embrace."

In Krain klettert die heiratslustige Jungfrau um 12 Uhr in der Christnacht auf einen Hollunderbaum und schüttelt denselben; fällt alsdann etwas anderes als Schnee herab, so ist dies ein gutes Zeichen. In Ungarn legen die Mädchen Zettel, auf die sie die Namen bevorzugter Männer geschrieben, in Klöfse und kochen diese; derjenige Klofs, welcher zuerst beim Mefsläuten aufbrodelt, enthält den Namen des ihr vom Schicksal Bescherten. Oft waschen sie sich auch in der Christnacht vor dem Schlafengehen das Gesicht und bedecken es mit einem weifsen Tuche; derjenige, der ihnen dann im Traume erscheint und ihr Gesicht abtrocknet, ist der ihr bestimmte Mann. Ehe die Ungarn zum Weihnachtsgottesdienst eilen, stellen sie mit Namen versehene Stäbchen an eine Mauer im Hofraume, und das Stäbchen, das bei ihrer Rückkehr umgefallen ist, zeigt den Mann an, der zuerst stirbt. Wer in Ungarn mit Geschwüren behaftet ist, kocht auf Weihnachten Hirse oder Bohnen und wirft sie auf die Strafse; der, welcher im Dunkel darauf tritt, nimmt die Krankheit in sich auf. In einigen Dörfern Österreichs schlafen die Leute in der Christnacht nicht auf Federn, sondern auf Stroh, damit sie keine Zahnschmerzen bekommen. Soll dieses Mittel sicher wirken, so mufs das Stroh gestohlen sein.

Eines der originellsten Mittel, Geld zu gewinnen, ist das Nummermahlen, indem man Lottonummern in eine Mahlmühle schüttet. In Krain und in der Steiermark, insbesondere im Bachergebirge, befindet sich bei Bauerhöfen, die im Gebirge weitab liegen, mitunter eine kleine Mühle zum Hausgebrauch. Wenn nun sämtliche Hausgenossen zwischen 11 und 12 Uhr nachts zur Christmesse auswärts sind, so betreiben die beiden als Wache zurückgebliebenen Burschen das zweifelhafte Geschäft des Nummermahlens, welches zur Hebung der Staatsfinanzen immerhin etwas beiträgt, da nach Weihnachten die zuerst in den Beutel fallenden Nummern fleifsig gesetzt werden.

Die Armenierin steht am Weihnachtstage vor Sonnenaufgang auf, bäckt einen schön aussehenden und gut schmeckenden Kuchen und legt ihn auf das Dach. Nun wartet sie, bis ihn ein Raubvogel forträgt und beobachtet dessen Flug. Dasjenige Haus, auf dessen Dach er sich zuerst niederläfst, wird sie nach sechs Monaten als junge Gattin bewohnen.

Wenn am Rhein in der Christnacht der Wein im Fasse rumort, so giebt es ein gesegnetes Weinjahr.

Betreffs des Weihnachtswetters und dessen Folgen sagt man in Amerika:

„White christmas, a good harvest,
Green christmas, a full graveyard."

Wenn der Dezember mit Schnee und Eis brav seine Schuldigkeit thut, dann schafft er auch einen Frühling, der des deutschen Landmanns Herz erfreut. In diesem Sinne sagt ein Sprichwort in der Schweiz einfach: „Wie der Dezember, so der Frühling." Ganz entsprechend lautets im Fränkischen:

„Dezember kalt mit Schnee
Giebt Korn auf jeder Höh' —"

und in anderen Gegenden:

„Auf kalten Dezember mit wackerem Schnee
Folgt fruchtbares Jahr mit reichem Klee."

Wiederum erinnert an den Segen, der von der Christnacht ausgeht, das Sprüchlein:

„Wenn die Christnacht hell und klar,
Folgt ein gar gesegnet Jahr“,

das in Oberösterreich oft gehört wird.

In Krain erheben sich in der Christnacht versunkene Städte und Burgen aus der Erde. Sonntagskinder sehen alsdann den Himmel offen.

Bei Raleigh in Nottinghampshire befindet sich ein Thal, welches durch ein Erdbeben, das vor mehreren Jahrhunderten ein dort stehendes Dorf nebst Kirche verschlang, entstanden sein soll. Dort versammeln sich am Weihnachtsmorgen die Bewohner der Umgegend, um dem Ton der unterirdischen Glocke zu lauschen.

In den sogenannten zwölf Nächten pflegen gute Christen der gröfstmöglichen Ruhe. Es wird nicht gewaschen, gebacken, ausgefahren und auch keine Thüre zugeschlagen. Der Tisch bleibt an seinem alten Platze stehen und wird mit allerlei Speisen für die in der Nacht umziehenden Geister bedeckt. Wenn Odins Gemahlin Frigga [1]), welche die Kunst des Spinnens erfunden und die Frauen damit vertraut gemacht hat, bei ihrem Weihnachtsbesuche ausfindet, dafs nicht aller Flachs gesponnen ist oder dafs Unordnung und Nachlässigkeit im Hause herrscht, so läfst sie mit ihrer Strafe nicht lange auf sich warten; andernfalls aber belohnt sie auch und bringt besondeıs den Kindern wertvolle Geschenke. Als Christkindlein reitet sie in Westfalen und in der Rheinprovinz auf einem Schimmel von Haus zu Haus und liefert ihre Gaben ab.

Wenn in Kärnten Frau Holle vor dem Dreikönigstage über ein Flachsfeld fährt, so trägt dieses reichlich. Dort gehen oder fahren am angeführten Tage die Bauern in die Kirche eines anderen Dorfes; je weiter dieses nun von ihrem

---

[1]) In Thüringen Holle oder Holda, in Franken und Süddeutschland Berchta genannt.

eigenen entfernt, desto gröfser wird der Flachs oder „der Haar“ [1]), wie sie ihn in ihrem Dialekte nennen. Nach Fr. Franziszi („Kärtner Alpenfahrten“, Wien 1892) ist dieser Gebrauch beinahe in Vergessenheit geraten und nur noch tief in Pelze gehüllte Frauen fahren am Dreikönigstage in eine benachbarte Kirche, „damit ihr Haar länger werde“. Dieser Sitte wird auch in folgendem Vierzeiler gedacht:

„Nachstens beim Haarlangfahrn
Hab i mein Weib verlorn;
Den soll der Tunder holn,
Der mars hat gstoln.“

Eine sinnige Sage wurde dem Forscher Sommer in Diemitz bei Halle mitgeteilt: In den Zwölften hört man bei Nacht oft ein wunderbares Rauschen in der Luft. Dann freuen sich die Landleute; denn sie wissen, dafs ein fruchtbares Jahr folgt, und dafs noch aufserdem manchen von ihnen ein unverhofftes Glück begegnen wird. Dann fliegt nämlich eine Frau, die nur in den Zwölften auf der Erde erscheint, in Gestalt einer Taube durch die Luft. Die Taube ist nicht gröfser als gewöhnliche Tauben; doch wenn sie die kleinen Flügel schlägt, saust die Luft weit hinter ihr her, dafs man es wohl eine Viertelmeile weit hört.

An ihren Füfsen schleppt die Taube ein kleines, niedliches Stühlchen, aus feinem Rohrschilf geflochten, und wenn sie müde wird, stellt sie das Stühlchen auf den Boden, setzt sich darauf und ruht aus; die Erde oder was zur Erde gehört, berührt sie nie. Wo sie sich nun so niedergelassen hat, da grünt und blüht es im folgenden Sommer am schönsten, überall aber, wo sie vorüberzieht, werden die Felder fruchtbar und die Menschen mit vielfachem Glück gesegnet. Am Morgen des Dreikönigstages wird die Taube wieder zur Frau; doch verschwindet diese alsbald und wird das ganze Jahr nicht gesehen. Wo sie sich das Jahr über aufhält und wer

[1]) In Gutenberg bei Halle wird Frau Holle „Frau Harra“ genannt.

sie ist, weiſs niemand. Mit der Taube oder der Frau, in welche sich die Taube verwandelt, ist natürlich niemand anders als Frau Holle gemeint.

Um in Franken die bösen Geister, die dort in den zwölf Nächten ihr Unwesen treiben, fernzuhalten, braucht man blos drei Kreuze oder einen Drudenfuſs auf seine Hausschwelle zu zeichnen. Die Ställe werden gewöhnlich ausgeräuchert. Derjenige, welcher dem Gespräch des Viehs in der Christnacht lauscht, wird vom Unglück heimgesucht. Zu Guben in der Niederlausitz läſst sich am Abende vor Weihnachten ein kopfloser, auf einem Pferde sitzender Mann sehen; wer ihm begegnet, wird so lange mit Ohrfeigen traktiert, bis er sich in ein Haus geflüchtet hat.

Wotan, der in den zwölf Nächten als wilder Jäger durch die Luft fährt, zeigt sich zuweilen den Kindern in Gestalt des freigebigen Knecht Ruprecht.[1]) Die Pommern nennen ihn Julklapp, die Rheinländer Sankt Niklas, die Bewohner der Rhöngegend Klas, die Franken Hätschekäs, die Amerikaner Santa Claus und die Deutsch-Pennsylvanier Pelznickel. Trotzdem er auſser Geschenken auch noch eine Rute für böse Kinder mitbringt und dieselbe zuweilen auf ihren Rücken tanzen läſst, so fürchten sie sich doch nicht vor ihm und verhöhnen ihn sogar, wie im Voigtlande, durch Spottverse.

„Grishdawgs“, schreibt A. Horne in seinem „Pennsylvania German Manual“ (Kutztown, Pa. 1875), „b'shenkt m'r als sei freind. De kin'r krige als Grishtkindlen. Owets gat als 's Grishkindli rum on de heiser un dalt g'shenke aus. De kin'r fran sich druff. Olsemol kumt d'r Belsnick'l un mocht de kin'r bang. Er shmeiſst keshte (Kastanien) rum un wan de kin'r shpringe for se ufzulese, hokt 'r se mit 'r wib“ (Rute).

Der Deutschpennsylvanier H. Harbaugh giebt folgende Beschreibung des Pelznickels[2]):

---

[1]) Altdeutsch hruodperaht, der Ruhmglänzende.

[2]) Harbaugh's Harfe. Philadelphia 1870.

O kennsht du den wieshte, den gashtige Mann?
Hu! — derf m'r den Kerl e Mensh heeſse?
Ja, daſs er en Mensh is, mag glaawe wer kann,
Er gukt m'r zu viel wie der Beese!

Seh jusht 'mol sei Aage, sei Naas — alle Welt! —
Er dhut's Maul uf un zu wie die Sheere;
'n Shwanz wie'n Ochs, ja, des hot er, gelt?
Un en horiger Belz wie die Bäre.

Kummt der in dei Haus, dann gebt's Lärme genunk,
Er sucht die nixnutzige Kinder!
Un find 'r eens, geht er uf eemol zum Punkt,
Un dengelt gar bumm'rish die Sinder.

Er shtellt sich do hi' mit d'r forchtbare Rudh,
Un brummelt sei' drohende Rede;
Do werre die Kinner uf eemol arch gut
Un fange recht heftig a' bete.

War eens, wie's manchmal der Fall is, recht knitz;[1])
Wollt d' klee Fitz der Mutter vershpettle:
Ich wett, es lacht net for d'r Belsnickelfitz —
Es dhut um gut Wetter geshwind bettle.

Nau schittelt d'r Belsnickel grausam sei' Sack,
Raus falle die Kuche und Keshte;
Wer gut is, kann lese — wer shlecht is, den — whack! —
Den schmiert 'r mit Fitzeel[2]) zum Beshte.

Vum Belsnickel hab ich au ebbes gelernt,
Das wer' ich, ah, nie net vergesse:
Nooch dem daſs mer se't,[3]) werd eem ah in der Ärnt,
Die Frucht von seim Werk ausgemesse.

---

[1]) Schalkhaft.
[2]) Rutenöl.
[3]) Sät.

In Westfalen geben sich die guten Kinder die gröfste Mühe, vor Ankunft des heiligen Nikolaus wenigstens das Vaterunser auswendig zu lernen, um ihn damit zu begrüfsen und sich Schläge zu ersparen.[1]) Zuweilen memorieren sie auch den folgenden Spruch:

„Sünte Kloes de hilge Mann
Mackt sin Pard de Sporen an,
Ritt dermet noh Amsterdam,
Von Amsterdam noh Spanien,
Hölt Appels von Oranien,
Gift allen ard'gen Kindern wat,
De leigen krigen ‚Klipp, klapp!'"

Aufgeklärte Kinder, welche jenen Heiligen kennen und nicht zu ihm beten wollen, sprechen:

„Vater unser der du bist
Von hier bis an de Kist,
Von don bes an dat Brautschap
Sünte Kloes mag auch wat!"

Unartige verhöhnen ihn sogar und sprechen:

„Sünte Kloes de bunte Boes
Sat ächtern Ofen un stunk es 'n Oes."

Im Rhönerlande kommt der Klaas vor Weihnachten in die Häuser und spricht:[2])

„Guten Abend, Glück ins Haus!
Wie sieht's mit euren Kindern aus?
Ich hab gehört, sie wär'n nicht fromm gewesen,
Ich will ihnen nun das Kapitel lesen."

Auf Neufundland werden zur Weihnachtszeit die Häuser gründlich gereinigt, getüncht und tapeziert; auch schafft sich

---

[1]) J. Weingartner, Das Kind und seine Poesie in plattdeutscher Mundart. Münster 1880.

[2]) L. Höhl, Rhönspiegel. 2. Aufl. Würzburg 1892.

dort jeder, dem es die Mittel erlauben, alsdann einen neuen Anzug an. Der erste Christtag wird durch Maskeraden und allerlei Kurzweil gefeiert und zwar häufig in solcher störenden Weise, dafs die Polizei einschreiten mufs.

In Rufsland ziehen die Kinder auf Weihnachten als Tiere vermummt von Haus zu Haus, singen und lärmen mit allerlei unmusikalischen Instrumenten und erwarten dafür Geschenke. Zuweilen tragen sie auch ein Puppentheater mit sich herum und führen vor den Häusern religiöse Stücke auf, wofür sie dann bewirtet werden.

In Kärnten schlagen sich die erwachsenen Mädchen und Knaben auf Weihnachten mit Ruten oder Fichtenästchen und sprechen dabei:

„Frisch und gesund, freudenreich,
Lang leben und gesund bleiben!“

Dieser Gebrauch heifst „Plisen“[1]) und das dafür erhaltene Geschenk „Pliserlohn“.

In Franken wird der dritte oder vierte Donnerstag vor Weihnachten Anklöpflerstag genannt und dürfen alsdann Kinder und Bettler Geschenke einsammeln.[2]) Dort schlagen sich auch die Leute mit Tannenzweigen, um sich darauf aufmerksam zu machen, dafs Wotan und Frigga bald von Stall zu Stall, von Wohnung zu Wohnung gehen, um Alles zu besehen und die Fleifsigen zu beschenken. Dort kann man auch in den zwölf Nächten, also vom 25. Dezember bis zum 6. Januar, mit den Göttern verkehren und seine Zukunft erfahren.

„Ik bin en klaner Kenig,
Jebn Se mik nich so wenig,
Lassen Se mik nich so lange stehn,
Ik will heite noch weiter gehn“,

singen die Kinder zu Schierstadt bei Aschersleben am Abend

---

[1]) Von blisu = Fichtennadeln.

[2]) H. Halm, Vom Unterland. 2. Aufl. Schw. Hall o. J.

vor Weihnachten und erhalten dafür Äpfel, Nüsse und Honigkuchen.[1])

Schiffer und Fischer im nördlichen Deutschland ziehen auf Weihnachten mit einer grofsen Stange, auf die sie ein Schifflein gesteckt, herum und singen:

„Wir wünschen dem Herrn Wirt einen goldenen Tisch,
Auf alle vier Ecken einen gebratenen Fisch,
Und in der Mitte eine Kanne Wein;
Das soll dem Herrn sein Weihnachtsabend sein."

Auch die Bäcker- und Schlächterburschen ziehen umher, einen auf ein Brett gespannten Marder oder Iltis tragend, und singen dabei:

„Hahn, Appel, Hahn!
Das Weihnachten geht an,
Der Kuchen will nicht ritschen,
Gebt mir euren Speck,
Ich stell die Leiter an die Wand,
Und schneid mir ein Stück Speck drei Ellen lang,
Von den langen,
Die kleinen lafs ich hangen.
Ei, Mütterchen, ei!
Gebt mir zweier oder wohl drei,
Dafs mein Körbchen voll sei!
Eier raus!
Oder schick den Fuchs ins Hinkelhaus."

Dafür erwarten sie von den Hausbewohnern Schinken, Eier, Kuchen und Schnaps, welche Dinge später gemeinschaftlich verzehrt werden. Das Einsammeln nennen sie „Hänseln" oder „Zampern". In den Dörfern an der Oder verkleiden sich die jungen Burschen als Bären, marschieren unter Leitung eines Bärenführers von Haus zu Haus und lassen sich be-

[1]) Fr. Drosihn, Deutsche Kinderreime. Leipzig 1897.

schenken. Manchmal hüllen sich auch die jungen Leute in Ochsenhäute.

Eine merkwürdige, wohl nicht allgemein bekannte Sitte, deren Ursprung auf eine in früheren Jahrhunderten in der Kirche übliche Veranstaltung zurückzuführen ist, findet man um die Weihnachtszeit in den verschiedenen Klöstern und Schwesterhospitälern Westfalens, die Sitte des Christkindleinwiegens. In der Adventszeit wird dort eine kleine Wiege mit einer Wachspuppe, dem Christkindlein, aufgestellt. Die Kinder der Umgegend erscheinen dann, um unter Aufsicht der Nonnen die Wiege durch Ziehen an seidenen Bändern in Bewegung zu setzen. Dabei bringen sie zugleich ein kleines Opfer dar, meist eine kleine Geldspende, die von den Nonnen in der Weihnachtszeit zu wohlthätigen Zwecken verwendet wird.

Im 13. und 14. Jahrhundert wurden in den Kirchen Englands Armenbüchsen aufgestellt, welche mit den Namen bestimmter Schiffe versehen waren. Diese Büchsen wurden am ersten Weihnachtstage geöffnet und der Inhalt der Bemannung jener Fahrzeuge überwiesen.

Auf der deutschen Sprachinsel Gottschee wird am Dreikönigstage, auf Weihnachten und Neujahr der Tisch mit einem weifsen Tuche bedeckt und dann mehrere feine Weifsbrote darauf gelegt. Das gröfste derselben, das aus allerlei Teig zusammengebacken ist und auf dem sich Figuren von Tauben, Hühnern u. s. w. befinden, führt den Namen Schiplink. Dasselbe wird gewöhnlich am Dreikönigstage zerschnitten und unter die Hausbewohner verteilt; einige Stücke werden auch in das für das Vieh bestimmte Futter gemischt, um dieses gegen Hexerei zu schützen. Wer dort in der Christnacht um 12 Uhr ein Feuer im Felde brennen sieht, ist sicher, dafs ein Schatz darunter verborgen liegt. Um ihn zu heben, braucht er blos einen Kreis herum zu ziehen, den Rosenkranz hineinzuwerfen und die ganze Stelle mit Weihwasser zu bespritzen.

In Frankreich hat das Christfest einen stark katholischen

Anstrich. In vielen Dörfern und Städten wird eine Mitternachtsmesse (la messe minuit) gelesen, zu der, weil dabei viel Scherz getrieben wird, das schaulustige Publikum zahlreich herbeiströmt.

Der sogenannte „Lord of Misrule" bildete in England bei den Weihnachtsfeierlichkeiten lange Zeit eine stehende Figur. Dieser öffentliche gewählte Narrenkönig, welcher in den zwölf Nächten Dörfer und Paläste beherrschte, trat gewöhnlich sein Amt durch eine Proklamation an, in der er allgemeine Freiheit und Gleichheit predigte und seine Anhänger ernstlich ersuchte, sich aller vernünftigen Thaten zu enthalten und sich wie fromme Kinder zu geberden. Der Monarch zog mit einer Schar Vermummter von Haus zu Haus, liefs singen und tanzen und mitunter auch eine dramatische Bearbeitung der Sage vom heiligen Georg und dem Drachen aufführen. Dann trat er vor und sprach:

„Ladies and gentlemen,
Our story is ended,
Our money box is recommended;
Five or six shillings will not do us harm,
Silver, or copper, or gold if you can".

Um diese Zeit herrschte in allen Hütten und Palästen Englands die ausgedehnteste Gastfreundschaft.

„At Christmas play and make good cheer,
For Christmas comes but once a year",

heifst es in Tussers „The farmer's daily diet" (1573).

Die in England besonders beliebten und meist zur Weihnachtszeit aufgeführten Pantomimen sollen folgenden Ursprung haben: Da die Geistlichen um die betreffende Zeit sahen, dafs die Leute den Kirchen fern blieben, sich aber fleifsig an öffentlichen Umzügen beteiligten und das Theater besuchten, so sorgten sie dafür, dafs ein Gesetz erlassen wurde, welches die Aufführung jedes gesprochenen (spoken) Dramas in den Weihnachtstagen verbot. Da kamen dann erfinderische Köpfe

auf die Idee, die Handlung des Schauspiels pantomimisch auszudrücken und alles Reden wegzulassen.

An Weihnachtsspäſsen hat es überhaupt in England niemals gefehlt. Dort wurde auch früher auf Weihnachten ein starkes Getränk gebraut und jedem Besucher mit den Worten „wes hal“[1] (zur Gesundheit) gereicht. Dieser Gebrauch wird auf Rowena, die Tochter des Sachsenfürsten Hengist, zurückgeführt. Der Historiker Richard Verstegan (1605) schreibt:

„Hengist lud einst König Vostiger in sein neuerbautes Schloſs zum Abendessen ein und ersuchte seine Tochter, dem Könige nach dem Mahle einen mit Wein gefüllten Goldbecher zu kredenzen. Als sie dies that, sprach sie: „Wes hal, hlaford cyning!“ (Zur Gesundheit, Herr König!)

Dem Könige gefiel die junge Dame so sehr, daſs er sie zur Ehe begehrte. Hengist hatte nichts dagegen einzuwenden, besonders da Vostiger versprach, ihm die Grafschaft Kent zu schenken und sich von seiner bisherigen Gattin scheiden zu lassen“.

Dieser Vorfall ist mehrmals poetisch verherrlicht worden; so finden wir z. B. im „Antiquarian Repertory“ (1808) folgende Zeilen:

„Health my lord King, the sweet Rowena said;
“Health” cry'd the chieftain to the Saxon maid;
Then gaily rose, and 'midst the concourse wide,
Kiss'd her hale lips and placed her by his side;
At the soft scene such gentle thoughts abound
That health and kisses 'mongst the guests went round;
From this the social custom took its rise
We still retain and must forever prize“.

Zu Devonshire in England besteht der Julklotz aus einem Bündel Eschenzweige; wenn dasselbe verbrannt wird, singen die Leute:

---

[1]) Daraus ist die spätere Bezeichnung Wassail für Trinkgelage entstanden.

„Ule, Ule, Ule, Ule,
Three puddings in a pule,
Crack nuts and cry Ule!"

Dann macht die Flasche die Runde und jeder ruft, ehe er sie an den Mund führt „Wassail!"

Der erste Weihnachtstag wird in der Rhöngegend „Haltig" (heiliger Tag) genannt und ruhig gefeiert; am nächsten aber geht es um so lebhafter zu. Derselbe heifst im Volksmund „Höckeltragen" (Bündel auf dem Rücken tragen), deshalb nämlich, weil alsdann die Leute ihren Pathenkindern, die oft weit entfernt wohnen, Geschenke zutragen. Dies geschieht bis zum zwölften Jahre jener Kinder. Dann wird ihnen ein Weck geschenkt, in dem ein Messer gebacken ist und damit sind die zukünftigen Gaben abgeschnitten.

Den amerikanischen Soldaten und Matrosen wird auf Weihnachten die gröfstmöglichste Freiheit gewährt. Da legen sie z. B. einen jungen Rekruten auf eine starke Wolldecke und werfen ihn so lange in die Höhe, bis er entwischt. Je heftiger er dabei schreit und flucht, desto köstlicher amüsieren sich seine Peiniger. In früheren Jahren wurde auch zuweilen auf dem Paradenplatze ein mit Fett eingeschmiertes Schwein frei gelassen, das dann die Soldaten einfangen mufsten.

Wenn der Amerikaner ein Geschenk erhält, an dem sich eine scharfe Spitze befindet, wie z. B. ein Messer oder eine Nadel, so händigt er, da es sonst die Freundschaft zerstechen würde, dem Geber einen Cent dafür ein.

„Grüne Weihnachten machen die Geldtaschen leer" (green christmas, lean pocketbooks) sagt man in New York.

Als New York noch Neu-Amsterdam hiefs und hauptsächlich von Holländern bewohnt war, wurde dort Weihnachten als religiöses Volksfest gefeiert. Das erste Emigrantenschiff, das Manhattan berührte, trug das Bild des heiligen Nikolaus und dieser wurde seitdem als Schutzheiliger der neuen Ansiedlung verehrt. Ehe die Ansiedler eigentliche Kirchen hatten, hielten sie ihren Gottesdienst in Windmühlen ab. Die Kinder,

welche auf Weihnachten gewöhnlich rotbäckige Puppen und Konfekt erhielten, richteten folgenden Spruch an Sankt Nikolaus:

„St. Nicholas, goed heilig man,
Treckt uw' besten tabbard aan
En reis daamee naar Amsterdam,
Von Amsterdam naar Spanje,
Waar appellen von Orange,
En appelen von Granaten,
Rollen door de straaten,
St. Nicholas, myn goeden vriend
Ek heb uwe altyd wel gediend
As gy my nu wat wilt geben
Zal ik uwe dienen als myn leven".[1])

In Mexiko haben sich nicht nur spanische Weihnachtsgebräuche des Mittelalters erhalten, sondern denselben sind auch noch aztekische Zuthaten beigesellt worden. Die lange Reihe der grofsen Mittwinterfeste wird in der Hauptstadt bereits am achten Dezember, dem Gedenktage der Empfängnis eröffnet. Darauf folgt vier Tage später die Wallfahrt nach Guadalupe mit Indianertänzen, am sechszehnten die neuntägige Weihnachtsfeier mit dramatischen Hirtenspielen, am achtundzwanzigsten das Narrenfest der „unschuldigen Kinder" und endlich der durstige Sylvester. Das neue Jahr wird, wie überall, auch dort mit einem Feste begonnen, an welches sich der Dreikönigstag (6. Januar) mit seinem neckischen Bohnenorakel und dem scherzhaften Königsmahl anschliefst, das eigentlich nur die Einleitung zum Karneval und den sogenannten Gevatterschaftsbällen ist.

Den Gipfel der Weihnachtsfeier im Familienkreise bilden die naiven dramatischen Weihnachtsspiele, „Posedas" (Herbergen) genannt, an welche sich jedesmal das spafshafte Topfschlagen der bunten „Pinata", sowie Tanzkränzchen (Tertulia)

---

[1]) M. L. Booth, History of New York.

mit kleinen Geschenken (Collacion, ähnlich wie beim Kotillon) und endlich auch noch ein Festmahl anschliefst. Besonders lebhaft wird diese Feier in Mexiko, Puebla und in der Weihnachtsstadt Querétaro begangen. In dem letzteren Orte hat dieselbe einen öffentlichen Charakter und zieht alljährlich Tausende von Gästen aus allen Gegenden der Republik herbei.

In Mexiko, wie wohl in allen romanischen Ländern und auch vielfach im katholischen Deutschland, gruppiert sich die Weihnachtsfeier um die „Krippe", in Spanien als „nacimiento" (Geburt) bezeichnet. Es ist dies eine bildliche Darstellung der Krippe in der Herberge zu Bethlehem, in welcher das Christkind das Licht der Welt erblickte. Wie sich im protestantischen Deutschland fast jede Familie einen Weihnachtsbaum ausputzt, so baut man in Spanien und Mexiko einen „nacimiento", der je nach Mitteln oder Geschmack hergestellt wird. Man kann ihn auf dem Weihnachtsmarkte fix und fertig aus Holz oder Baumrinde, Blech, Papier oder Pappe mit all den dazu gehörigen Figuren und Schmucksachen erstehen. Reiche Leute geben dafür Hunderte von Thalern aus und in Puebla haben sich einige Wohlhabende kunstvolle Panoramen mit beweglichen Figuren und anderem Mechanismus herstellen lassen, die mehr als tausend Thaler gekostet haben. Nicht nur jede Familie hat ihren „nacimiento", auch in allen Kirchen wird er aufgestellt und in Querétaro findet man sogar öffentliche Krippen auf Plätzen oder in der Strafse errichtet.

Im Hause wird die Krippe gewöhnlich in der guten Stube (Sala) auf einem Tisch oder improvisierten Altar aufgebaut. In wohlhabenden Familien nimmt dieses Schaustück auf einer Plattform zuweilen die ganze Längsseite des Salons ein. Die einfachen Bildwerke stellen eine kleine Höhle, ein Portal, einen Viehstall oder ein Wirtshaus dar, mit den bekannten Figuren der heiligen Legende. Da ist der rosige Säugling mit oder ohne Heiligenschein in der Krippe, Joseph in gelbem Umschlagetuche und Maria mit blauem Mantel. Engel und

Hirten kommen in allen Schattierungen vor, sogar als Indianer ausstaffiert. Kuh und Esel dürfen ebensowenig fehlen, wie die Schafe auf der Weide.

Zur „Adoracion“, der Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande, gehören natürlich auch der glänzende Leitstern und die heiligen drei Könige, von welchen der eine als Neger, Moor oder wohl gar als Indianer erscheint. Bei gröſseren Darstellungen finden wir ganz Bethlehem vertreten, mit Mauern und Wällen, mittelalterlichen Ritterburgen, mohamedanischen Moscheen, phantastischen Felsenhöhlen, Wasserfällen, Bächlein und Seen von Spiegelglas und einem Überzug aus Watte als wunderbaren Schneefall. Andere sind wieder mit künstlichen oder natürlichen Blumen geschmückt. Die Figuren sind aus Pappe, Wachs, Thon oder auch aus Zucker verfertigt. Der Schautisch oder Altar wird mit Zweigen von Fichten, Cypressen, Kakteen, Zittergras, Farrnkräutern und grauer Tillandsia verziert und mit Kerzen erleuchtet.

Diese festliche Dekoration bildet gewissermaſsen den Hintergrund des Schausplatzes für das dramatische Weihnachtsspiel, welches an die bescheidenen Anfänge des Dramas im Mittelalter erinnert. Diese Aufführungen werden allabendlich vom sechszehnten bis zum vierundzwanzigsten Dezember wiederholt, nicht nur in den Familien, sondern auch in einzelnen Kirchen. Es sind dies allegorische kleine Schauspiele oder vielmehr Singspiele mit stehendem Texte in volkstümlichen Weisen, welche aus Wechselstrophen von Solo- und Chorgesang nach einer einzigen Weise bestehen. Sie werden eingeleitet mit einem Umzuge, bei welchem der Chor einen Choral (lateinische Litanei) anstimmt, und beschlossen mit Gebet. Am letzten, heiligen Abend kommt noch dazu das Wiegenlied und ein lustiges Nachspiel, ein versifiziertes Gespräch der Hirten, oder der drei Weisen, oder gar eine Allegorie der betrogenen Teufel. Die Libretti zu den Herberg- und Schäferspielen werden ebenfalls auf dem Weihnachtsmarkte feilgeboten.

Die neun „Posadas“ stellen die neun Tagereisen der heiligen Familie zur Steuereinschätzung in Bethlehem vor und führen sie uns auf der Umschau nach einer Herberge (Posada) vor, welche den Spielen den Namen gegeben hat.

Als Darsteller der Herbergspiele wirken alle Familienmitglieder und Gäste mit. Die heiligen Personen werden durch Puppen vertreten. Die Kinder des Hauses tragen gewöhnlich auf einer geputzten Bahre die Figur des Joseph und der Maria dem Zuge voraus. Zuweilen werden dieselben jedoch auch von kostümierten Kindern, auf einem zottigen Burro (Esel) reitend, dargestellt. Ein oder mehrere Solosänger singen die den Puppen und dem Haus- oder Herbergsvater zukommenden Verse, der Rest der Gesellschaft bildet den Chor.

In Querétaro werden während der ganzen Weihnachtszeit öffentliche Feierlichkeiten veranstaltet mit grofsen Umzügen durch die Strafsen, in Begleitung allegorischer Wagen, welche lebende Bilder aus der biblischen Geschichte vorstellen. Dazu kommen Theateraufführungen, Volksbälle, Wettrennen, Hahnen- und Stierkämpfe und andere beliebte Unterhaltungen.

In dem Wallfahrtsorte Guadalupe bei Mexiko herrscht in dieser Zeit ein seltsames buntes Treiben. Das ganze Städtchen ist seit dem zwölften Dezember in einen grofsen Jahrmarkt mit zahllosen Spielhöllen verwandelt. Von nah und fern pilgert die Bevölkerung zu den Festmessen und Spielbuden. Die Nachkommen der Azteken halten hier Picknicks ab und sammeln die efsbare Erde (Jabon oder Tierrita) und das wunderthätige Wasser der Brunnenkapelle. Vor der letzteren werden auch Indianertänze aufgeführt.[1])

[1]) Nach einem Artikel von E. Riedel im Sonntagsblatte der New Yorker Staatszeitung vom 23. Dezember 1894.



Amerikanische Volksrätsel.

Der Anfang der Rätseldichtung ist in der grauen Vorzeit zu suchen und der grofse Wert, den man ihr früher beimafs, wurzelte in den damaligen sozialen Verhältnissen. Nur durch das Aufgeben von Rätseln war es möglich, den wahren Charakter eines Fremden und den eigentlichen Zweck seiner Wanderschaft ausfindig zu machen. Diese praktische Bedeutung des Rätsels hat sich sogar bis zum Anfang dieses Jahrhunderts in den sogenannten Handwerkssprüchen erhalten, wodurch sich ein Meister davon überzeugte, ob der fechtende Geselle auch zu seiner Zunft gehörte und mithin zu einer Reiseunterstützung berechtigt war. Wer also Grund hatte, seine Herkunft und Vergangenheit zu verschweigen, mufste unter Umständen seinen ganzen Scharfsinn aufbieten, um sich bei der Beantwortung der ihm vorgelegten Rätselfragen nicht zu kompromittieren oder aus der Rolle zu fallen.

Als Frithjof einst als armer Salzbrenner verkleidet den König Ring und seine frühere Geliebte Ingeborg besuchte, beantwortete er die ihm von einem Diener betreffs seines Namens und seiner Herkunft vorgelegten Fragen einfach so: „Ich heifse Dieb, bin in Harm auferzogen worden und habe die letzte Nacht beim Wolf (at ulfs, nämlich im Walde), zugebracht.“ Da nun kein Bauer dieses Namens in der Um-

gegend wohnte, so wufste Ring gleich, dafs er hier einen armen, heimatlosen Teufel vor sich habe.

Aus Rätseln bestehen auch die Antworten, die der mit Björn Schach spielende Frithjof den Abgesandten des Königs Bela gab, als sie ihn bereden wollten, an der Bekriegung Rings teilzunehmen. Da sie dieselben jedoch nicht zu deuten vermochten, so mufsten sie unverrichteter Sache abziehen.

Selbst Odin verschmähte es nicht, sich gelegentlich in einen Rätselkampf einzulassen und dabei seinen Kopf auf das Spiel zu setzen. So trat er einst, wie in der Edda erzählt wird, bei Wafthrudeir, dem „im Verwickeln starken Riesen" als Gaguradr (guter Ratgeber) ein und fragte ihn barsch, ob er wirklich so klug sei, wie die Leute behaupteten und ob er dies durch die That beweisen könne. Darauf antwortete denn der Riese, dafs wenn sich sein fremder Gast nicht als klüger erweise, er die Halle nicht wieder verlassen würde. Wafthrudeir legte nun eine lange Reihe mythologischer Rätsel vor, die der Gast auch ohne langes Besinnen richtig löste. Darauf ergriff dann Odin das Wort, um bald auszufinden, dafs er hier im Rätsellösen einen würdigen Gegner gefunden hatte.

Nachdem sich nun beide längere Zeit gründlich auf den Zahn gefühlt, ohne dafs einer den Sieg für sich beanspruchen konnte, fragte schliefslich Gaguradr, was Odin seinem Sohne Baldr, als dieser auf den Scheiterhaufen gelegt wurde, in das Ohr gesagt habe. Jetzt erst erkannte Wafthrudeir, wen er eigentlich vor sich hatte, denn nur Odin konnte jene Frage beantworten. Nun erklärte sich der Riese für überwunden und hatte somit sein Leben verwirkt.

Auch mit dem Zwerg Alwis liefs sich Odin in Gemeinschaft mit Thor in einen Rätselkampf ein.

Nach der Herwarasage legte Odin in Gestalt des blinden Gastes (gestr blindi) dem König Heidrek, der geschworen hatte, jedem alle Beleidigungen seiner Person zu verzeihen, der ihm unlösbare Rätsel vortrage, dreifsig Rätsel vor, darunter folgende: „Was war das für ein Trunk, den ich gestern

trank? Nicht Wasser, noch Wein war es, weder Meth noch Bier, noch irgend eine Brühe, und doch ging ich durstlos von dannen?“

Darauf lautete die Antwort: „Du gingst in der Sonne, bargst Dich im Schatten; dort fiel der Tau zu Thale, da nahmst Du Dir vom Nachttau und kühltest damit die Kehle.“

Eine andere Frage lautete: „Wer ist der Finstere, der über den Boden fährt, Wasser verschlingt, Wald und Sturm fürchtet, nicht aber die Männer, und mit der Sonne Hader anfängt?“

„Der Nebel.“

In dem folgenden Rätsel ist „der Schild“ die Lösung: „Was ist das für ein Tier, das Männer schützt, blutigen Rücken trägt und Wunden vorne und Speeren begegnet, sein Leben daransetzt und seinen Leib in Mannes Hand legt?“ Und für das poetische Bild der nächsten Rätselfrage: „Wer sind die Bräute, die auf Brandesklippen gehen und die Bucht entlang fahren? Ein hartes Bett haben die weifsverschleierten und in der Seestille spielen sie wenig“ ist die Unterschrift „Die Meereswellen“.

Ferner fragte Odin:

„Vier gehen,
Vier hängen,
Den Weg zwei weisen
Und den Hunden wehren,
Einer hängt hinten.“

Und Heidrek, der so weise war, dafs er alle Rätsel löste, antwortete:

„Eine Kuh war es,
Wie Du dort sahest
Vierbeinig einhergehn:
Vier Euter hängen,
Der Hörner zwei
Den Hunden wehren,
Der Schwanz hängt hinten.“

Odin fragte weiter:

„Wer sind die Beiden?
Zur Versammlung sie ziehen,
Haben mit einander
Der Augen drei,
Der Füſse zehn
So ziehen sie
Über Land hinweg.“

Darauf lautete die Antwort:

„Odin ist es,
Auf Sleipnir reitend,
Dem guten Pferde
Mit zweimal vier Beinen,“

denn Odin erscheint zuweilen mit einem Auge und sein Roſs hat acht Beine. Die letztgenannten Rätsel leben nun noch heute im Munde des Volks und lauten in der jetzigen Form:

Veer Hengels,
Veer Gängels,
Twee wist den Weg,
Twee seht den Weg,
En slängt achterna —
Rade mal, wat meen ick da?

Oder:

Vieri ganget,
Vieri hanget;
Zwei spitzige,
Zwei glitzige;
Und Einer zoddelt hinten nach.

Oder:

Wer gohne weg, zwe kike weg,
Zwe wise Weg on einer schlappt na.

Odin auf Sleipnir aber ist zum einfachen Reiter geworden und es heiſst nun z. B. in Schwaben:

Zwei Köpfe, zwei Arme,
Sechs Füfse, zehn Zehen —
Wie soll ich das verstehen?

und in Schleswig-Holstein:

Keem en Deert ut Norden
Harr veer Ohren
Harr söfs Föet (Füfse)
Harr an langen Steert (Schwanz) —
Rade, wat is dat?

Das aus dem 12. oder 13. Jahrhundert stammende Tragemundslied besteht aus einer Reihe volkstümlicher Rätsel, durch deren geschickte und schnelle Lösung Tragemund (Dragoman oder Dolmetscher), dem 72 Länder kund sind, sich bei seinem neuen Wirte vorteilhaft einführt. Folgende Proben aus diesem lieblichen Gedichte mögen genügen.

Frage: Was ist weifser denn der Schnee,
Was ist schneller denn das Reh,
Was ist höher denn der Berg,
Was ist finstrer denn die Nacht?
Antwort: Die Sonne ist weifser denn der Schnee,
Der Wind ist schneller denn das Reh,
Der Baum ist höher denn der Berg,
Der Rabe ist schwärzer denn die Nacht.
Frage: Durch was ist der Rhein so tief,
Warum sind die Frauen so lieb,
Durch was sind die Matten so grün,
Durch was sind die Ritter so kühn?
Antwort: Von manchem Quell ist der Rhein so tief,
Von hoher Minne sind die Frauen lieb,
Von manchen Kräutern sind die Matten grün,
Von starken Wunden sind die Ritter kühn.
Frage: Was ist grüner als der Klee,
Was ist weifser denn der Schnee,

Was ist schwärzer denn die Kohlen,
Was zeltet rechter (geht besseren Pafsgang) als
das Fohlen?
Antwort: Die Elster ist grüner wie der Klee,
Und ist weifser wie der Schnee,
Und ist schwärzer als die Kohlen,
Und zeltet rechter als das Fohlen.

In dem Gedichte vom Wartburgkriege treten sechs edle und berühmte Sänger auf, um in kunstvoll geflochtenen Rätseln die Tugenden und Vorzüge einzelner Fürsten zu besingen. Dabei wird nun Heinrich von Ofterdingen, der den Herzog Leopold von Österreich poetisch verteidigt, dermafsen in die Enge getrieben, dafs er sich um Hilfe an den geschickten Zauberer und Rätsellöser Klingsor in Ungarn wenden mufs. Derselbe leistet ihm auch bereitwillig Beistand, findet jedoch an dem ernstfrommen Wolfram von Eschenbach einen ihm ebenbürtigen Gegner.

Eins der bei dieser Gelegenheit vorgelegten Rätsel möge hier im Auszuge Platz finden. Klingsor sang: „Ein Vater rief seinem Kinde, das am Ufer eines Sees schlief. Da die Nacht hereinbrach und der Sturm die Wellen schon über den Damm des Sees trieb, so wollte er es wecken. Aber das Kind hörte nicht und wachte selbst dann nicht auf, als ihm der Vater einen Rutenschlag gab. Da liefs dieser sein Horn ertönen, ergriff das Kind bei den Haaren und gab ihm eine Ohrfeige. Alles umsonst. Endlich warf der Vater eine Keule nach ihm und sprach: Dich schützte das gallenlose Thier Epidemon, doch folgtest du dem Rate des Luchses, der dich in diesen Schlaf gebracht hat! — Bei diesen Worten brach der Damm und das Kind wurde von dem See verschlungen."

Dieses Rätsel erklärte Wolfram also: „Der Vater ist Gott, das Kind ein jeglicher Sünder. Gottes Horn sind die weisen Geistlichen; der Seedamm ist die Zeit, die Gott den Sündern

zur Bekehrung giebt; der See sind die kommenden Jahre und die Winde sind deine Lebenstage. Epidemon ist des Menschen Schutzengel, der Luchs bedeutet den Teufel. Gott straft die Menschen zuerst mit Herzeleid (das ist der Rutenstreich), dann, nachdem dies nicht geholfen, mit Krankheit (Ohrfeige) und endlich mit dem Tod (Keule). Er verlangt dann Reue und Beichte und wird ihm diese nicht gewährt, so ist Höllenpein unvermeidlich."

Ursprünglich war bei diesem Wettsingen bestimmt worden, dafs der Besiegte hingerichtet werden sollte, doch das gewandte und liebenswürdige Auftreten Klingsors hatte zur Folge, dafs eine Versöhnung der Sänger stattfand und man somit die Dienste des bereit stehenden Henkers entbehren konnte.

Auch die Handwerkssprüche trugen, wie bereits bemerkt, ursprünglich vielfach den Charakter eines Rätsels; derselbe hat sich jedoch im Laufe der Zeit verwischt und ist einer derb humoristischen Färbung gewichen, wie z. B. der Schmiedegesellengrufs in des Knaben Wunderhorn und der Grufs der Büchsenmachergesellen zeigen; aus dem letzteren möge folgender Auszug genügen.

Der Altgesell fragt: „Wo laufft mein guter Gesell weiter her?"

„Ich lauffe daher aus Österreich, da machte ich sieben Meister reich; der Erste ist gestorben, der Andere ist verdorben, der Dritte liegt im Hospital, der Vierte hat nichts überall, der Fünfte mufs Alles verkauffen, der Sechste mufste zum Thor hinauslauffen."

„Mein guter Geselle, hastu nicht vernommen, wo der Siebente ist hingekommen?"

„Er ist zu Wien die Donau hinabgeschwommen!"

Von den vielen als Rätsel oder Scherzfragen zu bezeichnenden Waidmannssprüchen, die sich natürlich alle auf das Jägerleben beziehen, erinnert der folgende lebhaft an das Tragemundslied:

„Sag' mir an, mein lieber Waidmann:
Was macht den Wald weiſs,
Was macht den Wolf greis,
Was macht den See breit,
Woher kommt alle Klugheit?"

„Das will ich Dir wohl sagen schon:
Das Alter macht den Wolf greis,
Der Schnee macht den Wald weiſs,
Und das Wasser den See breit,
Vom schönen Jungfräulein kommt alle Klugheit."

Die Frage, wann der Hirsch am gesündesten sei, wird also beantwortet:

„Wann die Jäger sitzen und trinken Bier und Wein,
Pflegt der Hirsch am allergesündesten zu sein"

In einem weitläufigen, aus dem 13. Jahrhundert stammenden Rätselgedicht, welches einen geistigen Wettkampf zwischen Meister Regenbogen, dem dichtenden Schmiede, und Heinrich Frauenlob von Mainz behandelt, lautet die erste, vom Herausfordernden ausgehende Frage:

Ich kam ainsmals auf abenteur
fur einen wald, was ungeheur,
und da trug mich mein tumer mut
hin über das gefilde;
das gschach an ainem morgen fru,
wen da kam mir begangen zu
ain tierlin fraisiglich gestalt,
es taucht mich also wilde
und sach mich grimmecliche an,
es tret wol zwainzig horen,
wer mir das tier auslegen kan,
rath maister hochgeboren!

Dann folgt eine Beschreibung des Rätseltieres, dessen Füſse nicht zu lang seien, das einen wunderlichen Gang und

dreierlei Farben, Weifs, Braun und Rot, zeige, manchen Mann in Not gebracht habe, sich aus den Lüften nähre, und doch kein Gefieder besitze.

Der Sänger schliefst mit der Aufforderung:

„Wer wil mich sein beweisen?
ratend all ir werden man
und auch ir alten greisen,
und ob mir ainer kind gesagen,
was sich das tierli mugi getragen."

Diesem Rätsel giebt Frauenlob alsbald seine Lösung:

„Das tierlin wil ich raten pald,
es wont in einem grünen wald,
wen es wil so gat es an ain man
auf seinen hindern füssen.
ich rat das tier, das. er da sach,
an ainem morgen das beschach
das mer kent beide jung und alt,
das dier wil ich aufschliessen."

Dann beantwortet der Mainzer Meister alle im Rätsel gegebenen Andeutungen über die Merkmale des Tieres und fafst endlich seine Auflösung in den Strophen zusammen:

„Kain paum der ist dem dierlin z'hoch,
auf in so kan es climmen,
sein speis die gist es also roch,
es climpt auch zu den imen;
das dierlin das vert hin und her,
es ist genent ain wilder ber,
was imen waist, es stilt das hunk,
es ist dem dier wol ziemen."

Als einst die berühmten Schildbürger vom Kaiser, der diese merkwürdigen Leute auch einmal persönlich kennen lernen wollte, besucht wurden, führten ihn diese, nachdem sie ihm den Stolz ihres Dorfes, himmelhohe Misthaufen nämlich,

gezeigt hatten, in ihr neues Rathaus und regalierten ihn dort auch mit einer Anzahl Rätsel, von denen eins saftiger als das andere war, sodafs ich dahier, trotzdem ein echter Folklorist an derartigen Dingen keinen Anstofs nehmen darf, lieber keins mitteilen will.

In vielen Rätselliedern sehen wir stets den angeborenen Mutterwitz über die staubige Büchergelehrsamkeit triumphieren. So besiegt der Narr Kahlenberg den Pfarrherrn im Rätselkampf und der Schäfer den Abt von Sankt Gallen. Nach dem englischen Original der betreffenden Ballade Bürgers sollte der Abt zum Tode verurteilt werden, wenn er die Fragen, wie viel der Kaiser samt seiner Krone wert sei, wie lange es währe, um die Welt zu umreiten und was der Kaiser denke, nicht zur Zufriedenheit beantworte. Jene Erzählung stammt ursprünglich von dem Italiener Franco Sacchetti, einem Novellisten des 14. Jahrhunderts und war in Deutschland längst vor Bürger durch Paulis Buch „Schimpf und Ernst" („Vom Sauhirt, der Abt geworden ist") und durch den Fabeldichter Burkard Waldis bekannt. Der letztere läfst folgende drei Fragen stellen: „Wie weit ist es hinauf gen Himmel? Wie tief ist des Meeres Grund? Wie weit ist Glück vom Unglück?" [1])

Auch die populäre schottische Ballade „Roslin's Doughter" enthält ein Rätselspiel, so auch die andere „Proud Lady Magaret", die beide in Aytouns Sammelwerk „The Ballads of Scotland" enthalten sind.[2]) Von einem englischen, „die drei Fragen" betitelten Volksliede, lieferte Herder folgende Übersetzung:

[1]) In einem dem 15. Jahrhundert angehörenden Fastnachtsspiele vom Kaiser und Abt lauten die drei Fragen: „Wie viel Wasser ist im Meer? Was ist der Kaiser an Geld wert? Wer hat je das Glück am nächsten gewonnen?"

[2]) Übersetzungen derselben befinden sich in Knortz, Schottische Balladen. Halle 1875. — Im ersten Bande von Prof. Childs „The English and Scottish Popular Ballads" sind zahlreiche altenglische Rätsellieder enthalten.



Es war ein Mann, der reist' durchs Land,
Er sucht' ein Weib sich aus zur Hand.
Er kam wohl vor einer Witwe Thür,
Drei schöne Töchter traten herfür.
Der Ritter, er sah, er sah sie lang;
Zu wählen war ihm das Herz so bang;
Wer antwortet mir der Fragen drei,
Zu wissen, wer die Meine sei?
„Leg vor, leg vor uns die Fragen drei,
Zu wissen, welch die Deine sei.“
„O, was ist länger als der Weg daher?
Oder was ist tiefer als das tiefe Meer?
Oder was ist lauter als das laute Horn?
Oder was ist schärfer als der scharfe Dorn?
Oder was ist grüner als das grüne Gras?
Oder was ist schlimmer als ein Weibsbild was?“
Die Erste, die Zweite, sie sannen nach,
Die Dritte, die Jüngste, die Schönste sprach:
„O, Lieb ist länger als der Weg daher,
Und Höll ist tiefer als das tiefe Meer.
Und Donner ist lauter als das laute Horn,
Und Hunger ist schärfer als der scharfe Dorn.
Und Gift ist grüner als das grüne Gras,
Und der Teufel ist ärger als ein Weibsbild was.“
Kaum hatt' sie die Fragen beantwortet so,
Der Ritter, er eilt und wählt sie froh.
Die Erste, die Zweite, sie sannen nach,
Indefs ihnen jetzt ein Freier gebrach.
Drum, liebe Mädchen, seid auf der Hut,
Frägt euch ein Freier, antwortet gut.

In mehreren deutschen Liedern, von denen die Mittlersche Sammlung einige enthält, wird dem Mädchen, das sich im Rätsellösen geschickt erweist, ein Bräutigam in Aussicht gestellt; doch vergifst der Dichter sehr oft hinzuzufügen, ob

das glückliche Mädchen auch wirklich in den Besitz eines solchen gelangt ist, so dafs man glauben möchte, der junge Mann, der seine Hand offerierte, habe sich einfach nur einen Scherz mit einer schlagfertigen Dorfschönen erlaubt.

Als das gute, deutsche Hirtenbüblein die drei Fragen des Königs zur Zufriedenheit desselben beantwortet hatte, wird es von demselben an Kindesstatt angenommen; sechs berühmte Philosophen fertigt er jedoch, wie Johannes Pauli erzählt, nachdem sie seine Fragen, was ihnen am meisten gefalle und worüber sie sich am meisten verwunderten, so geistreich beantwortet hatten, dafs sich darüber ein ganzes Buch schreiben liefse, einfach mit einem Lobe ab, womit dieselben weder ihre Reise- noch Haushaltungskosten bestreiten konnten. Vielleicht dachte er, dafs solchen gescheiten Philosophen schon Mittel und Wege genug zu Gebote ständen, um sich eine gesicherte Existenz zu verschaffen.

Es lebte einmal, so lautet ein englisches Rätselmärchen, in Cumberland ein Edelmann, der drei Söhne hatte, von denen die beiden ältesten sehr klug waren, wohingegen der jüngste im Rufe stand, ein grofser Dummkopf zu sein. Nun hatte eine schöne Königstochter bekannt gemacht, dafs sie den jungen Mann zum Ehegemahl nähme, der drei Fragen beantworten könne. Darauf beschlossen die beiden ältesten Jünglinge, ihr Glück zu versuchen und als dies Jack — so hiefs nämlich der jüngste Bruder — vernahm, liefs er sich unter keiner Bedingung abhalten, seine Brüder zur Prinzessin zu begleiten. Auf dem Wege dahin fand er erst ein Ei, dann eine gebogene Haselstaude und drittens eine Nufs und steckte diese drei Dinge zum Gelächter seiner Brüder in die Tasche.

Als sie nun nach dem Palaste des Königs kamen und in einen Saal, worin sich die Prinzessin mit ihren Kammerzofen befand, geführt wurden, rief Jack plötzlich aus:

„O die Menge schöner Damen!“

„Ja,“ erwiderte die Prinzessin, „wir sind schöne Damen, denn wir tragen Feuer in dem Busen.“

„Wirklich?“ fragte Jack, „dann könnt ihr mir wohl dieses Ei backen!“ Damit holte er das Ei aus der Tasche und reichte es der Prinzessin.

„Aber wie willst du es wieder herausholen?“ fragte diese.

„Mit meinem krummen Haselstock.“

„Woher kam derselbe?“

„Aus einer Nufs,“ erwiderte Jack und präsentierte diese der Prinzessin.

So also beantwortete der närrische Jack die Fragen zuerst und wurde dafür dadurch belohnt, dafs er am nächsten Tage Gatte der Prinzessin und nach dem Tode seines Schwiegervaters König wurde.

Auch in mehreren italienischen Volksmärchen wird die Braut durch Lösung schwieriger Rätsel gewonnen. Im Pentamerone wird von einem König erzählt, der einen Floh gefangen und denselben, da er ihm so sehr gefiel, in eine Flasche setzte und ihn täglich mit dem Blute seines Armes fütterte. Als er nun nach Verlauf einiger Monate gröfser als ein Schaf geworden war, tötete er ihn und liefs seine Haut abziehen und gerben. Dann machte er bekannt, dafs derjenige, der ihm angeben könne, welchem Tiere jene Haut angehört habe, seine Tochter zur Frau bekommen solle. Dies gelang einem Zauberer.

Nach einer ähnlichen von Schneller in Tirol aufgezeichneten Erzählung hatte sich eine Königstochter aus der Haut einer von ihr gefütterten Laus ein Paar Handschuhe machen lassen und dann demjenigen, der ihr den Ursprung derselben angeben könne, ihre Hand versprochen. In diesem Falle war der Teufel der Glückliche.

In den italienischen Volkserzählungen kommt es auch häufig vor, dafs der Freier einer Jungfrau Rätsel aufgiebt und dafs diese, wenn sie dieselben nicht zu lösen vermag, dem betreffenden Jüngling ihre Hand zum Ehebunde reichen mufs; so z. B. in folgendem Märchen, welches den Titel „Bierde“ trägt.[1])

---

[1]) Crane, Italian Popular Tales. New York 1885.

Es war einmal eine Mutter, die einen Sohn hatte, welcher in die Schule ging. Eines Tages kam derselbe nach Hause und sagte: „Mutter, ich will fortgehen und mein Glück suchen."

„Bist du verrückt? Wo willst du es suchen?" fragte die Mutter.

„Ich will so lange in der Welt herumwandern, bis ich es gefunden habe," erwiderte der Sohn. „Backe mir also morgen etwas Brod, stecke es in einen Sack und gieb mir ein Paar eiserne Schuhe; dann werde ich mit meinem Hunde Bierde auf Reisen gehen."

Nachdem die Mutter vergeblich versucht hatte, ihm sein Unternehmen auszureden, sprach sie: „Nun dann reise morgen fort. Ich werde dir etwas Brot und auch einen Kuchen backen." Sie buk also beides, steckte aber Gift in den Kuchen.

Als nun der Knabe eine Zeitlang in der Fremde herumgewandert und hungrig geworden war, sprach er zu dem Hunde: „Armer Bierde, wie müde und hungrig du bist! Nimm dieses Stück Kuchen."

Nachdem es der Hund gefressen hatte, fiel er um und war tot. „Armer Bierde," klagte nun der Junge, „meine Mutter, die Elende, hat dich vergiftet. Sie wollte mich umbringen, doch du hast mein Leben gerettet."

Währenddem er nun weinend in der Nähe seines Hundes safs, flogen drei Krähen herbei und frafsen die Zunge des toten Tieres. Darauf starben dieselben ebenfalls. „Der tote Bierde," sprach der Knabe, „hat drei Krähen umgebracht. Ich will sie in meinen Sack stecken."

Kurze Zeit darauf kam er an ein grofses Feuer, um welches sieben Räuber safsen und sich an einem Mahle gütlich thaten. „Dein Geld oder dein Leben!" rief ihm einer zu.

„Brüder," entgegnete der arme Junge, „was soll ich euch geben? Geld habe ich keins; ich habe nur drei Vögel und trotzdem ich selber sehr hungrig bin, so könnt ihr sie doch haben."

„Gut,“ sagten die Räuber, „ifs und trink so viel dir schmeckt, deine Vögel wollen wir später verzehren.“

Währenddem nun der Knabe seinen Hunger stillte, brieten die Räuber die drei Krähen und afsen sie. Als sie nun ebenfalls gestorben waren, sprach der Junge: „Bierde hat drei getötet, diese drei aber haben sieben getötet!“ Darauf ging er weiter und nachdem er müde geworden war, setzte er sich unter einen Baum. Nun sah er einen schönen Kanarienvogel und warf einen Stein danach. Doch der Vogel flog noch rechtzeitig fort und der Stein fiel auf einen Hasen, der sein Nest in der Nähe hatte, und tötete ihn.

Der Junge steckte ihn in seine Tasche und als er bald darauf in eine leerstehende Kirche kam, nahm er das Mefsbuch, zündete es an der ewigen Lampe an und briet seinen Hasen.

Nachdem er denselben gegessen hatte, reiste er weiter und kam an einen Flufs. Der dortige Schiffer verlangte drei Soldi für die Überfahrt; da der Junge jedoch nur zwei hatte, so wurde ihm gesagt: „Zwei können nicht hineingehen, wenn es nicht drei sind.“

„Gut, dann bleibe ich hier,“ sprach er. Kurze Zeit darauf fing es jedoch an zu regnen, sodafs der Staub von der Landstrafse verschwand und der Junge bequem weiter gehen konnte.

Er kam nun in eine Stadt, deren Bewohner sich in grofser Aufregung befanden. Als Grund derselben wurde ihm gesagt, dafs die Tochter des Gouverneurs alle Rätsel lösen könne und dafs sie denjenigen heiraten wolle, der ihr unlösbare Rätsel aufgebe. „Da gehe ich hin,“ sprach der Knabe.

„Dummer Junge!“ schalten die Leute; „viele Gelehrte haben schon ihr Glück vergebens probiert und den Kopf dabei verloren, sodafs es dir sicherlich nicht besser ergehen wird.“

Doch der Junge eilte zum Gouverneur und trug sein Anliegen vor. „Viele,“ sprach derselbe, „haben durch dieses Wagnis schon ihr Leben eingebüfst — willst du das deinige auch verlieren?“

„Es kommt auf einen Versuch an," bemerkte der Junge und liefs sich in das Zimmer der Jungfrau führen. „Der tote Bierde hat drei getötet," sprach er zuerst.

„Wie ist möglich, dafs ein Toter drei töten kann?" dachte die Jungfrau.

„Und drei haben sieben getötet," fuhr der Junge fort.

Die Jungfrau stutzte. „Er spricht nur von Toten und Getöteten; was soll ich daraus machen?"

Nun fuhr der Junge fort: „Ich warf, wo ich sah, und kam, wohin ich nicht erwartete zu kommen; ich afs das, was geboren war und das was nicht geboren war; ich briet es mit Worten; zwei genügen nicht, wenn nicht drei da sind, aber das Harte geht über das Weiche."

Da die Jungfrau diese Rätsel nicht beantworten konnte, so reichte sie dem armen Jungen die Hand zum Ehebunde und als am nächsten Tage die Hochzeit gefeiert wurde, teilte er zur Unterhaltung der Gäste die Antworten auf seine Rätselfragen mit.

Den Mutterwitz des gemeinen Mannes kennzeichnet folgendes sizilianische Rätselmärchen:

Ein König traf einst einen Bauer auf dem Felde und fragte ihn, wie viel er täglich verdiene.

„Vier Carlini," war die Antwort.

„Was machst du damit!"

„Den ersten verzehre ich, den zweiten leihe ich auf Interessen aus, den dritten gebe ich zurück und den vierten werfe ich weg."

„Was meinst du damit?" fragte nun der König.

Darauf erwiderte der Bauer: „Mit dem ersten ernähre ich mich; mit dem zweiten ernähre ich meine Kinder, die mich im Alter versorgen müssen; mit dem dritten ernähre ich meinen Vater und vergelte ihm somit die Wohlthaten, die er mir früher erzeigt hat; mit dem vierten ernähre ich meine Frau und werfe ihn also weg, da ich keinen Vorteil davon habe."

„Du hast Recht," bemerkte der König; „du mufst mir jedoch fest versprechen, diese Erklärung keinem Menschen mitzuteilen, ehe du mein Gesicht hundertmal gesehen hast."

Darauf ritt der König nach Hause und legte seinen Ministern folgendes Rätsel vor: „Ein Bauer verdient täglich vier Carlini; den ersten ifst er, den zweiten legt er auf Interessen, den dritten giebt er zurück und den vierten wirft er fort. — Was ist das?"

Doch niemand war imstande, dies Rätsel zu lösen.

Nun erinnerte sich ein Minister, dafs der König am vorhergehenden Tage mit einem Bauer gesprochen hatte und machte sich auf, denselben aufzusuchen, um womöglich Auskunft von ihm zu erhalten.

„Ich kann dir nur dann die Lösung des Rätsels mitteilen, wenn ich des Königs Angesicht hundertmal gesehen habe," sprach der Bauer.

„Da weifs ich Rat," bemerkte der Minister und gab dem Bauer hundert Silberstücke mit dem Bilde des Königs darauf. Derselbe blickte sie freudig an, steckte sie in die Tasche und erteilte dann die gewünschte Auskunft.

Als der Minister dem König die Antwort auf sein Rätsel überbrachte, wufste derselbe gleich, woher er dieselbe hatte und eilte zum Bauer, um ihn zur Rede zu stellen. „Ich habe," gab der Bauer zur Antwort, „mein Versprechen getreulich gehalten, denn der Minister hat mir das Gesicht Ihrer Majestät hundertmal gezeigt." Darauf holte er jene hundert Silberstücke herbei.

Im griechischen Rätsel vom Mann mit der Erbse,[1]) geht Penteklimas mit einer Erbse in die Welt, um sein Glück zu suchen. Da begegnet er einem Drachen, der ihm sagt, dafs er ihm ein schönes Schlofs mit allem, was dazu gehöre, geben wolle, wenn er nach 40 Tagen zehn Rätsel löse; vermöge er dies jedoch nicht zu thun, so müsse er sterben. Glücklicher-

[1]) J. G. v. Hahn, Griechische uud albanesische Märchen. Bd. II.

weise erbarmte sich nun eine alte Frau des jungen Mannes und beantwortete an seiner Stelle die Fragen des Drachen, ohne dafs dieser den Betrug merkte.

Die Fragen und Antworten lauteten wie folgt:

„Was ist das eine Wort?“
„Gott.“
„Was sind die zwei Worte?“
„Zwei Worte sind die Gerechten.“
„Was sind die drei Worte?“
„Drei Füfse hat der Dreifufs.“
„Was sind die vier Worte?“
„Vier Euter hat die Kuh.“
„Was sind die fünf Worte?“
„Fünf Finger hat die Hand.“
„Was sind die sechs Worte?“
„Sechs Sterne hat das Siebengestirn.“
„Was sind die sieben Worte?“
„Der Tanz der sieben Jungfrauen.“
„Was sind die acht Worte?“
„Acht Füfse hat der Seepolype.“ („Achtfufs“)
„Was sind die neun Worte?“
„Neun Monate trug dich deine Mutter.“
„Was sind die zehn Worte?“
„Das ist dein eigenes Wort, und nun zerplatze, Drache!“

Da zerplatzte der Drache und Penteklimas war sein Erbe. Der Alten aber gab er so viel Geld, wie sie tragen konnte.

In einem ähnlichen, von Haltrich aufgezeichneten Märchen [1]) giebt der Teufel einem jungen Manne folgende Rätsel auf, denen ich hier die Antworten gleich folgen lasse:

„Was ist eins und ist viel wert?“

---

[1]) S. 183. J. Haltrich, Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande und Siebenbürgen. 2. Aufl. Wien 1877.

„Ein guter Brunnen auf dem Hof ist einem Wirte viel wert."

„Was ist zwei und läfst sich schwer entbehren?"

„Wer zwei gesunde Augen hat, dem steht die Welt und der Himmel offen; wer sie verliert, dem werden beide geschlossen."

„Was ist drei und läfst sich gut brauchen?"

„Wenn jemand eine dreihörnige Gabel hat, so kann er gut essen und Heu machen."

„Was ist vier und ist sehr nützlich?"

„Wer vier starke Räder am Wagen und vier gute Pferde hat, kann weit fahren."

„Was ist fünf und ist ein nützlich Ding?"

„Wer fünf starke Ochsen hat, kann eine grofse Last aufladen; denn wenn der vierte fällt, spannt er den fünften ein."

„Was ist sechs und kann schon glücklich machen?"

„Wer sechs Joch Acker besitzt, der hat ein gutes Einkommen und braucht nicht betteln zu gehen."

„Was ist sieben und ist was Gutes?"

„Wer sieben tüchtige Söhne hat, kann alle Arbeit im Jahr wohlbestellen und sich freuen."

„Was ist acht und macht was Rechtes aus?"

„Acht Mädchen geben eine rechte Gesellschaft."

„Was ist neun und ist was Gutes?"

„Die neun Schweine im Stall sind was Gutes — nicht wahr? Und sind jetzt auch mein!"

Darauf zog der Teufel fluchend ab. Der Junge hatte so ein Schlofs und neun Schweine sich verschafft und lebte nun mit der schönen Königstochter bis an sein Ende in Frieden.

Als Repräsentant der glücklichen Rätsellöser gilt der sagenhafte Grieche Ödipus. Nachdem er seinen ihm unbekannten Vater Lajos erschlagen, war er in die Nähe Thebens gekommen, wo die grausame Sphynx jeden vom Felsen stürzte, der ihr Rätsel, wer morgens auf Vieren, mittags auf Zweien und abends auf Dreien gehe, nicht zu beantworten

wufste. Dies gelang nun Ödipus; er vernichtete dadurch das Ungeheuer und rettete die Stadt vor dem Untergange.

Die Geschichte der männerscheuen Rätselprinzessin Turandot, der Tochter Altoums, eines fabelhaften Kaisers von China, ist in Deutschland hauptsächlich durch Schillers Bearbeitung eines Gozzi'schen Märchens oder vielmehr der Werther'schen Übersetzung desselben, bekannt geworden.

Jene Prinzessin, der zauberhafte Schönheit und übermütiger Stolz nachgerühmt ward, hatte einen solchen Abscheu vor den Männern, dafs sie fest entschlossen war, unter jeder Bedingung ehelos zu bleiben. Diesen Vorsatz modifizierte sie jedoch auf dringendes Bitten ihres Vaters später dahin, dafs sie sich bereit erklärte, den fürstlichen Freier zu heiraten, der im stande sei, drei ihm vorgelegte Rätsel zu lösen. Um jedoch die Freier abzuschrecken, hatte sie die Bestimmung getroffen, dafs der Kopf eines jeden erfolglosen Bewerbers auf das Stadtthor von Pecking gesteckt werden sollte. Schliefslich wurde die hartherzige Chinesin doch besiegt.

Wie die Rätsel der alten Deutschen, so sind auch viele der alten Inder, z. B. die des Rigveda, mythologischen Ursprungs. Der ethische Charakter derselben tritt erst später hervor, wie z. B. folgende, Webers indischen Streifen (1. Bd. S. 210) entnommenen Fragen und Antworten beweisen.

„Was ist Armut?“
„Die Unzufriedenheit.“
„Was ist Schlaf?“
„Die laute Thorheit.“
„Was ist ein Freund?“
„Der vom Bösen abhält.“
„Wer ist gebunden?“
„Der an der Sinnenwelt Lust hat.“
„Welchen Pfad zum Himmel giebt es?“
„Das Schwinden der Begier.“
„Was ist die beste Wallfahrt?“
„Reinheit des eigenen Herzens.“

Auch die Weissagungen enthaltenden Träume tragen vielfach den Charakter des Rätsels, wie der Traum Pharaos von den sieben mageren und fetten Kühen.

Selbst Geister geben zuweilen Rätsel auf. So erschien eines Nachts die Gattin des altnordischen Helden Haddingen und sang ihm ins Ohr:

„Ein Wolf dir erwuchs, der die Wut bezähmt,
Der Eber Ingrimm;
Der mit zackigtem Zahne zausen wird
Die wilden Wölfe.
Doch wahre dich, Fürst, dir ein Vogel entsprofs,
Ein arger Uhu
An schwarzer Gall', und ein Schwan zugleich
An süfsem Sange."

Dieses Lied liefs sich dann Haddingen am nächsten Tage durch einen weisen Mann deuten.[1])

Die Japaner sind reich an Rätseln; doch sind dieselben, da in der japanischen Sprache ein Laut oft vielerlei Bedeutungen hat, meistens nur Wortspiele. Von den Eingeborenen Amerikas gaben sich, wie Sahagun berichtet, nur die Nahuas mit Rätselspielen ab. Dieselben hielten sich auch Hausnarren und schickten sie oft ihren Nachbarn zu, um diesen Rätsel aufzugeben.

Nur wenige bedeutende Dichter der neueren Zeit haben ihre Zeit mit der Abfassung von Rätseln verschwendet. Shakespeare läfst im fünften Akte des „Hamlet" einen Totengräber einige Rätselfragen stellen; auch kann die Geschichte der drei Kästchen im „Kaufmann von Venedig", sowie auch die Ringfabel Lessings und die Frage nach dem schnellsten Teufel in dem Faustfragment desselben als Rätsel aufgefafst werden. Schiller und neuerdings Wilhelm Jordan („Strophen und Stäbe") haben die Rätsellitteratur etwas bereichert, sonst aber hat sich kein

[1]) S. 31. Ettmüller, Altnordischer Sagenschatz. Leipzig 1870.

namhafter Dichter mit diesem Zweige der Litteratur eingehend beschäftigt. Doch nimmt man selten ein der Unterhaltung gewidmetes Blatt in die Hand, ohne auf ein Rätsel zu stofsen, wonach man ruhig den Schlufs ziehen kann, dafs die Lust an dem betreffenden, den Geist schärfenden Zeitvertreib noch lange nicht erloschen ist.[1])

Die alten Volksrätsel liefern uns ein treues Bild des Humors, der Naivetät, der Phantasie und der moralischen Anschauungen einer Nation. Sie bewegen sich gröfstenteils alle in demselben Geleise; ihre Stoffe sind dem alltäglichen Leben entnommen und häufig in höchst origineller Weise verwertet. So wird der Schornstein zu einem alten Manne, der auf dem Dache sitzt und seine Pfeife raucht; die Bafsgeige erscheint als bucklige, alte Frau, der ein Mann um den Nabel herumstreicht;[2]) der Mund mit Zähnen und Zunge wird zu einem Stalle mit Gänsen und einem Gänserich; der Kesselhaken über dem Feuer stellt eine schwarze Glucke vor, die auf roten Eiern sitzt; der Holzschuh, der während des Tags ein Stück Fleisch im Maul gehabt, hält des Nachts das Maul offen; die Zwiebel wird zum Fräulein, das den zum Weinen bringt, der ihm die Röcklein abzieht; das Bett hat Füfse und geht nicht; es hat Stroh und frifst nicht und hat Federn und fliegt nicht; der Sattel ist aus Fleisch und Blut entstanden, trägt Fleisch und Blut und hat doch weder Fleisch und Blut; die Gans trägt des Königs Bett auf dem Rücken u. s. w.

---

[1]) Von den mir bekannt gewordenen amerikanischen Rätselsammlungen nenne ich folgende: Charades and Responses. Philadelphia 1874. — Herbert Ingalls, The Boston Charades. Boston 1895. — Riddles and their Answers. A Collection of Aumsing and entertaining Riddles. Enigmas, Charades and Puzzles. Original and selected. By Charles B. Eaton. New York 1885. — Wortspiele befinden sich in W. H. Brownes „Witty Sayings". Philadelphia 1878

[2]) „Es war einmal ein altes Weib,
Hatt' än' lange Hals und än dicken Leib,
Kimmt ä alter Gung,
Streicht ihr über'n Nabel 'rum."

(Dunger, Kinderlieder und Kinderspiele aus dem Voigtlande.)

Läuft nun bei diesen Rätseln und Scherzfragen [1]) gelegentlich einmal ein derbes Zötlein unter, so nehme man dasselbe ruhig mit in den Kauf; auch zeigt in den meisten Fällen die Auflösung, dafs der Dichter seine Hörer nur irre führen wollte.

Die Rätsel bilden immer noch ein beliebtes Unterhaltungsmittel des Volkes. Allerdings kann man mit dem Lösen derselben keine Königstochter mehr als Braut gewinnen, auch keine Krone oder ein Amt gewinnen und auch nicht einmal, wie im Märchen vom Rumpelstilzchen erzählt wird, damit einem zum Tode Verurteilten das Leben retten. Die gute alte Zeit ist eben vorbei.

* * *

Die nachfolgenden amerikanischen Volksrätsel und Wortspiele, denen ich einige europäische Varianten hinzugefügt habe, sind von mir hauptsächlich im Staate Indiana gesammelt worden.

1.

Up it goes white and down it comes yelllow. (Ei).

Wenn dat rop kommt, es datt with; wenn dat runder kommt, es das gel. Mecklenburg.

2.

If he come, he no come; if he us come, he come! (Wenn die Krähe kommt, kommt das Korn nicht; kommt sie nicht, so kommt es). So sagen die Neger Südkarolinas beim Kornsäen.

---

[1]) Von Scherzfragen, die mir aus meiner Kindheit noch erinnerlich sind, erwähne ich folgende: Wie kann man aus drei neun machen? (Man macht mit Kreide drei Striche auf ein Brett, schlägt mit der Hand darauf und giebt dann dem nächststehenden Jungen eine Ohrfeige, dabei werden die Kreidestriche auf der Hand und der Backe abgedruckt.) — Stelle dich an eine Wand, nimm auf Kommando die Mütze ab und du sollst kein Haar mehr auf dem Kopfe haben. (Der Ton liegt auf m e h r).

Wenn se kame, denn kame se nich; wenn se aber nich kame, denn kame se. Mecklenburg.

Kommen sie,
So kommen sie nicht;
Kommen sie nicht,
So kommen sie.
Besser ist's, sie kommen nicht
Und kommen doch,
Als daſs sie kommen
Und nicht kommen. Hessen.

3.

Two legs sat upon three legs with one leg upon his lap. In came four legs and carried off one leg. Up jumped two legs, thren three legs at four legs, and makes him bring bock one leg. (Ein Mann saſs auf einem Dreifuſs und nagte an einem Knochen; da kam ein Hund und entriſs ihm denselben. Nun nahm der Mann den Dreifuſs und warf ihn nach dem Hunde, worauf dieser den Knochen fallen lieſs).

Der Zweifuſs sitzt auf dem Dreifuſs; da kommt der Vierfuſs und nimmt den Kuhfuſs; jetzt nimmt der Zweifuſs den Dreifuſs und wirft ihn nach dem Vierfuſs, daſs der Vierfuſs den Kuhfuſs fallen lassen muſs. (Hier ist es eine Katze, welche einem Schuster den Kuhfuſs stiehlt). Österreich.

Tweben set op Dreben un et Enben. Do kem Verben un nohm Tweben das Enben. Do nohm Tweben Dreben un slog darmit Verben, dat Verben Enben falle lett.
Mecklenburg.

4.

What is that with one leg and one eye? (Nähnadel).

Wer hätt en Og un kann nich seihn?

Wer blanker Vagel
Het flässeren Tagel? Mecklenburg.

Ich ging zu meiner Gevattern und bat sie um ihr Arsloch;
Ich sprach: „Es ist viel zu klein."
Sie sprach: „O weh, nein,
Ich will's netzen und reiben,
Mit Gewalt hineintreiben,
Doch mit Glimpf und Fug,
Ist Faden und Loch's genug." Lalenbuch.

5.

Little May Margery sat on a tree, a stone in her throat, and a cane in her hand, and a red dress. (Kirsche).

Es sitzt es Jüngferli uf em Baum,
Es hat am Röckli en rothe Saum,
Am Herze hätt's ein harte Stein,
Sag, was es für ne 's Jüngferli sei? Schweiz.

Erst weifs wie Schnee,
Dann grün wie Klee,
Dann rot wie Blut,
Nun schmeckt es gut. Voigtland.

Einst zog ich ein weifses Kleid an;
Als mir dieses war entflohn,
Hab ich ein grünes angezogen,
Dann ward mein Herz zu einem Stein,
Und mein Blut zu rotem Wein. Österreich.

Als ök von mine Mutter kem,
Schneewittet Hemdke ök möt mi nehm,
Gren wi Gras, segg mi dat,
Rod wi Blot, segg mi got,
Schwart wie Theer,
Segg mi glik min Rätsel her.

Witt as Snei, rad mal beid,
Rod as Blaut, smeckt mi gaut,
Swart as Thear, doch s' man her.
Mecklenburg.

6.

Wos get de Stehk nuf un ragt se net a?
(Der Rauch. Pennsylvanisch-Deutsch).

Wer stigt up'n Kopp tau Böhn?
Mecklenburg.

's geht über den Boden und trappt nicht.
Österreich.

7.

Something goes round and round the house, peeps in every crack, yet no one sees it. What is it? (Der Wind).

Es geht durch alle Gassen, klopft an Thüren und Fenstern, und wird doch von Niemand gesehen. Österreich.

Dor kümmt wat in de Welt tau bullern,
Hett net Knacken odder Schullern,
Hett nich Hut noch Hor
Un brüllt doch as en Bor. Mecklenburg.

8.

Twenty four horses on a red hill,
Now they go, now they go,
Now they stand still. (Zähne).

Es sitzen zweiunddreifsig Gesellchen
In einem kleinen Ställchen,
Sind lustig und munter,
Gehn auf und unter,
Und ein rot Möbbeschen dabei,
So sitzen sie schön in der Reih.

Ein Stall voll gelber Hühner,
Und ein roter Hahn.

Ik weit en olles lüttes Hus,
Dor sitten witt Gespenster in;
Bewegen deit't sik 'nen ganzen Dag,
Kümmt doch nich an dat Dagslicht.

On onsem Voder sei Gorde,
Do stohne zwei Rege Soldote;
Et rägnet nich, et schneit nich,
Se sönn doch ömmer natt.

En Stalke voll wille Gäns,
Un en roter Ganter mang.

9.

Patch on patch and a square hole in the middle.
(Schornstein).

10.

Humpty Dumpty sat on a wall,
Humpty Dumpty had a great fall;
All the king's horses, all the king's men
Could 'ut put Humpty Dumpty together again.
(Ei.)

Wirgela, wargela auf der Bank,
Wenn es hinfällt ist es krank,
Kein Doktor ist im ganzen Land,
Der dem wirgela, wargela helfen kann.
Österreich.

Entjer pertentjer leg op de Bank,
Entjer pertentjer full van de Bank,
Daer kam en Mann mit Hacken und Stäken,
Kunn Entjer perpentjer ni weller hel mäken.
Mecklenburg.

Nach einigen sehr alten Volksrätseln vom Ei ist Engelland, d. h. der himmlische Wohnsitz der Seligen, die Heimats- und Ausgangsstätte alles Lebens. Das Ei nimmt daselbst seinen Ursprung. Z. B.

Es kommt ein Schiff (ein Eimer) aus Engelland,
Hat kein Bügel und kein Band,
Und doch zweierlei Bier.

Für Engelland wird auch Niederland gesetzt:

Es kommt ein Fäſschen aus Niederland,
Hat weder Reifen noch eisern Band,
Giebt zweierlei Trank doch, wie bekannt.

Ein anderes Eirätsel, wobei zu bemerken, daſs „Hümpelken, Pümpelken“ krumm, bucklig-rund bedeutet, lautet auf Plattdeutsch:

Hümpelken, Pümpelken sat op de Bank,
Hümpelken, Pümpelken fiel von de Bank;
Do is keen Doktor in Engelland,
De Hümpelken, Pümpelken kuräre kann.

11.

Throw it up straight and come down cross.

(Scheere).

Eins sind wir alle zwei; doch wenn wir uns zusammen fügen, entzweien wir alles. Österreich.

12.

A green and a white house, inside of that green and white house is a red house; inside of that red house are all little niggers. (Wassermelone).

13.

Black and white and red (read) all over.

(Zeitung).

14.

A man rode across the bridge, and yet- he walked. How was that? („Yet“ war der Manne seines Hundes.)

15.

There is a rickety hill, on this rickety hill stands a rickety house, in the rickety house is a rickety room, in the rickety room is a rickety table, on the rickety table is a rickety cup, in the rickety cup is something every one 's got; what is it? (Blut).

16.

Which is the heaviest, one sack of flour, or two sacks? (Ein Sack Mehl ist schwerer als zwei leere Säcke).

17.

Small at the top, large at the bottom, something in the middle goes flippity-flop. (Butterfaſs).

Dikbukt' Mudder,
Langschinkt Vadder,
All de Annern swurksen. Hannover.

18.

Wer es macht, der sagt es nit,
Wer es nimmt, der kennt es nit,
Wer es kennt, der will es nit.
(Falsches Geld. Pennsylvanisch-Deutsch).

Wecker dat hett, dei argert si,
Wecker dat verliert, dei argert si noch mihr,
Wecker dat gewinnt, dei hatt't nich mihr.
Hannover.

19.

Round as a biscuit,
Busy as a bee,
Prettiest little thing
I ever did see. (Taschenuhr).

20.

There is a yard with a fence around ist; inside there is a white horse. The gate to this yard is open; how will the horse come out? (Weiſs).

21.

A man entered a store and there met a young men whom he greeted very pleasantly. The store-keeper asked him, if he knew the young man and received this reply:

„Sisters and brothers have I none,
Yet this man's father was my father's son.
What relation are we?"
(Der junge Mann war der Sohn des Alten).

22.

Riddeldy, riddeldy ro-te-tot,
I met a man with a little red coat,
A stick in his hand, a stone in his throat,
Riddeldy, riddeldy ro-te-tot. (Kirsche).

23.

Black within,
Red without,
Four corners round about. (Schornstein).

24.

As I was going to St. Ives,
I met a man with seven wives,
Each wife had seven sacks,
Each sack had seven cats,
Each cat had seven kits;
Kits, cats, sacks, wives,
How many were going to St. Ives? (Nur Einer).

Do geng e Männeke över de Brök,
Dat har e Krömke op de Rök,
E Krömke möt seven Hötten.
En jeder Hött seve Kotten,
On jeder Rott har seve Jongen.
Wi vüel Ben gegen över de Brök? Hannover.

25.

As I was going across the bridge
I met my sister Anne,
Cut off her head and sucked the blood,
And left the body stand. (Weinflasche).

26.

Something goes through a keyhole
Where nothing else can go through. (Schlüssel).

Stif steit er,
Glatt geit er,
Wupps! ös er drönn. Hannover.

27.

What travels fastest, heat or cold?
(Heat, because you can easily catch cold).

28.

Folgendes Rätsel ist altenglischen Ursprungs; die Irländer besitzen heute noch mehrere Versionen desselben, wovon auch eine in gälischer Sprache. Da es den Charakter einer Erzählung oder vielmehr den Schlufs einer solchen bildet, so ist es ohne Kenntnis derselben nicht zu verstehen. Ein junges Mädchen war von ihrem falschen Geliebten, der sie berauben und ermorden wollte, beredet worden, mit ihm zu einer bestimmten Stunde der Nacht in einem Walde zusammen zu treffen. Da sie jedoch dort früher als er ankam, so kletterte sie auf einen Baum, um sich gegen herumstreichende wilde Tiere zu schützen. Bald darauf erschien ihr Geliebter mit einem anderen Manne und beide schaufelten ein Grab. Nachdem sie eine Zeitlang vergeblich auf das Mädchen gewartet hatten, gingen sie unverrichteter Sache fort, worauf sich auch das Mädchen entfernte und glücklich ihre Wohnung erreichte.

Als nun am nächsten Tag der Geliebte zu ihr kam, um sie wegen ihres Ausbleibens zu tadeln, sprach sie:

„Riddle me, riddle me right,
Guess where I was last Friday night?
The bough did bend, my heart did quake,
When I saw the hole the fox did make.“

Später benachrichtigte sie die Behörde von dem beabsichtigten Morde, worauf der falsche Geliebte gehängt wurde.[1])

[1]) Vol. II. Journal of American Folk-lore.

29.

It can run and can't walk,
It has a tongue and can't talk. (Wagen).

30.

Hippy, tippy, up stairs,
Hippy, tippy, down stairs,
If you go near hippy tippy, he 'll bite you. (Wespe).

31.

East and west and north and south,
Ten thous and feet and never a mouth. (Hechel).

32.

Flour of Virginia, fruit of Spain,
Met together in a shower of rain;
Put in a bag tied round with a string,
If you tell me this riddle, I 'll give you a pin.
(Pflaumenpudding).

33.

Thomas A'Tattamus took two Ts,
To tie two tups to two tall trees,
To frighten the terrible Thomas A'Tattamus!
Tell me how many Ts there are in all that. (Zwei).

34.

A riddle, a ridde, a I suppose,
A hundred eyes, and never a nose. (Sieb).

Wat heft mehr Oge als e ganzet Schock Sparling?
Hannover.

35.

In marble walls as white as milk,
Lined with a skin as soft as silk;
Within a fountain crystal clear,
A golden apple doth appear.
No doors there are to this stroughold —
Yet thieves break in and steal the gold. (Ei).

36.

My true love lives far from me,
Many a rich present he sends to me.
He sent me a goose without a bone,
He sent me a cherry without a stone.
He sent me a Bible no man could read;
He sent me a blanket without a thread
How could there be a goose without a bone?
How could there be a cherry without a stone?
How could there be a Bible no man could read?
How could there be a blanket without a thread?
When the goose is in the egg-shell there is no bone;
When the cherry is in the blossom there is no stone.
When the Bible is in the press no man it can read;
When the wool is on the sheep's back there is no thread.

37.

What shoemaker makes shoes without leather,
With all the four elements put together?
Fire and water, earth and air;
Ev'ry customer has two pair.
(A horseshoer, Hufschmied).

38.

Round as a hook
Deep as a cup,
All the king's oxen
Can 't pull it up. (Brunnen).

39.

Long legs, crooked thigs,
Little head, and no eyes. (Scheere).

40.

Nanney, nanney, nanney goat,
With a little pettycoat
The longer she stood, the shorter she grew,
And when she died she had a black nose. (Talglicht).

Hest du de Madam woll seihn
Mit den witten Unnerrock,
Mit de rode lange Näs?
Wo länger, dat sei set,
Wo körter dat sei wörd. Hannover.

En lüttes Wif, en linnen Lif,
Ein fleischen Rock, en güllen Kopp. Hannover.

41.

What is it: first as white as milk, then as red as blood, and then as black as ink? (Brombeere).

Linkelang un dörch den Tun,
Ik bün swart und du büst brun;
Willen uns beid tausamen faten
Unt willen swart Kinner maken.
(Brombeerranke. Hannover).

42.

The beginning of every end,
The end of every place,
The beginning of eternity,
The end of time and space. (Buchstabe e).

43.

Round as a marble, green as grass.
(Grüne Traube).

44.

I was walking through a field of wheat,
I fished up something good to eat;
It was neither fish, flesh, nor bone,
But I kept it till it ran alone.
(Ei, das ausgebrütet ward).

Dat geht nich, dat steht nich,
Dat frett nich, dat bett nich,
Aber wenn eck wel, denn geht dat,

Denn steht dat, denn frett dat,
Denn bett dat. Hannover.

45.

Before Luke, behind Paul,
Girls has one and boys none at all.
(Buchstabe L).

Der Himmel hats und d' Erd nit,
D' Maidli händs und Wibere nit,
Der Tüfel hats und Gott nitt. Hannover.

46.

A house with no windows and no doors, and with a good strong wall, and yet thieves break in and steal the gold. (Ei).

'S ist e chlis Chlösterli,
Doch geht kei Türli dri
Und auch kei Fensterli,
Was mag's echt si? Schweiz.

47.

Old mother Twichet had but one eye,
And a long tale which she let fly;
And every time she went over a gap,
She left a piece of her tail in a trap.
(Nadel und Faden).

Strählchen eilt voran,
Fälbchen hüpft ihm nach,
Hüpft mit geknüpftem Schweifchen.
(H. von Meltzl, Szekler Volksrätsel und Vexierfragen. Kolozsvar o. J.)

48.

I went to the wood and got it,
I sat me down and looked at it,
The more I looked at it the less I liked it,
And brought it home because I couldn't help it.
(Dorn).

49.

I'am in every one's way,
But no ohne I stop;
My four horns every day
In every way play,
And my head is nailed on at the top.
(Zaunhaspel. Turnstile).

50.

Hoddy-doddy,
With a round black body;
Three feet and a wooden hat:
What's that? (Eiserner Kochtopf).

Oben schwart un unten schwart,
Buten schwart un innen schwart,
Un steht immer op halb sefs. Mecklenburg.

51.

There was a little green house,
And in the little green house
There was a little brown house,
And in the little brown house,
There was a little yellow house,
And in the little yellow house
There was a little white house,
And in the little white house
There was a little heart. (Wallnufs).

52.

A flock of white sheep
On a red hill;
Here they go, there they go,
Now they stand still! (Zähne und Gaumen).

53.

As I was going o'er London Bridge,[1])
I met a cart of fingers and thumbs. (Handschuhe).

---

[1]) In New York sagt man „Brooklyn Bridge".

54.

Lives in winter,
Dies in summer,
And grows with its root upwards. (Eiszapfen).

55.

I have a little sister, they call her peep, peep;
She wades the waters deep, deep, deep;
She climbs the mountains high, high, high;
Poor little creature! she has but one eye. (Stern).

56.

Hick-a-more, Hack-a-more,
On the king's kitchen-door;
All the king's horses,
And all the kings men,
Couldn't drive Hick-a-more, Hack-a-more,
Off the king's kitchen-door! (Sonnenschein).

57.

Black we are, but much admired;
Men seek for us till they are tired,
We tire the horse, but comfort man,
Tell me this riddle if you can. (Kohlen).

58.

Higgeldy piggeldy
Here we lie,
Picked and plucked,
And pat in a pie
My first is snapping, snarling, growling,
My second 's industrions, romping, and prowling.
Higgeldy piggeldy
Here we lie,
Picked and plucked,
And put in a pie.
(Rosinen. „Curr-ants" = Hund und Ameise).

59.

What God never sees,
What the king seldom sees,
What we see every day:
Read my riddle, I pray.
(Einen Standesgenossen).

Was sieht Gott nie, der König selten und ein Bauer jeden Tag?

60.

When I was taken from the fair body,
They then cut off my head,
And thus my shape was altered.
It's I that make peace between king and king,
And many a true lover glad:
All this I do, and ten times more,
And more I could do still;
But nothing I can do
Without my guider's will. (Schreibfeder).

Von Lebennigen kümmt't,
Un dod is't un giwwt doch jeden Antwort.

I bin von Fleisch und Bluet geborn,
Han aber wedder Nasen noch Ohrn,
Und het me mi is Chöpfli geschnitte
Und in die rechte Schwemmi gritte,
Und lot mi denn spaziere goh,
Denn chann i vor Heren und Fraun b'stoh.

Reifst mir den Kopf ab,
Zieht mir die Seele aus,
Gebt mir was zu saufen,
Und lafst mich dann laufen.

Schneid den Bauch auf, nimm die Seele heraus und lafs es dann mit fünfen spazieren gehn.



61.

The land was white,
The seed was black;
It 'll take a good scholar
To riddle me that. (Papier und Schrift).

Auf dem weifsen See
Schwimmt eine rote Rose;
Willst du die schwarzen Fischchen sprechen,
Mufst du die rote Rose brechen.

62.

Arthur O'Bower has broken his band;
He comes roaring up the land.
The king of Scots, with all his power,
Cannot turn Arthur of the Bower. (Windsturm).

63.

As high as a castle,
As weak as a wastle[1]);
And all the king's horses
Cannot pull it down. (Rauch).

64.

The words I know to be true,
All which begin with a W.
I, too, know them,
And eke three which begin with M.
(Woman Wants Wit. Man Much More).

65.

Banks full, braes full,
Though you gather all day,
Je 'll not gather your hands full. (Nebel).

'S isch e ganze Matte voll
Und gäb doch ke Chratte[2]) voll. (Thau).

---

[1]) Zweig.
[2]) Korb.

66.

The calf, the goose, the bee,
The world is ruled by these three.
(Pergament, Feder und Wachs).

67.

I 've seen you where you never was,
And where you ne'er will be,
And yet you in that very same place
May still be seen by me. (Im Spiegel).

Ik weit en Ding, hett vier Ecken, dor kann ein Ap den andern seihn.

68.

There was a King met a King
In a narrow lane,
Says this King to that King:
„Where have you been?"

„Oh! I've been a-hunting
With my dog and my doe."

„Pray, lend him to me,
That I may do so."

„There's the dog, take the dog."
„What is the dog's name?"
„I've told you already."
„Pray, tell me again." („Take").

Kaiser Carolus hatte einen Hund,
Dem gab er den Namen mit seinem Mund;
Also hiefs Kaiser Carolus sein Hund.
Wie hiefs Kaiser Carolus sein Hund? (Also).

69.

A house full, a yard full,
And ye can't catch a bowl full. (Rauch).

Hier und dar un allerwegen;
Kannst Du mir dar wull'n Pund vun wägen,
Will ich di Lübeck un Hamborg gäwen.

70.

As I was going o'er you moor of moss,
I met a man on a grey horse;
He whipped and he wailed;
I asked him what he ailed;
He said he was going to his father's funeral,
Who died seven years before he was born.
(Sein Vater war ein dyer = Färber).

71.

Lillylow [1]), lillylow, set up on an end,
See little baby go ont at town end.
(Talglicht).

72.

Which weighs heavier —
A stone of lead
Or a stone of feather?
(Beide sind gleich schwer).

Was ist schwerer, ein Pfund Blei oder ein Pfund Federn?

73.

At the end of my yard there is a vat,
Four and twenty ladies dancing in that;
Some in green gowns, and some with blue hat,
He is a wise man who can tell me that.
(Flachsfeld)

Seald onne man den Grond,
Do stied e bondiger Hond,
E eaſs von eller Ard,
E ann horr'n blon Bard.

---

[1]) Flamme eines Talglichtes.

(Dort unten im Grund
Steht ein bunter Hund;
Er ist von edler Art,
Und hat einen blauen Bart.[1])

74.

I am become of flesh and blood,
As other creatures be;
Yet there's neither flesh nor blood
Doth remain in me.
I make Kings that they fall out;
I make them agree;
And yet there's neither flesh nor blood
Doth remain in me. (Schreibfeder)

Aus Fleisch geworden, bin selber kein Fleisch,
Und tanz auf weifsem Tanzboden.
Mich lieben Herren voll von Huld,
Ich stifte viel Schelmereien;
Bin dennoch an keiner schuld.
Szekler Volksrätsel.

75.

Jackatawad ran over the moor,
Never behind, but always before. (Irrlicht).

76.

Link lank on a bank,
Ten against four. (Melkerin).

Tiz huz négyet. (Zehn ziehn viere.)
Szekler Volksrätsel.

77.

Two legs sat upon three legs,
With four legs standing by;

[1]) R. Eckart, Allgemeine Sammlung niederdeutscher Rätsel. Leipzig 1894.

Four then were drawn by ten,
Read my riddle you can't,
However much ye try.
(Eine Melkerin auf einem Dreistuhl).

78.

Over the water,
And under the water,
And always with its head down. (Nagel am Schiffe).

79.

Formed long ago, yet made to-day,
Employed while others sleep;
What few would like to give away,
Nor any wish to keep. (Bett).

Verfertigt ists vor langer Zeit,
Doch meistenteils gemacht erst heut;
Höchst schätzbar ist es seinem Herrn,
Und dennoch hütets niemand gern. Bürger.

80.

Higher than a house, higher than a tree;
Oh, whatever can that be? (Stern).

Hoger as un Hus,
Lütter as un Mus,
Kann doch nich dorch de Grotdör.

81.

A water there I must pass,
A broader water never was;
And yet of all waters I ever did see,
To pass over with less jeopardy. (Thau.)

82.

I saw a fight the other day,
A damsel did begin the fray.
She with her daily friend did meet,
Then standing in the open street;

She gave such hard and sturdy blows,
He bled ten gallons at the nose;
Yet neither seem to faint nor fall,
Nor gave her any abuse at all. (Pumpe).

83.

There is a bird of great renown,
Useful in city and in town;
None work like unto him can do;
He's yellow, black, red, and green,
A very pretty bird I mean;
Yet he's both fierce and fell,
I count him wise that can this tell. (Biene).

84.

As white as milk,
And not milk;
As green as grass,
And not grass;
As red as blood,
And not blood;
As black as soot,
And not soot! (Brombeerblüte).

85.

As I went over London bridge
I met a brave knight,
All saddled, all bridled,
All fit for a fight.
I've told his name three times,
And now you can't guess it. („All").

86.

Crooked as a rain-bow with teeth like a cat.
(Brombeerstaude).

87.

There is something with a heart in its head.
(Pfirsich).

88.

Two legs up and four legs down, soft in the middle, and hard all around. (Bett.)

89.

If a cat and a half can catch a rat and a half in a minute and a half, how long will it take a cat and a half to catch a rat and a half? (Anderthalb Minute).

90.

Riddle me, riddle me, what is that
Over the head and under the hat? (Haar).

91.

Black upon black,
Black upon brown,
Three legs up and six legs down.

(Ein Neger auf einem braunen Pferde und mit einem schwarzen Kessel auf dem Kopf).

92.

What is that which increases the effect by reducing the cause? (Lichtputzscheere).

93.

Why is a policeman like a mill-horse?
(Er macht die Runde).

94.

When you go to a miser's dinner why are you nearly blind? (Weil du wenig sehen kannst).

95.

Why is the average sermon like asparagus?
(Das Ende ist das beste).

96.

What belongs to yourself, yet is used by every body more than yourself? (Dein Name).

Dat is min eigen un anner Lüd bruken dat mihr as ik.
Hannover.

97.

In spring, I am gray in attire,
In summer, I wear more clothing than in spring,
In winter, I am naked. (Baum).

98.

We are little airy creatures,
All of different voice and natures;
One of us in glass is set,
One of us you will find in yet;
The other you may see in tin,
And the fourth a box within;
If the fifth you should pursue,
It can never fly from you. (A, e, i, o, u).

99.

What is that which is too much for one, enough for two, but nothing at all for three? (Ein Geheimnis).

100.

What is that which goes up the hill,
And down the hill,
And spite of all yet standeth still? (Weg).

Wat geit von Rostock na Ribnitz
Un bliwwt doch up de Stell?
(Mecklenburg).

101.

A duck before two ducks, a duck behind two ducks, and a duck between two ducks; how many ducks were there in all? (Drei).

102.

When can a man have something and nothing in his pocket at the same time? (Wenn er ein Loch darin hat).

Ik heww wat in de Tasch
Un heww dor doch nix in. Mecklenburg.

103.

Whose best works are most trampled upon?
(Die eines Schuhmachers, denn gute Schuhe halten lange).

104.

What can pass before the sun without making a shadow?
(Der Wind).

105.

Why did Adam bite the apple which Eve gave him?
(Weil er kein Messer hatte).

106.

My first is a useful animal, my second is a root, and my whole is a root. (Horse-raddish, Meerrettig).

107.

When are you like the dying embers of a fire?
(Wenn du ausgehst).

108.

Why is rumor like a kiss?
(Es geht von Mund zu Mund).

109.

Why is the profession of a dentist always precarions?
(Er lebt von Hand zu Mund)

110.

Why is a kiss like the world?
(Er ist aus Nichts gemacht und ist doch etwas)

111.

Why should a stuttering man be discredited?
(Er bricht immer sein Wort).

112.

What burns to keep a secret? (Siegellack).

113.

Round the house, and round the house, and makes but one track. (Schubkarre).

114.

I am rough, I am smooth, I am wet, I am dry,
My station low, my title high,
My king, my lawful master is,
I am used by all though only his.
(Highway — Fiskalweg).

115.

I've seen you where you never were,
And where you never will be,
And yet within that very place,
You shall be seen by me. (Spiegel).

116.

What is that which a gentleman has not, and never can have, but may give it to a lady? (Ehemann).

117.

Brown I am and much admired,
Many horses have I tired,
Tire a horse and worry a man,
Tell me this riddle if you can? (Sattel).

118.

Why is it dangerous to walk out in the early spring? Because the trees shoot, the flowers have pistols, and the bullrush is out.

Welches ist die gefährlichste Jahreszeit? Der Frühling, weil alsdann der Salat schiefst und die Bäume ausschlagen.

119.

As I went down to the garden gate,
Whom should I meet but Dick Red-Cap.
A stick in his hand, a stone in his throat.
Guess this riddle and I'll give you a groat.
(Kirsche).

120.

Es steht uf e Bei,
Hot's Herz im Kopf. (Krautkopf).

121.

Er geit ums Hus rum,
Hat e Sichel im Schwanz. (Hahn).

122.

Ri, ra, rützel,
Gelb ist der Rützel,
Schwarz ist das Loch,
Wo mer der
Ri, ra, rützel,
Drin kocht. (Gelbrübe).

123.

Two hookers,
Two lookers,
And a switch about. (Kuh).

Vier Ruratschen,
Vier Waterklatschen,
Ein Bummelsack,
Ein Swungrad. Mecklenburg.

Vier Stämperli, vier Plämperli,
Zwee Horcherli, zwee Stupferli,
Zwee Guggugali, es Heuroferli,
Es Grasmuffeli, und es Fleugewädili.
Schweiz.

124.

As I went up my humble gumble, (1)
I peeped through my hazle gazle, (2)
And there I saw a nibble nabble (3)
Going into stribble strabble (4)
I called my elgum pelgum (5)
To get nibble nabble
Out of squibble squabbel.
(1. Treppe. 2. Fenster. 3. Schwein. 4. Hof. 5. Hund.)

125.

There was an old woman named Ann,
She lived a woman and dyed a man.

(Die Frau gofs Farbe auf einen Mann, starb (died) aber nicht.)

126.

White told white to go in white and get white.

(A white man told a white boy to go in the white cotton field and get the white dog).

127.

A little red garden, enclosed with a white fence.

(Mund).

128.

Goes up with four legs,
Comes down with eight.

(Katze mit Maus).

129.

Why is a wife like a bad bill?

(She is difficult to get changed).

130.

Why are some women like facts?

(They are stubborn things).

131.

Why is a cigar loving man like a tallow candle?

(Er raucht, wenn er ausgeht).

132.

When is a pretty girl like a ship?

(When she is attached to a buoy — boy).

133.

There is a hill,
And on that hill there is a house,
And in that house there is a closet,
And in that closet there is a dress,

And in that dress there is a pocket,
And in that pocket there is an Indian head.
— What is this head? (Ein Centstück).

134.

A man dyed six years ago and he is not dead yet.
(Dyed [färbt] wird wie died [starb] ausgesprochen).

135.

Father, mother, sister and brother,
All run after each other,
Yet they never catch one another.
(Die vier Räder eines Wagens).

Dor renne veir Mann Dag un Nacht
Un kenn sick doch nich gripe. Mecklenburg.

Zwei kleine mit zwei grofsen
Laufen auf allen Strafsen;
Laufen die grofsen auch noch so sehr,
Die kleinen kommen doch noch eh'r.

Wippwapp un joolgap gungen beid den barch rup,
Wippwapp gung vör, joolgap gung hinnen,
Künnen sik allminndag nich finnen.
(Deichsel und Wagen). Mecklenburg.

136.

What is the difference between an old maid, a rooster and uncle Sam?

(The old maid says: „Any dude'll do"; the rooster says: „Cock-a-doodle-do" and uncle Sam says: „Yankey-doodle-do.")

137.

Over the water, and under the water, and not touch the water.

(Eine Frau, welche mit einem Eimer Wasser über eine Brücke geht).

138.

Niddy, niddy, two heads and one body. (Fafs).

139.

Little Miss Netticoat
With a white pettycoat,
And a red nose;
The longer she stands
The shorter she grows. (Talglicht).

140.

Pray, tell us, ladies, if you can,
Who is that highly favored man,
Who, though he's married many a wife,
May be a batchelor all his life?
(Ein Geistlicher).

141.

I am taken from a mine, and shut up in a wooden case, from which I am never released, and yet I am used by almost everybody. (Bleistift).

142.

Down in the meadows there was a red heifer, give her hay she would eat it, give her water she would die.
(Feuer).

143.

There is a thing that nothing is,
And yet it has a name;
'Tis sometimes tall and sometimes short,
It joins our walks, it joins our sport,
And plays at every game. (Schatten).

144.

My first is a pronoun, my next is used at weddings, my whole is an inhabitant of the deep. (Her-ring).

145.

What is the difference between an old maid of ninety, and a young miss of sixteen?

(One is hairless and cappy, the other is careless and happy).

146.

Why do chimneys smoke?

(Because they cannot chew).

147.

No doors there are in this stroughold, yet thieves break in and steal the gold. (Ei).

148.

What makes a box lighter than it is when there is nothing in it? (Löcher).

149.

Why is an oyster like a man of sense?

(Because it keeps its mouth shut).

150.

It has four legs, but cannot walk. (Bett).



Allerlei Lieder und Reime.

Von allen Bewohnern Amerikas ist der Neger der einzige, dem man angeborenes Talent für Gesang und Musik nachrühmen kann; mag er noch so arm sein und am Morgen nicht wissen, wo er am Abend sein Haupt hinlegen soll, ein Instrument, sei es nun eine Guitarre, eine Mandoline oder einen Banjo nennt er doch sein eigen und selbst das traurigste Mifsgeschick zwingt ihn nicht dazu, sich dieses Trösters für alle Widerwärtigkeiten zu begeben.

Seine Verse und Melodieen macht er gröfstenteils selber; doch unterscheiden sich beide insofern von den Produktionen der Meistersänger, als sich erstere durch lobenswerte Kürze und letztere durch Originalität, Frische und Lebendigkeit auszeichnen.[1]) Da nun die Melodie Hauptsache ist, so müssen sich die Worte derselben unbedingt fügen, wobei es natürlich nicht darauf ankommt, ob einige derselben einfach verschluckt werden oder als Unterlage für mehrere Takte dienen müssen.

Da die Beschäftigung der Neger vor ihrer Emanzipation wenig Abwechslung gewährte, so beziehen sich ihre meisten Lieder auf die Arbeiten im Felde oder auf dem Schiffe und Boote und dann auf ihre religiösen Übungen, denen sie stets

[1]) Slave Songs of the United States. New York 1867. — „Negro Spirituals". Pp. 197—222. „Army Life in a Black Regiment. By T. W. Higginson, Boston 1870. — Pp. 609—620. The Great South. By Edward King. Hartford, Conn. 1875.

mit Inbrunst oblagen; bestand doch ihre hauptsächlichste Freude und ihr erhabenster Trost in dem Ausblick auf ein glückliches Jenseits. Mehrere ihrer Plantagenlieder sind von namhaften Komponisten kaukasischer Abstammung als eigene Produkte der Welt übergeben worden; einige ihrer „spirituals" (geistliche Lieder) kann man Sonntags in zahlreichen amerikanischen Sonntagsschulen und Kirchen hören, doch sieht man sich die betreffenden Gesangbücher an, so findet man darin stets als Komponisten einen Amerikaner verzeichnet.

Mit den überall gesungenen deutschen Volksmelodieen wird bekanntlich ähnlich verfahren und man mufs erstaunen, dafs dieselben, deren Schöpfer jedem Forscher unbekannt sind, endlich nach Jahrhunderten doch einmal jemanden gefunden haben, der sich öffentlich zur Vaterschaft bekennt. Wesley sagt, er könne nicht einsehen, weshalb der Teufel allein schöne Melodieen haben solle.

Poet ist der Neger nicht. Da er nur das Bedürfnis hat, seine Sangeslust zu befriedigen, so genügt ihm ein unsinniger Vers dazu, den er je nach Umständen unzähligemal ohne zu ermüden wiederholt. Sein ganzes Gefühl legt er in die Melodie und es geniert ihn nicht im Mindesten, wenn die Worte dazu passen wie die Faust aufs Auge. Den Takt versteht er meisterlich zu halten und sorgt durch lautes Händegeklatsch und derbes Fufsgestampf dafür, dafs er denselben auch seinen Zuhörern gründlich einprägt. Ob einige Negermelodieen afrikanischen Ursprungs sind, dürfte schwer nachzuweisen sein.

Infolge seiner stets zur Heiterkeit aufgelegten Natur singt der Neger bei jeder Gelegenheit. Gefällt ihm ein Lied der Blafsgesichter, so adoptiert er es ohne Weiteres und ändert es nach seinem Geschmack um, wobei dann die Worte oft bis zur Unkenntlichkeit verballhornisiert werden. Da wird Revelation zu Revolution, Cyrus zu Silas, „gird on the army" zu „we'll guide on de army" und Lazarus zu Lajarush.

Ist der Neger durch einen Baptisten- oder Methodistenprediger zum Christentum bekehrt worden oder hat er, wie

er es nennt, „das Ding gefunden" („fin dat ding"), dann wird er auf einmal zum fleifsigsten Kirchengänger und unermüdlichsten Betbruder, der bei der geringsten Veranlassung in Ekstase gerät, sodafs häufig die Gebetsversammlungen in sogenannten shouts ihren Abschlufs finden. Hat ihnen der Prediger die Hölle gehörig heifs gemacht und dabei gebrüllt, als ob er nur stocktaube Zuhörer um sich hätte, dann werden wie auf Kommando die Bänke an die Wand gerückt oder in eine Ecke gestellt, worauf dann Alt und Jung in die Mitte des Lokals treten und nach Absingung eines Liedes im Kreise herum marschieren. Dabei rücken sie mit den Füfsen nur langsam vorwärts, bewegen dafür aber ihre übrigen Glieder desto lebhafter, sodafs sie bald in heftigen Schweifs geraten. Allmählich nimmt diese Bewegung den Charakter eines Tanzes an; es wird in die Hände geklatscht, auf den Boden gestampft und so laut gesungen und gelärmt, dafs man es meilenweit hört. Ob diese religiöse Zeremonie afrikanischen Ursprungs ist, kann nicht mit Bestimmtheit angegeben werden. In der Neuzeit ist sie übrigens in Abnahme gekommen und beschränkt sich nur noch auf einige Anhänger der Baptistenkirche in den Südstaaten.

Der Ursprung der meisten amerikanischen Negerlieder ist ebenso einfach wie ihr Inhalt. Beim Rudern oder Arbeiten auf einem Dampfboote wirft ein Neger eine originelle Frage auf, die von seinen Leidensgefährten schnell aufgegriffen und beantwortet wird. Lassen sich nun Frage und Antwort dem Takte der Arbeit anschmiegen, so werden dieselben augenblicklich mit einer Melodie versehen, zu der mit derselben Schnelligkeit ein Refrain improvisiert wird und das Liedchen ist fertig. Doch nur wenige der auf diese Weise entstandenen Lieder dringen in weitere Kreise.

Der Neger will einmal singen und es verursacht ihm durchaus keine Gewissensbisse, wenn er gelegentlich ein Bootlied am offenen Grabe oder ein Sterbelied bei einer fröhlichen Hochzeit ertönen läfst; nur sorgt er dafür, dafs der

Takt den jemaligen Umständen angepafst wird, denn die Worte selbst sind ihm bekanntlich Nebensache.

Bethlehem, der Jordan, sowie die hervorragendsten Personen des alten Testamentes bilden das bevorzugte Thema seiner spirituals. Der Teufel ist ein beschäftigter ole man, der jedem heifse Asche nachwirft. Des jüngsten Tages und des an demselben stattfindenden Weltbrandes wird in folgendem Liede gedacht.

„Gabriel, blow your trumpet!
Lord, how loud shall I blow it?
Loud as seven peals of thunder,
Wake the sleeping nations;
Den yo' see pore sinners risin',
See the dry bones a creepin',
  Far' yo' well, far' yo' well!

Den yo' see de world on fire,
Yo' see de moon a bleedin',
See de stars a fallin',
See de elements meltin',
See de forked lightnin',
Hear the rumblin' thunder,
Earth shall reel and totter,
Hell shall be uncapped',
De dragon shall be loosened,
Far' yo' well, pore sinner,
  Far' yo' well, far' yo well!"

Der Tod erscheint als kleiner Mann, der von Thüre zu Thüre geht.

„Oh Deat' he is a little man,
And he goes from do' to do',
He kill some souls and he wounded some,
And he lef' some souls to pray.
  Oh, Lord, remember me!"

Um auszufinden, ob ein Neger eine gewisse Sache gestöhlen hat, stellt einer seiner Rassegenossen, der sich hohen Ansehens erfreut und auch ein prominentes Kirchenmitglied ist, zwei Stühle mit den Lehnen zusammen, setzt ein Sieb darauf und spricht:

„By Saint Peter, by Saint Paul,
By the Lord who made us all,
If John Doe did thus and so,
Turn, sifter, turn and fall."

Fällt das Sieb bei der Nennung eines bestimmten Namens zur Erde, so ist der Träger desselben der gewünschte Übelthäter. Dieser Gebrauch soll afrikanischen Ursprungs sein; an der Küste von Guinea ist er heute noch im Schwang, nur wird dort statt eines Siebes ein Schild und statt eines christlich angehauchten Verses ein echtes Negerlied gebraucht.

Das nachstehende Sterbelied verdanke ich, wie überhaupt die meisten der hier angeführten Lieder, mündlicher Mitteilung.

„I had a sister who lately died,
She fell from 'bundant grace supplied;
But she would go to de balls and play,
In spite of all her fren's would say.

A few days' sickness tore her down,
And death prepared her for de groun';
She called her mudder to her side,
Said, 'Mudder, mudder, pray for me.'

'No use, no use, I tole you so!
I can't do no good now, I know;'
Tho' hell may ring with vengeance spite,
Christ will save your soul to-night." [1])

---

[1]) Ein anderes Grablied teilt die für Negersklaverei schwärmende Novellistin E. A. Meriwether in ihrer Erzählung „Black and White" (New York 1883) mit. Dasselbe lautet:

Das populärste der auf dem Mississippi gesungenen Bootlieder ist folgendes:

The Natchez is a bully boat,
Hi-oh-ho,
She walks high on de water,
Hi-oh-ho,
De Captin, he's a clever man,
Hi-oh-ho,
And de mate is here from Georgia,
Hi-oh-ho.

Folgende Negerverse erfreuen sich allgemeiner Verbreitung:

Wish I was in Tennessee,
A-settin in my cheer,
Jug o' whiskey by my side,
An' arms around my dear.

Oh, whare did you come from?
— Knock a nigger down —
Oh, whare did you come from?
— Jerry Miah Brown.

„Hawk! From the tomb a do'ful soun',
My eahs atten' de cry;
Come, all you niggahs, view de groun',
Whar you will shawtly lie."

Zum besseren Verständnis des Negerdialektes möge jener Vers in korrektem Englisch folgen:

„Hark! From the tombs a doleful sound,
Mine ears attend the cry;
Come all you sinners, view the ground,
Where you must shortly lie."

Allem Anscheine nach ist jedoch die Negerversion eine Verstümmelung des ursprünglich rein-englischen Liedes. Auch das von derselben Verfasserin in genanntem Werke mitgeteilte Lied „Dolly's African Wail" kann nicht als Originalarbeit eines Negers gelten; schon der regelrechte metrische Bau desselben spricht gegen eine solche Annahme.

'Tain't never gwine to rain no mo',
Sun shines down on rich and po.'

Ole mis' she acted a foolish part,
She married a man dat broke her heart.

Von den Plantagenliedern, welche hauptsächlich bei der Bebauung der Baumwolle gesungen wurden, führe ich folgendes an:

Old master's makin' money now,
Jang gam a lang go hay,
We does it with the hoe and plow,
Jang gam a lang go hay,
Dars old Be's gone to h—ll,
Jang gam a lang go hay,
De niggahs hes sold nobody can tell,
Jang gam a lang go hay,
Little piece of lean and a little piece of fat,
Jang gam a lang go hay,
And the white folks grumble if you eat much of dat,
Jang gam a lang go hay,
Wid all this trouble we all like ham,
Jang gam a lang go hay,
An' raddah be a niggah dan a poo white man,
Jang gam a lang go hay.

Ist des Tages Last und Hitze ertragen, so versammeln sich die Neger nach einem höchst frugalen Abendessen vor irgend einer Hütte oder unter einem Baum, tanzen, singen und lachen stundenlang, als ob es ihnen auf der Welt an nichts gebräche. Ist nun einer derselben im Besitze eines musikalischen Instrumentes der primitivsten Art und weifs er demselben nur einige Töne im Takt zu entlocken, dann senkt sich der Himmel auf die Erde und Schnadahüpfel religiösen und profanen, sinnigen und unsinnigen Inhaltes entstehen dutzendweise. Hier einige derselben:

Ebo, Edmun, Simon Joe,
Ding that niggah what stole my oh,
Dat putyest sheep that was in my flock,
And Taggy stole my turkey cock.
Old jawbone do go home.

Dar's ole marster promise me
When he died he sot me free;
Now old marster's dead and gone,
Here's dis darkey still hillin' up corn.
Old jawbone do go home.

Jay bird up de sugar tree,
Sparrow on de groun';
Jay bird shakes de sugar down,
Sparrow pass it er 'roun'.

Die Entstehung des schwarzen Mannes wird auf folgende drollige Weise erklärt:

„De Lord made a colored man,
Made 'im the night;
Made 'im in a hurry
An' forget to paint 'im white."

Der Sehnsucht nach Freiheit verlieh der Neger oft ergreifenden Ausdruck und da er auf die Erfüllung derselben wenig Hoffnung hatte, so tröstete er sich mit dem Gedanken an den Himmel, wo weder Seufzen, Weinen, Klagen und Sklaverei sei. In dieser Hinsicht verdient folgendes aus Nordkarolina stammendes Wiegenlied Erwähnung:

Dar 'll be no mo' sighing, no mo' sighing,
O, no mo' sighing ober me, ober me;
An' befo' I'll be a slave,
I'll be carried to my grave,
An' go home to my Lord an' be free.

Dar'll be no mo' crying, no mo crying,
O, no mo' crying ober me, ober me;
An' befo' I'll be a slave, etc.

Dar'll be no mo' weeping, no mo' weeping,
O, no mo' weeping ober me, ober me,
An' befo' I'll be a slave, etc.

Dar'll be no mo' slavery, no mo' slavery,
O, no slavery ober dar, ober dar;
An' befo' I'll be a slave, etc.

Folgendes während des amerikanischen Bürgerkrieges entstandene Lied, in welchem die Freude des Negers darüber ausgedrückt ist, dafs er nun keine Schläge mehr vom Sklaventreiber bekommt, dem Rufe der Herrin nicht mehr zu gehorchen braucht und etwas besseres als seine tägliche Ration von Korn und Salz erwarten darf, hat sich besonders infolge seiner gefälligen Melodie lange erhalten.

No more peck o' corn for me,
No more, no more;
No more peck o' corn for me,
Many tonsand go.

No more driver's lash for me,
No more, etc.

No more pint o' salt for me,
No more, etc.

No more hundred lash for me,
No more, etc.

No more mistress call for me,
No more, etc.

Ein von der aus Negern bestehenden Feuerwehr in Savannah bekanntes Lied lautet:

Heave away, heave away!
I'd rather court a yellow gal than work for Henry Clay.
Heave away, heave away!
Yellow gal, I want to go, I'd rather court a yellow gal,
Than work for Henry Clay.
Heave away! Yellow gal, I want to go!

Den Mädchen von Charleston ist folgendes Lied gewidmet:

As I went down the new-cut road,
I met the tap and then the toad;
The toad commenced to whistle and sing,
And the possum cut the pigeon-wing.
Along came an old man riding by;
Old man, if you don't mind, your horse will die;
If he dies I'll tan his skin,
And if he lives I'll ride him agin.
Hiho, for Charleston gals!
Charleston gals are the gals for me!

As I went a walking down the street,
Up steps Charleston gals to take a walk with me.
I ke' a walking and they kep a talking,
I danced with a gal with a hole in her stocking.

Die Negerlieder wurden im Norden hauptsächlich während des Bürgerkrieges bekannt und da dieselben so lebhaft von allen in Amerika entstandenen Melodieen abstachen, so bildeten sich bald sogenannte Minstreltruppen, deren Mitglieder teils aus wirklichen Negern, teils aus schwarz gefärbten Kaukasiern zusammen gesetzt waren; diese gaben überall in den Vereinigten Staaten und späterhin auch in England Konzerte, in welchen sie jene Originallieder, sowie einige denselben nachgebildete mit grofsem Erfolge vortrugen. Eigentlich bestanden derartige Wandertruppen schon viel früher; recht populär aber wurden sie erst nach dem Bürgerkriege.

Als Vater der sogenannten „Ethiopian Minstrels" gilt Thomas D. Rice, gewöhnlich Jim Crow genannt. Die New Yorker „Times" vom 5. Juni 1881 erzählt Folgendes über ihn:

„Als Rice 1828 mit seiner Minstreltruppe in Louisville gastierte, bemerkte er vom Zimmer seines Gasthauses aus einen alten verkrüppelten Neger, der in einer Pferdeverleihanstalt beschäftigt war und bei seiner Arbeit beständig Lieder mit folgendem Refrain sang:

„Wheel about, turn about,
Do jis so,
An' ebery time I wheel about
I jumb Jim Crow."

Dieser Neger hatte den Namen seines Herrn, Jim Crow nämlich, angenommen. Rice studierte nun seine Art und Weise, dichtete einige Lieder in seiner Manier und brachte dann den Jim Crow mit beispiellosem Erfolge auf die Bühne."

Dies ist der Ursprung der unter dem Namen „Jim Crow-Lieder" bekannten Schnaddahüpfl der amerikanischen Minstrels. Als erfolgreichster Minstrel der Neuzeit gilt D. D. Emmett, der Verfasser des im Negerstile gehaltenen und zum Volksliede gewordenen Sanges von Dixie. Emmett, der zu Mount Vernon in Ohio geboren ist und daselbst, wenn ich nicht irre, gegenwärtig noch als hochbetagter Greis lebt, hatte sich in seiner Jugend durch Rice's Truppe vom Theaterfieber anstecken lassen und da er es verstand, die Violine zu spielen — ohne Noten nämlich — so ward es ihm nicht allzuschwer, bei einer Schar reisender Minstrels Aufnahme zu finden. Als sich bald darauf in ihm die Lust zu dichten und zu komponieren regte und seine Produkte den Beifall des Direktors fanden, avancierte er vom Musikanten zum Minstrel und ward bald infolge seiner phänomenalen Begabung für diesen Beruf der erklärte Liebling des Publikums.

Sein berühmtes, 1859 entstandenes Dixielied lautet in der Originalfassung:

I wish I was in de land ob cotton, old times dar are not forgotten;
Look away, look away, look away, Dixie land!
In Dixie land whar I was born in early on one frosty mornin',
Look away, look away, look away, Dixie land!

Chorus—
Den I wish I was in Dixie, hooray, hooray!
In Dixie land I'll took my stand, to lib and die in Dixie.
Away, away, away down south in Dixie!
Away, away, away down south in Dixie!

Ole missus marry „Will-de-weaber;“ Willum was a gay deceaber;
Look away, look away, look away, Dixie land!
But when he put his arm around her, he smiled a fierce as a forty-pounder;
Look away, look away, look away, Dixie land!

His face was sharp as a butcher's cleaber, but dat did not seem to greab 'er;
Look away, look away, look away, Dixie land!
Ole missus acted de foolish part, and died for a man dat broke her heart;
Look away, look away, look away, Dixie land!

Now here's health to de next ole missus, an' all de gals dat want to kiss us;
Look away, look away, look away, Dixie land!
But if you want to drive 'way sorrow, come and hear dis song to-morrow;
Look away, look away, look away, Dixie land!

Dar's buckwheat cakes an' Injin batter, makes you fat or a little fatter;
Look away, look away, look away, Dixie land!
Den hoe it down and' scratch your grabble, to Dixie's land I'm bound to trabble;
Look away, look away, look away, Dixie land!

Dieses Lied, welches der Verfasser zuerst in Bryant's Halle in New York vortrug, wurde auf folgende Weise zum Kriegsliede der Südländer: Als kurz nach Ausbruch des Bürgerkrieges in New Orleans ein Spektakelstück gegeben werden sollte und es zum Schlufseffekt an einem Liede mit einem Refrain fehlte, den alle Schauspieler ohne besondere Vorbereitung mitsingen konnten, verfiel man auf Emmetts „Dixielied“ und machte es dadurch so populär, dafs es bald auf allen Strafsen und in jedem Biwak der Konföderierten gepfiffen, geblasen und gesungen wurde.

Anfangs bestanden die Mitglieder der Minstreltruppen nur aus Kaukasiern, die sich vor dem Betreten der Bühne das Gesicht mit einem Korkstöpsel schwärzten, und es dauerte ziemlich lange, bis das Publikum den wirklichen Negerminstrels das öffentliche Konzertieren durch rege Teilnahme ermöglichte. Zur Beseitigung der alten, gegen die Neger herrschenden Vorurteile haben besonders die Hampton-Sänger, die zuerst 1872 auftraten, durch ihre Leistungen, sowie durch ihr musterhaftes Benehmen das meiste beigetragen. Dieselben, welche Studenten des Hampton-Instituts in Virginien, einer Anstalt zur Ausbildung der Neger und Indianer für den Beruf des Farmers und Lehrers waren, hatten sich in genanntem Jahre vorgenommen, durch den Vortrag von Neger- und Indianerliedern in verschiedenen Städten der Union die Mittel zur Vergröfserung ihrer Schule zu ersingen, was ihnen dann auch nach unsäglichen Schwierigkeiten gelang.

Erst als der damals aufserordentlich einflufsreiche Prediger H. W. Beecher jene siebzehn Studenten einlud, in seiner Kirche zu Brooklyn zu singen, erinnerte man sich, dafs Nordamerika das Land der politischen Gleichberechtigung sei und unterstützte jene armen Sänger reichlich. Ja, es ward durch Beecher's Vorgang sogar zur Modesache, ihren Konzerten beizuwohnen und ihre Leistungen zu bewundern.[1])

Auch die später auftretenden „Jubiläumssänger“[2]) fanden mit ihren Gesangsvorträgen, die von Theodore F. Seward zusammengestellt und herausgegeben wurden, überall günstige Aufnahme.

Die Lieder der Neger auf den Bahama-Inseln sind in dem durch die amerikanische Folklore-Gesellschaft veröffentlichten Werke „Bahama Songs and Stories“ von Professor Charles

[1]) Die Lieder der Hampton-Sänger sind im Putnam'schen Verlage in New York erschienen. Einige derselben sind auch in dem Werke „Twenty two Years' Work of the Hampton Normal and Agricultural Institute“ (Hampton, Va. 1893) enthalten.

[2]) Studenten der Fisk-Universität, einer Hochschule für Neger.

L. Edwards enthalten. Es sind dieselben meist düsteren, melancholischen Charakters.

Betreffs der eigentlichen Sprache der amerikanischen Neger ist zu bemerken, dafs fast auf jeder Plantage ein besonderer Dialckt gesprochen wird. Da die Neger gröfstenteils lebhaft und schnell sprechen, die Regeln der englischen Pronunciation ignorieren und aufserdem häufig die Endsilben verschlucken, so ist es mitunter nicht leicht, sie zu verstehen. Mit der Syntax verfahren sie nach Gutdünken; lange Vokale machen sie zu kurzen und umgekehrt. Die Zeitwörter werden häufig mit den persönlichen Fürwörtern verschmolzen und die Flexionssilben stets ganz weggelassen.

Dat ist der bestimmte Artikel für die Einzahl, dem für die Mehrzahl. Th wird zum einfachen d oder f, d oft zu b und w zu v. I do not know lautet dunno im Munde der Neger; cousin lautet co (sprich ku) und fängt das darauf folgende Wort mit einem Vokale an, so wird auch das o noch weggelassen. Unter titty verstehen die Neger entweder ihre älteste Schwester oder ihre Mutter; call meint Verwandtschaft und gang wird nur für eine grofse Anzahl Dinge, niemals aber für Menschen gebraucht.

Da die französischen Bewohner von Louisiana ihre Muttersprache auf sechs oder sieben Generationen fortgepflanzt haben,[1]) so ist es kein Wunder, dafs sich mit der Zeit unter den Negern und Kreolen daselbst ein sonderbarer Dialekt bildete, der dem Kenner des Französischen mitunter grofse Schwierigkeiten bereitet. Von den darin verfafsten Liedern ist mir nur eins bekannt geworden;[2]) dasselbe lautet:

Lisett' to kité la plaine,
Mo perdi bonhair à moué;
Ziés à moué semblé fontaine,
Dépi mo pa miré toué,

[1]) Alcée Fortier, Louisiana Studies. New Orleans 1894.

[2]) Alfred Mercier, L'Habitation Saint-Ibars, on Maitres et Esclaves en Louisiane. Nouvelle-Orléans 1881.

Jour là can mo coupé canne,
Mo chongé zamour à moué;
Lanouitt' can mo dan cabane,
Dan droumi mo tchombo toué.

Die Voodoo, nämlich die Neger des amerikanischen Südwestens, besonders Missouris und Louisianas, die zum grofsen Teil indianisches Blut in den Adern haben, werden von den übrigen Negern ihrer Zauberkünste wegen sehr gefürchtet. Sie sind ein aufserordentlich abergläubisches Völkchen und wissen von Hexen und Hexenmeistern die greulichsten Dinge zu erzählen. Ihre Märchen und Fabeln sind von Mary Owen[1]) gesammelt worden. Wenn sie auch nicht der Sangeslust in dem Grade wie die gewöhnlicher Neger fröhnen, so haben sie doch ihre charakteristischen Lieder von denen die eben genannte Schriftstellerin einige aufgezeichnet hat.

Von „guten Dingen“ handelt das folgende:

Oh! chicken-pie an' Pepper, oh!
Chicken-pie is good, I know;
So is watteh-million,[2]) tov,
So is rabbit in er stew,
So is dumplin biled with squab,
So is cawn biled on de cob,
So is chine an' turkey-breast,
So is aigs des fun des nest.

Folgende originelle Fabel handelt von einem Spechte, der einen Wurm in ein Zimmer verfolgte und ihn dann „mit Unterrock und Allem“ verschlang.

Woodpeckeh tappin' on de maple bahk,
Miss Wuhm hyeah' im. — Hohk! oh, hawk!
Miss Wuhm guiled[3]) on de parlor flo',

---

[1]) Voodoo Tales. By Mary A. Owen. New-York 1893.

[2]) Water-melon.

[3]) Coiled.

Woodpeckeh bustin' thu de entry do'!
Good-bye, Miss Wuhm, yo' boun' ter git er fall!
Woodpeckeh swallered huh, petticuts an' all!

Nach dem europäischen Aberglauben hat der Teufel nur eine einzige weibliche Verwandte, eine Grofsmutter nämlich; die Voodoo haben ihm jedoch auch eine Frau zugesellt, die aber nach dem folgenden Liede nicht sprechen kann, was der Dichter desselben auch seiner Frau wünscht.

Ez I wuz gwi-in[1]) up de hill,
I met de Debbil's wife.
I grab my hat an' mek my bow,
Kase[2]) I don't want no strife.
No strife, no strife,
Kase I don't want no strife.

„Howdy, Miss Debbil", I holler out,
How am yo' se'f, dis day?
Dis weddeh mighty good foh cawn.[3])
Not one ting do she say.
She say, she say,
Not one ting do she say.

De Ole Boy mus' a-tied 'er tongue,
Wish my wife done lak dat;
Oh, I would spread my jaws ont wide
An' tek on streaks o' fat.
O' fat, o' fat,
An' tek on streaks o' fat.

In einem zu den Klängen des Banjo gesungenen Liedchen nimmt ein junger Mann von der Geliebten, deren Eltern ihn schlecht behandelt haben, Abschied und erklärt, niemals heiraten zu wollen.

---

[1]) Going. [2]) Because. [3]) Corn.

Now hits once to you
My lub[1]) was true,
But now-ow I keer nuttin' erbout you.
Foh goh! parrients treadet me wid scawn,[2])
Sech conduc' do delay me!
Now I'll come no mo' widin yo' do'
To tell yer dat I lub you.
So I thun my back an' scawn erway-ay-a,
No m'o time ter tarry.
No, nevveh will I ma-a-arry.

Die französischen Lieder und Volksreime Kanada's wurden von Ernest Gagnon nach mündlicher Überlieferung gesammelt und 1865 zu Quebec unter dem Titel „Les chansons populaires du Canada" herausgegeben.[3]) Die meisten derselben stammen aus Frankreich, wo jedoch mehrere bereits längst in Vergessenheit geraten sind, während dem sie sich, wie z. B. die Lieder „A Saint-Malo", „Marianne s'en vatau Moulin" und „La belle Françoise" in der Provinz Quebec grofser Beliebtheit und Verbreitung erfreuen. Das populärste, überall in Canada gesungene Liebeslied betitelt sich „A la claire fontaine"; dasselbe erklingt übrigens auch heute noch bei jeder festlichen Gelegenheit in der Normandie, der Bretagne und in Franche-Comté.

Das sogenannte Nationallied der französischen Kanadier lautet:[4])

Vive la Canadienne,
Vole, mon coeur, vole,
Vive la Canadienne,
Et ses jolis yeux doux,
Et ses jolis yeux doux, doux, doux,
Et ses jolis yeux doux.

---

[1]) Love. [2]) Scorn.

[3]) 2. Aufl. 1880. — Siehe auch „Songs of old Canada". Translated by W. Mc Lennan. Montreal 1886.

[4]) Die Melodie desselben befindet sich in J. P. Sousa, National, Patriotic and Typical Airs of all Countries. Philadelphia 1890.

Nous les menons aux noces,
Vole, mon coeuer, vole,
Nous les menons aux noces,
Dans tous ses beaux atours.

On danse avec nos blondes,
Vole, mon coeur, voles,
On danse avec nos blondes;
Nous changeons tour à tour.

On passe la carafe,
Vole, mon coeur, vole,
On passe la carafe;
Nous buvons tous un coup.

Mais le bonheur augmente,
Vole, mon coeur, vole,
Mais les bonheur augmente,
Guand nous sommes tous soûls.

Die nordamerikanischen Indianer bilden in mehrfachen Beziehungen einen grellen Gegensatz zu den Negern. Währenddem letztere stets heiter, vergnügt und friedlich sind, die Welt von der Rosenseite betrachten und das Herz auf der Zunge tragen, sind erstere meistens still, heimtückisch, zurückhaltend, verschmitzt und selten Vertrauen erweckend. In diesen Charaktereigenschaften finden wir auch die Abneigung der Indianer gegen Musik und ihre äußerst geringe Anlage zu derselben psychologisch begründet. Schon ihre Lieblingsbeschäftigungen, Jagen und Kriegen nämlich, zwingt sie dazu, sich möglichst stille zu verhalten; rudern sie, so singen sie wie die Neger schon deshalb nicht dabei, weil sie entweder das Wild am Ufer nicht verscheuchen oder die Aufmerksamkeit heimlicher Feinde auf sich lenken und sich dadurch dem Pfeile eines feigen Meuchelmörders aussetzen möchten.

Singt nun wirklich einmal ein Indianer in einer Kriegsversammlung seines Stammes, nun so will er entweder da-

durch seine Kameraden zu einem Überfall begeistern oder er berichtet durch wenige, unmelodisch ausgestofsene Worte, wie viele Skalpe er erbeutet hat.

Nennenswerte Gemütsbedürfnisse kennt der Indianer nicht. Lieder hat er natürlich; dieselben bestehen jedoch selten aus mehr als einer Zeile, die unzähligemal wiederholt und meist nur zum Takte eines Tanzes gesungen werden. Die von den Medizinmännern bei der Ausübung ihres Schwindelberufes gebrauchten Lieder bestehen in den meisten Fällen aus unverständlichen Worten, oft auch aus der Nachahmung einiger Tierstimmen, aber gerade infolge der erstgenannten Eigenschaft machen sie einen tiefen Eindruck auf den Patienten und dessen Angehörige.

Erst durch die Mimik wird uns die Bedeutung vieler Indianerlieder klar, denn dafs die Rothäute gerade in der Geberdensprache Aufserordentliches leisten, hat der Amerikaner G. Mallerick, der diesem Gegenstande mehrere Schriften widmete, überzeugend bewiesen. Doch tritt der Indianer, trotz des kriegerischen Charakters vieler seiner Lieder, beim Singen lange nicht so lebhaft auf wie der Neger; an letzterem bewegt sich jedes Glied zum Takte des stets nur friedlichen Zwecken dienenden Liedes.

Doch ist der Indianer nur scheinbar ein kalter, für seelische Erregungen unempfindlicher Stoiker; nur versteht er es, dieselbe zu kontrollieren und schlau zu verbergen.

Einfach wie die Lieder, sind auch die musikalischen Instrumente der Indianer. Sie besitzen derselben eigentlich nur vier, nämlich Trommel, Flöte, Klapper und Rassel. Letztere, die meistens von Medizinmännern gebraucht wird, besteht aus einem ausgehöhlten Kürbis, in den man einige Pflaumen- oder Kieselsteine gesteckt hat. Die Klapper wird aus Hirschhufen hergestellt; dieselben werden nämlich einfach an einen Stock gehängt und dann ist das Instrument fertig zum Gebrauche. Flöten werden aus Holz, Rohr oder Tierknochen verfertigt und Trommeln aus hohlen, oft nur wenige Zoll hohen

Baumstücken, die nur an einer Öffnung mit Tierhaut überzogen und dann mit einem Stocke oder Knochen geschlagen werden.

Stephen D. Riggs, der Jahre lang als Missionär unter den Dakotas lebte und sich auch durch Abfassung einer Grammatik und eines Wörterbuches der Dakota-Sprache nicht zu unterschätzende Verdienste erworben hat, teilt in seinem Werke „Tah-koo Wah-kan“ (Boston 1869) zahlreiche Lieder des genannten Stammes, leider jedoch nur in englischer Übersetzung mit. In denselben werden, was eine besondere Eigenschaft dieser Lieder, sowie auch der anderer Stämme ist, die Dinge selten bei ihrem rechten Namen genannt, sodafs es ohne spezielle Erklärungen rein unmöglich ist, sie zu verstehen.

Die häufig mythologisch gefärbten Kriegslieder der Dakotas beschäftigen sich vorzugsweise mit ihren historischen Erbfeinden, den Tschippewäern, denen darin alle erdenklichen Schlechtigkeiten angedichtet werden.

Ihre Liebeslieder sind ebenso kurzen wie praktischen Inhaltes. Der verliebte Dakota-Jüngling verspricht in einem höchst unpoetischen Ständchen der Erkorenen, dafür zu sorgen, dafs sie stets satt zu essen habe und da er im Hinblick auf seine Geschicklichkeit als Jäger darauf rechnen kann, dafs die Geliebte seine Worte nicht bezweifelt, so fügt er auch gleich selber die Antwort auf seine Werbung hinzu.

Bei der Aufführung des Sonnentanzes mufs jeder daran teilnehmende Dakota ein Lied improvisieren. Bei diesem Tanze, welcher kurz nach Sonnenaufgang beginnt, blickt der Indianer die Sonne und den gleichfalls von ihm verehrten Mond abwechselnd an. So lange er es nun ohne Nahrung zu sich zu nehmen aushält, tanzt er in einem fort und gönnt sich nur bei der höchsten Erschöpfung eine kurze Ruhepause. In den dabei gesungenen Liedern drückt jeder seine individuellen, an den Gott des Wassers, den Medizinsack und den „Grofsvater“, oder Hauptgott gerichteten Wünsche aus, und damit dieselben

sichere Anwartschaft auf Erhörung haben, unterwirft er sich dabei zur Beeinflussung seiner Gottheiten schrecklichen Selbstquälereien, indem er z. B. schwere Gegenstände mit Klammern in seinem Fleische befestigt.

Wie zuweilen Indianerlieder entstehen und wie schwer dieselben ohne genaue Kenntnis ihres Ursprungs zu enträtseln sind, davon giebt uns G. B. Grinnell[1]) ein interessantes Beispiel. Die Poncas hatten sich einst vorgenommen, sich von den Pawnees, die sie beherrschten, unabhängig zu machen und da sie dies nicht gut durch Waffenthaten bewerkstelligen konnten, so versuchten sie es durch List. Sie statteten nämlich an einem Abend dem Hauptdorfe der Pawnees einen angeblich freundschaftlichen Besuch ab; sie blieben daselbst über Nacht und zwar mit der Absicht, ihre Feinde im Schlafe zu überfallen und sie niederzumetzeln. Dies gelang jedoch nicht, die Pawnees feierten nun ihren Sieg durch folgendes Lied:

„A Likit!
Kus ke har u.
Kur u u rus, idi, tus ku ra wusk u?
Lau i luk u ru tus.“

(Ah, du Ponca, es war (falscher) Friede. Fandest du das, worüber du lachtest? Du meintest Kampf.) Die Poncas hatten sich also zu frühe über den Glauben, sie hätten die Pawnees überlistet, ins Fäustchen gelacht.

Ein Pawnee-Knabe, so erzählt ebenfalls Grinnell, war einst auf die Jagd gegangen und plötzlich von einem so starken Schneesturm überfallen worden, dafs er den Heimweg nicht mehr finden konnte. Als er sich nun mit dem Gedanken an den nahen Tod vertraut machte, erschien ein grofser Büffel in seiner Nähe und sang zum Takte seines Ganges folgendes Lied:

[1]) Pawnee Hero Stories and Folk-Tales. By G. B. Grinnell. New York 1889.

„Atius ti wa ko ru ru!
Teh wah hwa ko,
Ru ru hwa hwa,
Wi ruh re.“

(Mein Vater sagt, gehe weiter. Er sagt beständig, gehe weiter. Es wird gut werden.) Nun freute sich der Knabe, dafs „Vater“ Atius[1]) den Büffel gesandt hatte; er folgte ihm also und erreichte glücklich seine Heimat.

Als die Büffel noch das hauptsächlichste Wild der Prärieen bildeten, wurden dieselben durch zahlreiche Tänze und Lieder verherrlicht. So hatten z. B. die Schwarzfüfse[2]) ein Büffeltanzlied; dasselbe bestand eigentlich nur aus den Wörtern Nai, ai (Decke, Mantel, d. h. Büffelfell), bei deren Vortrag die Bewegungen des Büffels nachgeahmt wurden.

Dafs die zur rechten Zeit angewandten Schmeichellieder dieselbe Wirkung wie die Zaubergesänge eines erfahrenen Medizinmannes haben, scheinen auch die Indianer recht gut zu wissen; wenigstens geht dies aus mehreren ihrer Märchen hervor. So erzählt Leland in seinem Werke „Algonkin Legends“[3]): Zwei Wiesel kamen einst an einen Flufs, den sie nicht überschreiten konnten. Da sahen sie einen Kranich am Ufer stehen und sangen: Wa wela quis kip pat kasqu'! (Der Kranich hat einen sehr schönen, langen Hals.) Da sie bemerkten, dafs ihm dies gefiel, so fuhren sie fort: Wa wela quig nat kasqu'! (Der Kranich hat sehr schöne, lange Beine.) Nun wollte der Kranich noch mehr solcher Lieder hören und auf sein Versprechen, sie über den Flufs zu tragen, liefsen sie dann noch einige Verse zum Lobe seiner Gestalt und Federn ertönen.

---

[1]) In den Pawnee-Märchen wird Atius als schöner und freundlicher, in kostbare Büffelfelle gekleideter Mann geschildert, welcher die Kunst der Zauberei versteht und den Notleidenden zur rechten Zeit hilft.

[2]) G. B. Grinnell, Blackfoot Lodge Tales. New York 1892.

[3]) The Algonkin Legends of New England. By Charles G. Leland. Boston 1884.

Der gutmütige Kranich hielt auch wirklich sein Versprechen und als dies Lox, ein übelgelaunter Gott, sah, wollte er ebenfalls über den Flufs getragen sein. Der Kranich verlangte nun ebenfalls zum Lohne ein Loblied.

Mecha guiskipat kasqu',
Mecha quig nat kasqu'.
(Der Kranich hat einen sehr häfslichen Hals,
Der Kranich hat schmutzige, häfsliche Beine)

sang nun Lox; doch der Kranich that, als verstände er diese Beleidigung nicht und lud sich den teuflischen Sänger auf den Rücken. Als er aber mit ihm in der Mitte des Stromes war, warf er ihn in das Wasser.

Die Irokesen, welche zur Erhaltung des Friedens im 15. Jahrhundert eine aus den Mohawks, Oneidas, Onandagas, Senekas und Tuskararas bestehende, Kanansionni[1]) genannte Konföderation bildeten, besafsen ein geschriebenes, glücklicherweise bis auf die Neuzeit erhaltenes Gesetzbuch[2]), in dem sich mehrere Lieder befinden. Urheber dieser Organisation war der ursprünglich zum Stamme der Onandagas, dann zu dem der Mohawks gehörende Held Hiawatha[3]), ein Mann von grofser Weisheit, Herzensgüte und Umsicht.

Jedem einzelnen Stamme blieb nach der Konstitution jenes Bundes die Regelung seiner lokalen und speziellen Angelegenheiten ungehindert überlassen; die Geschäfte des Bundes jedoch wurden durch gewählte Vertreter der fünf Nationen besorgt und damit jeder derselben seine Schuldigkeit thue, war die Bestimmung getroffen worden, dafs er wegen Pflichtvernachlässigung oder unehrenhaften Betragens abberufen werden konnte.

---

1) „Bund der vereinigten Haushaltungen".

2) H. Hale, The Iroquois Book of Rites. Philadelphia 1883.

3) „Hiawatha" bedeutet „Er, der den Wampumgürtel sucht." Der Held des gleichnamigen Longfellow'schen Epos ist eine mythische Figur der Algonkins, die in der Tschippewäsprache den Namen „Menabuscho" führt. — Siehe darüber die Einleitung zu meiner Hiawatha-Übersetzung.

Ihr von Hale veröffentlichtes Ritual handelt zum grofsen Teile von religiösen Gebräuchen, besonders von solchen, die bei dem Begräbnisse verdienstvoller Mitglieder der Gesetzgebung im Schwange waren. Das bei den Ratsversammlungen der Mitglieder jener Konföderation gesungene Lied, eine Art Nationallied, führt den Titel Karenna; dasselbe handelt von den Gesetzen und den Aufgaben der fünf Nationen, von den Verstorbenen und ihren Thaten und von den Pflichten der Lebenden. Nach dem Schlusse jeder zweimal hintereinander gesungenen Zeile ertönte stets der Ausruf „haihaih" (Heil).

Unter den die Küste von Texas bewohnenden Karankawa-Indianern hat der sprachkundige, aus der Schweiz stammende Ethnologe Albert Gatschet[1]) ein Liedchen entdeckt, das unstreitig eine Übersetzung eines Verses aus „Mother Goose" ist. Dasselbe lautet:

Natsa kwan kodu hakus akwini
Tal aksol, tal aksol, tal aksol, na tcha;
Natsa kwan gloesu gas, gai demon,
„N'tchapa odu awa, hamala kwan kodu."
(Ein Vöglein sitzt auf einem Baum,
Es pfeift, es pfeift, es pfeift, ich sehe;
Ein kleiner Knabe kommt mit Bogen und Pfeil:
„Ich werde dich schiefsen, kleiner, schöner Vogel.")

In Mother Goose's Reimbuch[2]) befinden sich folgende ähnliche Verse:

There was an owl lived in an oak,
  Wisky, wasky, weedle;
And every word he ever spoke
  Was fiddle, faddle, feedle.

---

[1]) Albert S. Gatschet, The Karankawa Indians. Cambridge, Mass. 1891.

[2]) Mother Goose's Nursery Rhymes, Tales and Jingles. London and New York: Frederick Warne & Co.

A gunner chanced to come that way,
Wisky, wasky, weedle;
Says he, 'I'll shoot you, silly bird.'
Fiddle, faddle, feedle.

A little cock sparrow sat on a green tree,
And he chirruped, he chirruped, so merry was he;
A naughty boy came with his wee bow and arrow,
Determined to shoot this little cock sparrow.

Die Frauen der Thlinkihts scheinen keine Freude am Tanzen zu haben, doch sehen sie den Tänzen ihrer Männer gerne zu und begleiten dieselben mit Liedern. Ihre gesanglichen Leistungen sollen nach Dr. Kraufs nicht unbedeutend sein, besonders da sie die Gabe besitzen, sich fremde Melodieen mit Leichtigkeit anzueignen. In letzterer Hinsicht zeichnen sich besonders die Makahs aus. Dieselben haben nicht nur zahlreiche Lieder anderer Stämme, sondern auch einige der Neger zu den ihrigen gemacht, dabei jedoch die Worte in solchem Grade korrumpiert und die Anzahl derselben dermafsen reduziert, dafs sich das Original schwer wieder erkennen läfst. Oft ist von einem ganzen Satze nur noch ein Wort übrig geblieben, das, um die Unterlage zur Melodie abzugeben, natürlich in infinitum wiederholt werden mufs.

Ungemein reich an Zauberliedern sind die Klamaths.[1]) Einige derselben haben auch wohlklingende Weisen, doch sind die Worte nicht in allen Fällen verständlich, wenigstens geben sich die männlichen und weiblichen Schamanen nicht die geringste Mühe, dieselben dem neugierigen Forscher zu erklären. Vielleicht kennen sie auch die eigentliche Bedeutung selber nicht. Diese Zauberlieder, bei denen man sich, um sie recht zu verstehen, in das Urwaldsleben versetzen mufs, zeigen eine aufserordentliche Vertrautheit mit den Eigen-

[1]) The Klamath Indians of Southwestern Oregon. By A. S. Gatschet. Vol. I. Washington 1890.

schaften und Gewohnheiten der Tiere, denn den Tieren wird von dem Medizinmann zuweilen durch ein Lied der Befehl erteilt, die in irgend einer Gestalt materialisierte Krankheit aufzusuchen, um sie vernichten zu können. Mitunter singen auch die Tiere durch den Mund eines Schamanen, wodurch letztere die Rolle eines spiritualistischen Mediums übernehmen.

Manchmal läfst der Zauberer die Krankheit durch die Luft wandern; überhaupt vergleicht er gerne die leiblichen Uebel und die Verbreitung derselben mit dem Fluge der Winde. Das Zauberlied des Klamath-Zwerges

„Nahnias nani nani nani-a a a nania .... nani, nani-i-a"

bezieht sich auf geheimnisvolle, zuweilen in den Cascade-Gebirgen beobachtete Fufsspuren, die dem Anscheine nach von einem kleinen Kinde herstammen. Die Klamaths behaupten, dieselben verursache der Zwerg Nahnias, der die Schamanen ihres Stammes in die Heilkunst und sonstige Wissenschaften einweihe und auch nur von ihnen gesehen werden könne.

Das Lied „Kenuks a-i nu stunchi napk" (Ich will ein Seil aus meinen Eingeweiden ziehen) murmelt der Medizinmann, wenn er in Gegenwart eines Patienten angeblich zur Beseitigung der Krankheit ein Seil oder einen Bindfaden aus seinem Bauche zieht.

Wenn die Modoc-Zauberin singt „Plaitalautnish nu shuina" und dabei in die Höhe blickt, so schickt sie einen Geist in die Luft, die Ursache der Krankheit zu suchen.

Von den Liebesliedern der Klamathmädchen beschäftigen sich viele mit der Pubertätsperiode, nach deren Eintritt dann die Frage an den Geliebten gerichtet wird, was er ihr als Hochzeitsgeschenk geben wolle. Will nun der Jüngling auf die in dieser Frage enthaltene Offerte nicht eingehen, so antwortet er: „Ein halb mit Wasser gefülltes Canoe" oder etwas ähnliches.

Wenn ein verliebter Jüngling klagt, dafs alle Frauen tot seien und sich nur ein alter Mann einsam auf der Prairie oder im Walde herumtreibe, so meint er einfach damit, dafs er an verschiedenen Thüren vergeblich angeklopft habe. Bei den meisten dieser Lieder mufs man sich den Anfang und oft auch noch den Schlufs hinzudenken. Wer sich nach hochtönenden, blumenreichen Phrasen sehnt, mufs sich an die Lyrik der Blafsgesichter wenden. Hat ein Klamathmädchen ihren Liebsten verloren oder ist derselbe untreu geworden, so klagt es einfach

„Wak wennilota nush gitk?
Wak i nush gitk, wennilota?“
(warum hast du dich mir entfremdet)

und fügt kein tadelndes Wort über die Unbeständigkeit der Männer oder über ihre unglückliche Lage hinzu; noch viel weniger droht es mit Selbstmord.

Kommt ein junger Mann als Freier, so nennt ihn das Klamathlied einen heulenden Wolf; giebt er sich vor der Hochzeit für reich aus und zeigt es sich später, dafs er gelogen hat, so wirft ihn die Frau verächtlich vor, dafs er noch nicht einmal das Fell einer wilden Katze besitze. Tadelt ein Mädchen den Freier, dafs er noch nicht einmal eine wollene Decke habe, so erwidert dieser, ohne die Fabel vom Fuchs und den Weintrauben zu kennen, dafs er keine froschähnliche Frau mit geschwollenen Augen haben wolle. Hat ein Klamathjüngling die Sitte der Weifsen angenommen, sitzt er gern hinter dem warmen Ofen und trinkt Kaffee, so hat er die sichersten Aussichten, bei seiner Werbung einen Korb zu erhalten.

Die Medizinmänner der Navajoes müssen Hunderte von Liedern bei festlichen Gelegenheiten recitieren können;[1]) sie sind allerdings äufserst kurz, auch wird das Gedächtnis durch

[1]) Vol. VII Journal of American Folklore.

die darin angedeuteten Mythen wesentlich unterstützt.[1]) Viele derselben beziehen sich auf den Hausgott Quastcequogan und auf dessen mit dem Kornpflanzen verbundenen Arbeiten.

Die Nahuas[2]), um nun auch einer mexikanischen Nation zu gedenken, kultivierten nach den ältesten spanischen Nachrichten von jeher Gesang, Musik und Tanz. Die Dichter erfreuten sich bei ihnen hoher Achtung und jeder Reiche hielt es vor und auch noch eine Zeitlang nach dem Eroberungszuge Cortez' für seine Pflicht, eine Anzahl Sänger und Tänzer zu besolden. Alle diese Künstler waren gut geschult. Sahagun erzählt, dafs Sänger, welche falsch sangen, Trommler, welche den Takt nicht einhielten und Tänzer, welche verkehrte Wendungen machten, sich der Todesstrafe aussetzten.

Da die Lieder der Nahuas vielfach mythologischen Inhalts waren, so wurden sie natürlich durch die katholischen Eroberer verboten; das Singen aber haben jene Amerikaner deshalb doch noch nicht aufgegeben, nur haben sie ihre früher in Liedern gefeierten Nationalhelden und Götter durch christliche oder biblische Heilige ersetzt.

Brinton's unten erwähnte Sammlung von Nahua-Liedern, die nach einem in der Universitätsbibliothek in Mexiko befindlichen Manuskript zusammengestellt ist, enthält keine eigentlichen Volksprodukte, sondern lyrische, meist aus dem 16. und 17. Jahrhundert stammende Kunstschöpfungen. Demselben Gelehrten sind wir auch für eine kritische Ausgabe des einzigen dramatischen Versuches der Aboriginer Amerikas zu Dank verpflichtet.[3]) Es ist dies das Lustspiel „Ballet-Güegüence", dessen Titelträger ein alter Narr ist, der sich durch würdevolles Auftreten zum Ziele des allgemeinen Spottes macht.

---

[1]) Die Medizinmänner anderer Stämme helfen sich in dieser Beziehung durch Piktographieen, wovon sich in den „Reports of the Bureau of Ethnologie" (Washington 1886 und 1890) zahlreiche Beispiele befinden.

[2]) D. G. Brinton, Ancient Nahuatle Poetry. Philadelphia 1887.

[3]) The Güegüence; a Comedy Ballet in the Nahuatl-Spanish Dialect of Nicaragua. Philadelphia 1883.



Ein in diesem Werke mitgeteiltes originelles Schnaddahüpfl mag auch hier eine Stelle finden. Es lautet:

„O fuera yo carangano,
En tus cojines me meteria
Para servirte todo el dia.
Te ama este zangano."

(Wär' ich ein Läuschen, würd' ich froh
Dein hochgetürmtes Haar durcheilen,
Und alle Arbeit mit dir teilen;
Der faule Kerl, er liebt dich so).

Von den in den Neuenglandstaaten ansässigen Portugiesen stammen folgende Schnaddahüpfl:[1])

„Hei-de atar o men cabello,
E vira-lo para traz,
Com uma fitinha vermelha
Que me den men rapaz."

(Ich flechte mein Haar mit einem roten Band, das mir mein Liebster gab.)

„Ja la vae o sol abaixo,
Ja nao nasce onde nascia;
Ja nao don as minhas fallas
A quem as dava algum dia."

(Schon geht die Sonne unter, schon ist das Tageslicht verschwunden, schon habe ich aufgehört zu sprechen zu dem, mit dem ich einen Tag zu sprechen pflegte).

„Candeia que nao da luz,
Nas se espeta na parede;
O amor que nas e firme,
Nas se faz mais caso d'elle."

(Das Licht, das keinen Schein verbreitet, hängt man an keine Mauer; Liebe, die schwach ist, wird nicht bemerkt).

---

[1]) Vol. V. Journal of American Folklore.

Wiegenlieder scheinen bei den amerikanischen Aboriginern selten vorzukommen; eins der Tscherokesen lautet:

„A wa nen,
A wa nen,
Wa yan was sa
Ko pwa sod.“ [1])

(Wer ist das? Wer ist das? Schwing hin, schwing her, lege dich).

Von den holländischen Kolonisten in New York stammt folgendes Kinderlied: [2])

„Trip a trap a tronjes,
De varkens in de boonjes,
De koejes in de klaver,
De paarden in de haver,
De eenjes in de waterplass,
So groot myn kleine — was.“

(Klettre aufs Knie [Thron], die Schweine in den Bohnen, die Kühe in dem Klee, die Pferde in dem Hafer, die Enten auf dem Teich, so grofs ist mein kleiner —).

Die Reime und Auszähllieder der anglo-amerikanischen Kinder sind von Newell und Bolton [3]) gesammelt worden; Ergänzungen zu denselben, welche ich in den Staaten New York und Indiana aufzeichnete, habe ich meinem Büchlein „Folklore“ (Dresden 1886) einverleibt und bringe nun hier eine Nachlese dazu.

Wenn der amerikanische Junge eine Fledermaus sieht, hält er den Hut hin und spricht:

---

[1]) Theodor Baker, Über die Musik der nordamerikanischen Wilden. Leipzig 1882. – Von dem durch Longfellow bekannten tschippewäischen Kinderlied über die „Feuerfliege“ befindet sich eine genaue Revision des Originaltextes nebst Erklärungen in meiner Hiawatha-Übersetzung (Jena 1872).

[2]) G. L. Vanderbilt, The Social History of Flatbush. New York 1881.

[3]) W. Newell, Games and Songs of American Children. New York 1883. — H. C. Bolton, The counting — out rhymes of Children. London 1888.

„Bat, bat,
Fly in my hat,
I'll give you a piece of monkey-fat."

Erblickt ein Mädchen den ersten Stern am Abend, so ruft es:

„Star, star, shining high,
First one I have seen to-night,
Hope with will and hope with might,
Hope my wish will come true to-night."

Beim Versteckenspielen wird gesprochen:

„Anna danna de da
Golla ralla me ma
Sida dida boma nida
Anna danna dix tus."

Oder auch:

„One, two, three, four, five, six, seven,
All good children go to Heaven."

Den Fingern ist folgendes Liedchen gewidmet:

„This pig (Daumen) went to market,
This pig (Zeigefinger) stayed at home,
This pig had a piece of roastbeef,
This pig had none,
This little pig cried wee, wee all the way home."

Ist Jemand krank, so sprechen die Kinder:

„Uncle John is sick in bed,
What shall we send him?
Three good kisses,
Three good wishes,
And a slice of ginger bread.
Where shall we put it in?
Take a piece of paper.
Paper is not enough,
Take a little saucer."

Regnet es am Waschtage, so braucht man den Reim:

„Rain, rain go away,
Come some other washing day."

Andere im Staate Indiana, besonders in Evansville häufige Kinderverse lauten:

„Sallie o'er the water,
Sallie o'er the sea,
Sallie o'er the blackboard
Cannot catch me."

„As I climbed up the apple-tree,
All the apples fell on me.
Bake a pudding, bake a pie,
Did you ever tell a lie?
Yes, you did, you know you did,
You broke your mother's tea-pot lid.
L-i-d spells the word lid."

„The dude in the pickle,
John wants a nickle,
Climbing up the golden chairs."

„Little Annie Rooney
Sitting in the sun,
Down went Mac Ginty,
Johnny catch a gun."

„— is no good,
Chop her up for fire-wood;
When she's chopped,
Put her in a pot,
And eat her up for mutton-chop."

„My mother has a fan,
And this is the way she opens it."

„There was a crooked man,
He walked a crooked mile,

He found a crooked six-pence
Against a crooked stile,
He bought a crooked cat,
Which caught a crooked mouse,
And they all lived together
In a crooked little house."

„Upon my word and honor,
As I went to Stoner,
I met a pig without a wig,
Upon my word and honor."

„Little Tommy Pucker
Sang for his supper;
What shall he have to eat?
White bread and butter.
How shall he eat it
Without e'er a knife?
How can he marry
Without e'er a wife?"

„Mary, Mary, quite contrary,
How does your garden grow?
With silver bells and cockled shells
And pretty maids all in a row."

„Shoe the little horse,
Shoe the little mare,
Set the little colt
Go bare, bare, bare."

„Little Polly Flinders
Sat among the cinders,
Warning her little toes;
Her mother came and caught her,
And scolded her little daugter
For spoiling her nice new shoes."

„Curly locks, curly locks, will you be mine?
You shall not wash the dishes, nor yet feed the swine,
But sit on a cushion, and sew a fine seam,
And feed upon strawberries, sugar and cream."

„Diddle, Diddle, Dumpling, my son John
Went to bed with his stockings on,
One shoe off and one shoe on,
Diddle, Diddle, Dumpling, my son John."

„Handy, Spandy, Jack-a-Dandy
Loves plum-cake and sugar candy.
He bought some at the baker's shop,
And away he went hop, hop, hop."

„I had a little husband,
Not bigger than my thumb;
I put him in a pint pot,
And there I bid him drum."

„Cheap John, cheap John,
How do you sell your socks?
Wholesale, retail,
Five cents a box."

„One for good measure,
„One for good treasure,
One for the old cat
To die down dead."

„The butcher, the baker,
The candlestick-maker,
A high swing,
A low swing,
A swing to get off forever-forever." [1])

---

[1]) Dieser und der voranstehende Vers wird von Kindern beim Schaukeln gebraucht.

„Mrs. Marten went up town
With a load of hay;
Mr. Marten came in a cart
And blew them all away.“

„Whatever happens twice,
Will happen thrice.“

„One for the money,
Two for the show,
Three to make ready,
And four for to go.“

„Here I stand on two little chips,
Come and kiss my sweet little lips.“

„Up went Mattie's hand,
Up went Pattie's hand,
Up went Freddie's hand, too;
But little Willie,
He was so silly,
He didn't know what to do.“

„There came an old woman from Germany
With all her children around her.
One could knit, the other could sew,
The other could make the lily white grow.“

„A lady who lived by the Niger
Went out to ride with a Tiger.
They returned from the ride
With the lady inside,
And a smile on the face of the tiger.“

Don't steal this book, little rat,
For fear the owner may be the cat.
(Buchinschrift.)

Der allbekannte englische Kindervers:
„Peter, piper, pumpkin eater,
Had a wife and could not keep her;

He put her in a pumpkin shell,
And there he kept her very well."

hat ein spanisches Seitenstück, das also lautet:[1])

„Pepe, re— Pepe
Mato a la mujer
Con siete cuchillos
Y un alfiler;
La metio en un cesto,
La lievo a vender,
Le sace un doblon
Y lo metio en penchon."

(Joseph tötete seine Frau mit sieben Messern und einer Stecknadel; er steckte sie in einen Kasten, verkaufte sie und erhielt eine Dublone dafür; diese legte er in Backwerk an).

Die Inschrift „Pike's Peak or Bust", welche in früheren Zeiten auf den Leinendächern vieler Prairieschooner oder Emigrantwägen zu lesen war, ist von Zeit zu Zeit variiert worden, wenn immer ein neues Paradies die Auswanderer anzog. Auch enttäuschte Pioniere versehen ihre Prairieschooner mit Inschriften, wie z. B.:

In God we trust,
In Dakota we bust.

Das neueste und gelungenste auf diesem Felde las ich auf einem grofsen Prairieschoner, dessen Insassen auf der Rückwanderung von Oklahoma den Ort Osbourne, Kans., passierten.

Die Inschrift lautetete:

Oklahoma for Starvation,
Kansas for Desolation,
Texas for Devastion,
Nebraska for Damnation.
Going to Ohio to sponge on wife's relation,
To hell with Democratic Administration.

---

[1]) P. 79. W. Knapp, Grammar of the Modern Spanish Language. Boston 1896.

Da nun dieses Kapitel so wie so einen mosaikartigen Charakter trägt, so darf ich es wohl wagen, demselben noch einige Reime hinzuzufügen, die teilweise von mir im preufsischen Lahnthale, teilweise von Lorenz Rohr[1]) nach mündlicher Mitteilung aufgezeichnet worden sind.

„Jetzt sind wir all beisammen,
Bis auf den Itzig Schmuhl;
Er sagt, er könnt nit kommen,
Er müfst erst in die Schul."

„Ich hab nichts, mein' Frau hat nichts,
Freut uns doch die Schlüsselbüchs."

„Sechs mal sechs ist sechsunddreifsig,
Ist der Mann auch noch so fleifsig,
Und die Frau ist liederlich,
Dann geht alles hinter sich."

„Leier, leier Löffelstiel,
Alte Weiber fressen viel,
Junge müssen fasten;
Das Brot liegt im Kasten,
Du mufst es tasten."

„Eio popeio,
Schlag's Hähnelein tot;
Es legt keine Eier
Und frifst dir dein Brot."

„Ach, sprach sie,
Da lebte sie noch;
Da griff sie darnach,
Da hatt' sie sie noch."

„Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben,
Wo ist denn mein Schatz geblieben?
Ist nicht hier, ist nicht da,
Ist wohl in Amerika."

---

[1]) Chefredakteur des „Evansville Demokrat" und Verfasser der Pfälzergedichte „Zwewle, Knowloch un Marau". München 1896.

„Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs,
Wer was hat, versteck's,
Sonst nimmt's der grofse Rex.“

„Sonne am Morgen:
Kummer und Sorgen;
Sonne am Abend:
Glück und labend.“

„Eins, zwei, drei, vier,
Stand ein Männchen vor der Thür,
Hielt ein Gläschen in der Hand,
Pink, pank Zuckerkant.
Zuckerkant war eingeschlossen,
Meine Mutter bäckt einen Kuchen,
Legt ein Stückchen auf den Tisch,
Kam die Katz und frafs den Fisch.“

„Die Katze läfst das Mausen nicht,
Die Männer naschen gern;
Und die Mannsleut sind so eingericht,
Sie brauchen kein Latern.“

„Jüngst sah ich durch ein Schlüsselloch
Ein wunderschönes Ding,
Ein alter Mann, der fechten wollt,
Mit einer stumpfen Kling.“

„Dieses Buch ist mir lieb,
Wer es stiehlt, der ist ein Dieb;
Wer es aber wiederbringt,
Der ist ein Gotteskind.“ [1])

---

[1]) „Dieses Büchlein ist mir lieb,
Wer es stiehlt, der ist ein Dieb.
Wenn ich ihn ertapp',
Reifs ich ihm die Ohren ab.“

(S. 451. Hruschka und Toischer, Deutsche Lieder aus Böhmen Prag 1891).

Nachfolgende Lieder stammen aus Wolfenbüttel.

„Muhkuh von Bremen,
Solltest dich 'mal schämen;
Bist gereist nach Halberstadt,
Hast dem — nichts mitgebracht:
Was sollt' ich denn bringen?
Ein Paar Schuh' mit Ringen,
Ein Paar Schuh' mit Gold beschlagen,
Die soll unser — tragen."

„Tanz' mit mir,
Tanz' mit mir!
Ich hab' ne bunte Schürze für,
Hab' noch eine drunter,
Die ist noch viel bunter."

„Eia pombeia! Was rasselt im Stroh?
Das sind die kleinen Gänse, die haben keine Schuh'.
Der Schuster hat Leder, keinen Leisten dazu,
Sonst hätten die Gänslein schon längst ein Paar Schuh'."

„Ringe, Ringe, Rose!
Butter in der Dose,
Mehl im Kasten,
Morgen woll'n wir fasten,
Übermorgen Lämmlein schlachten,
Das soll sagen: Blää!"

„Ich bin der Schneider Kackadu,
Gereist durch alle Welt
Und bin vom Kopf bis auf die Schuh'
Ein Bügeleisenheld."

„Schneckenhaus,
Kriech' heraus!
Steck' all deine Fühlhörner 'raus!
Thust du's nicht,
Werf' ich dich in 'n Graben,
Dann fressen dich die Raben."

„Ringe, Ringe, Reihe!
Kinder sind wir dreie,
Setzen uns unter'n Hollunderbusch,
Rufen alle: Husch! husch! husch!
Kickericki!“

„Der Spatz sitzt auf der Mauer,
Faa — Rii — Fumm.
Die Katz' sitzt auf der Lauer,
Faa — Rii — Fumm.
Fari, Fara, ihr Spätzelein,
Nehm't euch in acht, vor'm Kätzelein;
Fari, fara, farum!“

„Eene, deene Tintenfaſs,
Geh' zur Schul' und lerne was.
Wenn du dann was kannst,
Sollst du heiſsen Hans;
Wenn du aber nichts kannst,
Sollst du heiſsen Fuchsschwanz.“

„Hänschen sat in Schornstein
Un plickte sinen Schau,
Da kam sau 'n wackeret Mäken her,
Dat sach so nipe tau:
‚Hänschen, wenn du frieen wut,
So friee du mit mik.
Ik häw en blanken Dhaler,
Den will ik gewen dik.‘
Hans, nimm se nich; Hans, nimm se nich;
Sie hat en schiepen Faut.
Da smeer ik en Betten Salbe up,
Denn ward dat wedder gaut.“

„Aarm, Daarm,
Water is waarm!
Swineken steken,
Werstken mäken,
Dat soll seggen: Quie—ie—iek!“

„Müller, Müller, Mahler,
Mädchen kosten en Thaler;
Jungens kosten en Reitpferd,
Das ist tausend Thaler wert.“

„Rab', Rab', Löffeldieb,
Böser, Niemand hat dich lieb.“

„Hopp, Reiter zu Pferde,
Wo kommet ihr her?
Von Sichsen, von Sachsen
Von Duderstadt her.
Von Sichsen, von Sachsen
Wo die schönen Mädchen
Auf den Bäumen wachsen.
Hätt' ich daran eher gedacht,
Hätt' ich mir eins mitgebracht.“

„Semi Bottermelk!
Achtein Klümpe!
Hew' ick keine Schuhe mehr,
Danz' ick in de Strümpe.“

„Su-Susenne!
Der Fuchs der frafs die Henne,
Da gab er mir den Magen,
Ich sollt' es niemand sagen.
Da sagte ich's, da schlug er mich,
Da weinte ich.
Da gab er mir ein Butterbrot,
Da war ich wieder stille,
Das war dem Fuchs sein Wille.“

„Eelchen, Seelchen!
Tipp' in!
Klapp' in!
Diddlediddlediddledi!“

„Hopp, hopp, hopp nach Möllen![1])
Der Bauer reitets Föllen,
Der Jochen reit't die bunte Kuh;
Hopp hopp gehts nach Möllen zu."

„Hopp, hopp Reiter!
Wann er fällt, dann schreit er.
Fällt er in den Graben,
So fressen ihn die Raben.
Fällt er in den Sump,
Macht der Reiter Plump."

„Schlaf, Kindchen, schlafe!
Der Vater hüt't die Schafe,
Die Mutter schüttelt's Bäumelein,
Fällt herab ein Träumelein.
Schlaf, Kindchen, schlafe!"

„Tuck, tuck tuck min Häuneken,
Wat makst du up minen Hoff?
Du plickst mick all mine Bläumeken,
Dat makst du gar tau groff.
Wart', ich will't dem Vadder saggen,
Vadder werd dick slahn.
Tuck, tuck tuck, min Häuneken,
Wie werd et di ergah'n?"

„Blää, Lämmchen, blää!
Ein Lämmchen lief in's Holz.
Es stiefs sich an ein Steinchen,
Da that ihm weh sein Beinchen,
Da rief das Lämmchen: blää!

Blää, Lämmchen, blää!
Ein Lämmchen lief in's Holz.
Es stiefs sich an ein Stöckchen,
Da that ihm weh sein Köpfchen.
Da rief das Lämmchen: blää!

[1]) In Möllen ist der Eulenspiegel begraben.

Blää, Lämmchen, bläā!
Das Lämmchen lief in's Holz.
Es stiefs sich an ein Sträuchelchen,
Da that ihm weh sein Bäuchelchen,
Blää, Lämmchen, bläā!"

„Hoppe, hoppe, Reiterlein!
Wenn die Kinder kleine sein,
Reiten sie auf Stöckelein.
Wenn sie gröfser werden,
Reiten sie auf Pferden.
Geht das Pferdchen tripp und trapp,
Wirft den kleinen Reiter ab.
Pardauz in den Graben!"

„Da hast 'n Thaler!
Geh' nach dem Markt,
Kauf' dir 'ne Kuh,
Kriegst 'n Kälbchen zu
Mit 'n Schwänzchen
Diddlediddlediddledänzchen."

„Das ist der Daumen,
Der schüttelt die Pflaumen,
Der sucht se auf,
Der trägt se heim,
Der ifst se alle auf."

(Kleinfinger) „Klein Mädchen,
Hole Wasser,
Mach' Feuer an,
Koche Reis.
(Ringfinger) Gieb dem was ab,
(Mittelfinger) Gieb dem was ab,
(Zeigefinger) Gieb dem was ab,
(Daumen) Dem hau rutsch rutsch rutsch'n Kopf ab."

Wenn sich in der bayrischen Pfalz kleine Kinder weh gethan haben, bläst man auf den verletzten Körperteil und spricht dabei:

„Heile, heile, Segen,
Drei Tage Regen,
Drei Tage Sonnenschein,
Dann wird's wieder besser sein."

Andere Volksreime der Pfälzer sind:

„Krabb, Krabb dei' Nescht brennt!
's haken siwwe Junge d'ren:
Der en' kreischt wick wack,
Der anner kreischt Dicksack,
Der anner peift Holliet[1]),
Schpring m'r nooch, du kriegscht mich do nit."

„Hopp, hopp, hopp,
Mein Geld ist fort,
Zu Strafsburg liegt mein Ranze;
Geh' mir weg,
Du bucklige Krott,
Ich mag net mit dir tanze."

„Wann die Gebirgsleut Mischt hinausfahre
Brauchen sie kein Karg zu schmiere;
Sie henken sich die Rückkäp an,
Und tragen den Mischt den Berg hinan."

In einer Wirtschaft zu Pittsburg in Pennsylvanien hörte ich einst folgenden Vers:

„Mei Schatz is a Waschweib,
Und gar resolut,
Sie wascht mir mei Hemden,
Und Kragen recht gut.
Doch wenn's amol bös wird,
Da nimmt's mi beim Schopf,
Und steckt mi ins Waschfafs,
Und wascht mer den Kopf."

---

[1]) Holliet = Das Pfeifen des Flurschützen.

Druck von C. Schönert in Leipzig.

